

Das Leben von Joseph Bates



Eine Autobiographie
nacherzählt
von
Joachim Schwarz

Herausgeber:
SABBATRUHE-ADVENT-GEMEINSCHAFT

Gesamtherstellung und Versand:
Sabbatruhe-Advent-Gemeinschaft
Waldstraße 37
D-57520 Dickendorf

Originalausgabe:
Autobiography of Joseph Bates

Erste Ausgabe:
Juni 1998

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|-----|---|-----|
| 1. | Erste Erfahrungen zur See | 5 |
| 2. | Fahrt über den Atlantik und Gefangenschaft | 9 |
| 3. | Die Rodney 74 | 14 |
| 4. | Kriegsgefangenschaft | 21 |
| 5. | Fluchtversuche und Unterbringung in Dartmoor | 28 |
| 6. | Friedensvertrag und Mißhandlungen | 35 |
| 7. | Heimfahrt in die USA | 42 |
| 8. | Seefahrten | 48 |
| 9. | Ein Hurrikan | 58 |
| 10. | Ankunft zu Hause und weitere Seefahrten | 68 |
| 11. | Entscheidung, niemals mehr Schnaps zu trinken. | 75 |
| 12. | Entscheidung, keinen Wein mehr zu trinken | 83 |
| 13. | Südamerika und Entscheidung, nicht mehr zu rauchen . . | 89 |
| 14. | Heimfahrt und tiefe Überlegungen | 95 |
| 15. | Sündenerkenntnis | 104 |
| 16. | Wachstum im Glauben. | 112 |
| 17. | Ein Mäßigkeitsschiff | 120 |
| 18. | Piraten | 127 |
| 19. | Bekehrungen an Bord | 136 |
| 20. | Mäßigkeits- und Antisklavereibewegung. | 140 |
| 21. | William Miller predigt. | 149 |
| 22. | Erste Konferenzen | 156 |
| 23. | Verkündigung der Wiederkunft Christi | 162 |
| 24. | Widerstand und Zeichen am Himmel. | 170 |
| 25. | Verkündigung in den „Sklavenstaaten“ | 177 |
| 26. | Erste Enttäuschung und Verzögerungszeit | 184 |
| 27. | Der Mitternachtsruf, die Enttäuschung und die dritte Engelsbotschaft | 190 |

Kapitel 1

Erste Erfahrungen auf See

Ich wurde am 8. Juli 1792 in Rochester geboren. Ein Jahr später zogen wir nach New Bedford um, das ungefähr sieben Meilen entfernt lag. Hier hatte mein Vater ein Handelsgeschäft. Während des Krieges mit England wurde New Bedford im Jahr 1812 geteilt, und der östliche Teil wurde Fairhaven. Hier war mein Wohnort, bis ich im Mai 1858 mit meiner Familie nach Michigan umzog.

Als ich noch ein Schuljunge war, wollte ich unbedingt Seemann werden. Wie glücklich wäre ich gewesen, an Bord eines Schiffes zu kommen und eine Entdeckungsreise um die Welt mitzumachen! Ich wollte so gerne wissen, wie es auf der anderen Seite des Meeres aussah. Wann immer ich daran dachte, meinen Vater zu fragen, ob er damit einverstanden wäre, verließ mich allerdings der Mut. Ich wußte ganz genau, daß er nein sagen würde. Als ich mit meiner Mutter sprach, um etwas Trost zu bekommen, versuchte sie mich umzustimmen. Sie riet mir, einen anderen Beruf zu wählen. Schließlich aber wurde mir erlaubt, mit meinem Onkel eine kleine Reise nach Boston zu unternehmen, um mich von meinem Wunsch, ein Seemann zu werden, zu heilen. Das Gegenteil war der Fall. Und so gaben sie schließlich meinen Wünschen nach.

Ein neues Schiff, die Fanny, sollte nach Europa segeln. Der Kommandeur Elias Terry kam mit meinem Vater überein, daß er mich auf dieser Reise als Kajütenjunge mitnehmen würde.

Und so segelte ich im Jahr 1807, als ich 15 Jahre alt war, von New Bedford mit nach New York City, um von dort eine Ladung nach London in England zu bringen. Auf unserem Weg nach New York kamen wir an eine schwierige Stelle. Diese Stelle ist ein enger, gefährlicher Durchgang mit schroffen Klippen rechts im Meer und hohen Felsen links am Ufer. Aus diesem Grund wird dieser Ort auch das Höllentor genannt. Was es so gefährlich macht, ist der gewaltige Wasserstrom, der durch diesen engen Kanal hindurchrauscht. Viele Schiff-

fe, die nicht aufgepaßt haben, sind in diesen Wasserströmen und an den Felsen schon innerhalb von einigen kleinen Momenten zerschollen. Als wir mit unserem Schiff nahe an diesen gefährlichen Platz kamen, ging der Steuermann an das Steuerrad und bat den Kapitän, alle an Deck zu rufen. Dann stellte er uns an verschiedene Stellen auf dem Schiff, damit wir, wenn irgendeine Not auftreten würde, sofort die Segel einrichten könnten. Danach bat er uns, völlig ruhig zu sein, während wir durch dieses gefährliche Tor hindurchführen, damit wir besser seine Anweisungen verstehen könnten. Und so war jeder Mann und jeder Junge an seinem Platz, die Augen still auf den Steuermann gerichtet, und wartete auf die Anweisungen. Auf diese Weise kam unser gutes Schiff sicher durch das Tor und den wild aufschäumenden Gischt und konnte unbeschadet im Hafen der Stadt ankern.

Die Erfahrung und die hervorragende Kenntnis unseres Steuermanns hatte uns sicher durch diesen Weg geführt. Die Ruhe und gespannte Aufmerksamkeit der Mannschaft hatte sich mir tief eingepägt. Sofortiger Gehorsam in gefährlichen Zeiten auf dem hohen Meer hat mit dem Segen Gottes Tausende von Menschen von dem Grab im Meer gerettet.

Unser Schiff wurde mit Weizen voll beladen. Man konnte Angst haben, daß es unter der schweren Last sinken würde. Am Abend vor der Abfahrt kam Herr Eldridge an Bord des Schiffes, mit einer Laterne in der Hand, weil es dunkel war. Plötzlich rutschte er aus und fiel in den Fluß. Sofort wurde ihm ein Seil nachgeworfen. Glücklicherweise konnte er es ergreifen, und nach einigen Kämpfen wurde er auf das Deck des Schiffes gezogen. Als er wieder richtig atmen konnte, klagte er, daß er seine neue Laterne verloren hätte. Da sagte Herr Adams zu ihm: „Sie haben die Laterne doch in Ihrer Hand!“ Wenn es eine Kanonenkugel gewesen wäre, was er in der Hand hatte, dann hätte sie ihn bestimmt bis auf den Grund des Meeres hinuntergezogen. Ertrinkende Menschen halten nämlich alles ganz fest, was sie in ihrer Hand haben.

Wir hatten eine gute Reise über den Atlantik. Zwischen Frankreich und England fuhren wir durch den Kanal der Nordsee und legten schließlich in London an. Als die Beamten in London unsere Ladung betrachteten, waren sie überrascht, wie sauber und trocken der Weizen war. Er sah genauso frisch aus wie zu dem Zeitpunkt, als wir New York verließen. Unsere Wasserkanister füllten wir mit dem Wasser aus der Themse, einem Fluß, der durch London fließt. Die-

ses Wasser war so schmutzig, daß ich mir nicht vorstellen konnte, wie man es trinken konnte. Grünes, gelbes und rotes Wasser war mit all dem Schmutz von Tausenden von Schiffen und dem vielen Dreck aus der Stadt London gefüllt. Nach einigen Tagen allerdings setzte sich der ganze Schmutz, und das Wasser wurde klar, solange es nicht wieder aufgewirbelt wurde.

Auf unserer Rückreise, ungefähr 18 Tage, nachdem wir England verlassen hatten, geschah folgendes: An einem Sonntag morgen folgte uns ein sehr großer Hai. Ein großes Stück Fleisch wurde an einem Seil festgemacht und dem Schiff nachgezogen, um diesen Hai zu verführen, näherzukommen. Dann wollten wir ihn fangen und töten. Aber der Hai ließ sich nicht verführen und folgte immer im gleichen Abstand dem Schiff. Bei solchen Gelegenheiten kommen all die alten Geschichten über Haifische wieder auf: wie sie Seeleute lebend verschlungen haben, wie sie sie in der Mitte auseinandergebissen haben usw. Es wird oft wohl mehr Schlimmes über sie erzählt, als tatsächlich zutrifft.

Es wird berichtet, daß Haifische manchmal mehrere Tage den Schiffen auf dem Ozean folgen und darauf warten, daß irgendwelche Kranke, die auf dem Schiff sind, über Bord geworfen werden, wenn sie gestorben sind, so daß sie sie fressen können. Normalerweise sind Seeleute sehr tapfer und haben keine Angst. Sie wagen fast alles und schrecken vor keinem Kampf zurück. Sie kämpfen gegen die Stürme des Meeres. Aber der Gedanke, von einem Hai lebendig verschlungen zu werden, erschüttert sie in ihrem Herzen. Außerdem sind sie oft abergläubisch.

Gegen Abend dieses Tages hatten wir lange umsonst versucht, den Haifisch zu ködern oder ihn von seinem Ort hinter dem Schiff wegzubekommen. Ich stieg auf den Mast, um zu sehen, ob es irgendwo noch ein anderes Schiff gäbe oder irgend etwas außer Himmel und Wasser gesehen werden könnte. Als ich wieder herunterstieg, ungefähr 17 Meter über dem Deck und 20 Meter über dem Wasser, griff ich mit meiner Hand daneben und fiel rückwärts. Wenn nicht ein Seil meinen Fall umgelenkt hätte, wäre ich bestimmt auf das Deck gefallen. So wurde ich mitten ins Meer geschleudert. Als ich wieder aus dem Wasser hochkam, kämpfte ich um Luft. Sofort sah ich, daß das Schiff, meine einzige Hoffnung, weit außerhalb meiner Reichweite fuhr. Ich hatte schwere Kleidung an, und ich strengte mich sehr an, um ihm zu folgen. Ich sah, daß der Kapitän, die Offiziere und alle Schiffsleute auf dem Deck waren. Der erste Offizier warf mir mit all

seiner Kraft ein Seil zu, und das Ende dieses Seils konnte ich ergreifen. Er schrie: „Halt es fest!“ Ich hielt es, und sie zogen mich durch die See auf das Schiff. Schließlich konnte ich meine Füße wieder auf Deck setzen. Als ich gefragt wurde, ob ich verletzt war, antwortete ich „nein“. Da fragte ein anderer: „Wo ist der Hai?“ Ich erzitterte im Innersten genauso, wie sie gezittert hatten, als sie dachten, er würde mich jeden Moment ergreifen. Der Gedanke an den Hai war gar nicht in meinen Kopf gekommen, während ich im Wasser war. Jetzt ging ich auf die andere Seite des Schiffes, schaute nach ihm aus und sah, wie er ruhig neben dem Schiff schwamm, nicht weit weg von dem Schiff und scheinbar unbemerkt von uns. Wir störten ihn in keiner Weise. Denn alle waren so glücklich, daß ich wieder an Bord war und nicht nur vor dem Ertrinken bewahrt worden war, sondern auch vor diesem schrecklichen Hai, der neben uns her schwamm. Bald allerdings war der Hai weg, und wir konnten ihn nicht mehr sehen. Es war ein Wunder, daß er seinen Platz gewechselt hatte und so gar nicht bemerkte, wie ich ins Wasser gefallen war.

Kapitel 2

Fahrt über den Atlantik und Gefangenschaft

Bald begab ich mich auf eine weitere Reise. Sie führte von New York nach Archangelsk, das in Rußland liegt. Ungefähr Mitte Mai entdeckten wir an einem Nachmittag eine Reihe von Eisbergen. Einige von ihnen erschienen wie riesige Städte. Dies war ein unmißverständliches Zeichen, daß wir uns nahe an der Küste von Neufundland befanden, ungefähr 1500 Meilen auf dem Weg von Boston nach Liverpool. Diese riesigen Eisberge werden vom Wind und der Strömung aus dem Norden hergetrieben.

Eine starke Brise aus dem Westen trieb uns kräftig voran. Der Nebel wurde so dicht, daß es unmöglich war, mehr als drei Meter voraus zu schauen. Um diese Zeit ungefähr, als W. Palmer das Schiff steuerte, fand eine Diskussion zwischen dem Steuermann und dem Kapitän statt. Der Kapitän sollte doch das Schiff festlegen und warten, bis der Morgen anbräche. Der Kapitän aber entschied, daß alles Eis vorüber sei, und er sagte, das Schiff müsse weiterfahren. Schließlich kam Mitternacht, und wir wurden von unserer Wache abgelöst, um uns für vier Stunden auszuruhen. Ungefähr eine Stunde später wurden wir von dem schrecklichen Ruf geweckt: „Ein Eisberg!“ Im nächsten Moment tat es einen furchtbaren Schlag. Als ich wieder zu Bewußtsein kam, merkte ich, wie ich von Palmer eng umschlungen war. Die anderen, die sich auch ausgeruht hatten, konnten noch auf das Deck entkommen und hatten die Tür zugeschlagen. Nach mehreren erfolglosen Versuchen, die Leiter zu finden, um auch an Deck zu gelangen, gaben wir in Verzweiflung auf. Wir legten uns unsere Arme gegenseitig um den Hals und erwarteten zu sterben. Das Schiff ächzte. Immer wieder konnten wir die Schreie einiger verzweifelter Leute unserer Mannschaft hören, die oben auf Deck zu Gott um Gnade flehten. All das steigerte unsere Verzweiflung.

Was für ein schrecklicher Gedanke: hier zu sterben und mit dem zerstörten Schiff auf den Boden des Ozeans zu sinken! Weit weg von zu Hause und von allen Freunden, ohne die geringste Vorbereitung

oder Hoffnung auf einen Himmel oder auf ein ewiges Leben; für immer verbannt von der Gegenwart des Herrn!

In diesem schrecklichen Moment wurde die Luke aufgeworfen, und der Ruf erklang: „Ist da noch jemand unten?“ Im nächsten Augenblick waren wir oben an Deck. Einen Augenblick stand ich still, um mir einen Überblick zu verschaffen. Das Schiff war zum Teil unter eine Eisscholle geraten. Die Segel waren voll vom Wind durchblasen, und kräftige Wellen klatschten gegen die Schiffswand. Wenn sich nicht sofort etwas änderte, war unser Schicksal klar. In wenigen Momenten wäre es zu Ende.

Mit einigen Schwierigkeiten kämpfte ich mich zum nächsten Deck vor, wo der Kapitän mit einem weiteren Seemann auf den Knien zu Gott um Gnade flehte. Der Steuermann versuchte mit so vielen Helfern, wie er konnte, vergeblich, das Ersatzboot gängig zu machen. Plötzlich hörte ich den Ruf: „Was machst du mit mir, Palmer?“ Antwort: „Ich werfe dich über Bord!“ „Laß mich um Gottes willen allein“, antwortete der Kapitän. „In weniger als fünf Minuten werden wir alle in der Ewigkeit sein.“ Palmer schrie mit einem schrecklichen Fluch: „Das ist mir völlig egal. Du bist schuld an all dem! Und ich werde mich freuen, wenn du zuerst gehst!“ Ich ergriff ihn fest und drang in ihn, daß er den Kapitän in Ruhe lassen und mit mir zusammen versuchen sollte, das Schiff leer zu pumpen. Schließlich gab er nach, und zu unserer Überraschung funktionierte es. Diese unerwartete gute Nachricht breitete sich schnell aus, und auch der Steuermann unterstützte uns völlig. Mit klaren, lauten Worten gab er Befehle, daß die Segel umgesetzt werden sollten. Wohl selten wurde Befehlen so schnell und sofort gehorcht wie dieses Mal. Nachdem der Wind aus den Segeln genommen war, befreite sich das Schiff sofort und löste sich von der Eisscholle.

Jetzt sahen wir erst, daß unser gutgebautes Schiff vorne völlig zerstört war und daß der Hauptmast auch kurz davor war, zusammenzubrechen. Am meisten Sorge machte uns aber, daß wir so ans Eis geraten würden, daß die schwere See über Deck fluten und uns in wenigen Augenblicken versenken würde. Während wir angstvoll auf dieses Ereignis warteten, bemerkten wir, daß das Meer gegen die westliche Seite des Eises brauste und voller Kraft von dort zurück gegen das Schiff schlug. So wurde das Schiff davor bewahrt, in Kontakt mit dem Eis zu kommen. Auf diese Weise wurden wir mehr und mehr zum südlichen Teil des Eisberges getrieben. Hier konnten wir nicht einmal mehr die Spitze des Eisberges sehen, so hoch war er.

In dieser äußersten Spannung sahen wir keine Möglichkeit zu entkommen. Nur Gott konnte noch einen Weg wissen, wie wir aus diesem Unglück herausfinden könnten. Und er hat seinen Weg in allen Schwierigkeiten bereitet. Ungefähr um vier Uhr morgens — alle Hände waren aufs eifrigste damit beschäftigt, die Trümmer wegzuräumen — ertönte ein Ruf: „Dort ist der östliche Horizont, der Tag bricht an!“ Das war das Zeichen, daß wir gerade von der westlichen Seite zur südlichen Seite des Eisbergs kamen. Hier konnte das Schiff wieder durch menschliche Fähigkeiten geführt werden. „Nimm das Steuerruder“, rief der Kapitän „und halte das Schiff vor dem Wind! Sichert den Hauptmast! Räumt die Trümmer weg!“ Vierzehn Tage später kamen wir sicher am Shannon an, einem Fluß in Irland, wo wir für unsere weite Reise nach Rußland alles wieder in Ordnung brachten.

Ich mußte an den Bibeltext denken (Psalm 107,23—31): „Die mit Schiffen auf dem Meer fuhren und trieben ihren Handel auf großen Wassern, die des Herrn Werke erfahren haben und seine Wunder auf dem Meer, wenn er sprach und einen Sturm mit erregte, der die Wellen erhob und sie gen Himmel fuhren und in den Abgrund sanken, daß ihre Seele vor Angst verzagte, daß sie taumelten und wankten wie ein Trunkener und wußten keinen Rat mehr, die dann zum Herrn schrien in ihrer Not, und er führte sie aus ihren Ängsten und stillte das Ungewitter, daß die Wellen sich legten und sie froh wurden, daß es still geworden war und er sie zum erwünschten Land brachte. Die sollen dem Herrn danken für seine Güte und für seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut.“

Liebe Freunde, egal welchen Beruf und welche Aufgabe ihr habt, trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, setzt euren Fuß an Deck des Evangeliumsschiffes. Der Eigentümer dieses herrlichen Schiffes kümmert sich um jeden Seemann an Bord. Er kennt jedes Haar auf dem Kopf von jedem. Er bezahlt die höchsten Löhne und verspricht jedem, der seine Pflicht gut tut, eine überaus hohe Belohnung. Damit alle Gefahren auf der Reise in Sicherheit durchgestanden werden können, hat er seinen Heiligen befohlen, auf diese wertvolle Mannschaft besonders aufzupassen. Sogar seinen Sohn hat er gesandt. Mit all seiner Kraft wirkt er, um ein geschickter Steuermann zu sein und das Schiff schließlich mit seiner ganzen Mannschaft zum Zielhafen zu bringen.

Nachdem wir in Irland unser Schiff repariert hatten, segelten wir weiter nach Rußland. Nach wenigen Tagen schlossen wir uns einem

englischen Konvoi von 200 bis 300 englischen Handelsschiffen an, die in das baltische Meer segelten. Diese Schiffe wurden von englischen Kriegsschiffen begleitet, um sie vor Feinden zu beschützen. An einer schwierigen Stelle kam ein heftiger Sturm auf und trieb uns zu einer ungeschützten Küste. Als der Sturm zunahm und sich die Dunkelheit der Nacht verstärkte, wurde unser Zustand immer alarmierender. Schließlich kam der Befehl für die gesamte Flotte, sofort Anker zu legen.

Endlich kam der lang ersehnte Morgen und zeigte uns, in was für einer schlimmen Lage wir waren. Alle, die sich fest verankert hatten, wurden durch die heftige See hin und her geworfen. Es war ein Wunder, daß die Anker noch hielten. Während wir sahen, wie bei einem Schiff nach dem anderen der Anker losriß und wie sie gegen die Felsen trieben, wo sie in Stücke geschlagen wurden, da brach auch unser Ankerseil. Mit aller Kraft versuchten wir dieser Situation zu entkommen, und tatsächlich hatten wir am nächsten Tag ein Stück Entfernung in die offene See erlangt. Hier wurde gemeinsam beschlossen, daß wir uns von dem Konvoi trennen und alleine versuchen sollten, an der Küste Dänemarks entlangzusegeln.

Wenige Stunden später, nachdem wir dankbar sahen, wie knapp wir dem Schiffbruch entgangen waren, entdeckten wir zwei verdächtig aussehende Schiffe, die versuchten, uns von der Küste wegzudrängen. Bald flogen Kanonenkugeln um uns herum, und es erschien uns vernünftig, die Schiffe an uns herankommen zu lassen. Es zeigte sich, daß es dänische Piraten waren, die uns gefangennahmen und nach Kopenhagen führten, wo das Schiff und die Ladung schließlich beschlagnahmt wurden — in Übereinstimmung mit Napoleon Bonapartes Entscheidung, weil wir mit den Engländern Kontakt hatten.

Innerhalb weniger Wochen wurden wir alle vor Gericht geführt, um über unsere Reise befragt zu werden. Kurz vor dieser Verhandlung hatte uns der Eigentümer der Ladung eine große Belohnung versprochen, wenn wir aussagen würden, daß wir direkt von New York nach Kopenhagen gefahren wären und daß wir keinen Kontakt mit den Engländern gehabt hätten. Seinem Vorschlag stimmten wir allerdings nicht alle zu. Schließlich wurden wir — jeder einzelne — verhört, und ich kam als erster dran. Ich denke, sie fragten mich zuerst, weil ich der einzige Jugendliche unter den Seeleuten war. Einer der drei Richter fragte mich in Englisch, ob ich wüßte, was ein Schwur ist. Ich sagte, ich wüßte es. Dann zeigte er mir eine Kiste und

erklärte: „Diese Kiste enthält eine Maschine, um jedem zwei Finger und den Daumen abzuschneiden, der falsch schwört. Hebe jetzt deine zwei Finger und deinen Daumen in die Höhe und schwöre!“ So mußte ich beschwören, daß ich die Wahrheit sagen würde. Ohne irgendwelche Überlegungen und Abwägungen sagte ich die völlige Wahrheit über unsere Reise. Später, als es erlaubt wurde, wieder auf das Schiff zu gehen, war es sehr klar, daß diese „kleine Kiste“ die Wahrheit aus allen herausgebracht hatte. Einige von unserer Mannschaft gingen später auf einem Spaziergang am Gefängnis vorbei und sahen einige holländische Seeleute, denen tatsächlich zwei Finger und der Daumen abgeschnitten worden waren, weil sie gelogen hatten. Wie dankbar waren wir über unser knappes Entkommen, weil wir die Wahrheit erzählt hatten.

Nachdem unser Schiff, unsere Ladung und auch unser Lohn dahin waren und wir nur noch unsere Kleidung hatten, endete unsere Reise nach Rußland. Bevor aber der Winter anbrach, begab ich mich an Bord eines dänischen Schiffes und fuhr nach Pillau in Preußen, wo wir nach einer schwierigen Reise ankamen. Hier stiegen wir auf ein anderes Schiff, das von Rußland kam und nach Belfast in Irland fuhr. Von Belfast aus versuchten wir nach Liverpool zu kommen und von dort wieder zurück nach Amerika. Wenige Tage, nachdem wir angekommen waren, drangen ein Offizier und zwölf Männer in unsere Unterkunft ein und fragten uns, woher wir kämen. Wir sagten, daß wir unter dem Schutz Amerikas standen und Bürger der Vereinigten Staaten waren. Das genügte ihnen nicht. Sie ergriffen uns, zogen uns fort und brachten uns an einen geheimen Ort.

Am nächsten Morgen wurden wir von einem Schiffsleutnant verhört, und es wurde befohlen, daß wir uns der britischen Armee anschließen. Damit wir nicht entkommen könnten, wurden wir von vier kräftigen Männern ergriffen, und der Leutnant ging mit gezogenem Schwert vor uns her. So wurden wir mitten durch eine der Hauptstraßen von Liverpool geführt, als ob wir Verbrecher wären. Als wir am Fluß ankamen, brachten sie uns auf ein Schiff, die „Princess“ der königlichen Marine. Nach einer strengen Durchsuchung wurden wir in das Gefängnis im unteren Deck gebracht mit 60 angeblichen anderen Amerikanern, die in der gleichen Weise einfach gefangengenommen worden waren wie wir. Dies alles geschah am 27. April 1810. Damals war ich 17 Jahre alt.

Kapitel 3

Die Rodney 74

An Bord dieses Schiffes hatten wir alle, die wir Amerikaner waren, nur einen Gedanken. Unrechtmäßig waren wir ergriffen worden, ohne daß wir in irgendeiner Weise jemanden provoziert oder geärgert hätten.

Einige Tage später mußte die Mannschaft des Schiffes, auf dem wir gefangen waren, einen ihrer Leute, der gestorben war, begraben. Das schien einigen von uns ein günstiger Zeitpunkt zu sein, um zu entfliehen. So versuchten wir, die Eisenriegel durchzubrechen und zu entfliehen, indem wir mit der starken Strömung davonschwimmen wollten. Die Eisenriegel konnten erstaunlich gut durchbrochen werden, und als alle bereit waren, zu entfliehen, sprang einer nach dem anderen vom Schiff. In dem Augenblick kam aber auch schon die Mannschaft des Schiffes zurück, und sofort sahen sie, was geschehen war. Sie ergriffen einen nach dem anderen von uns Amerikanern und peitschten ihn auf dem nackten Rücken in einer fürchterlichen Weise aus. Mehrere Stunden schlugen sie uns, und erst gegen 9.00 Uhr abends hörten sie auf. Am nächsten Tag wollten sie noch weitermachen. Aber sie hatten keine Zeit, dieses Werk fortzusetzen, denn es kam der Befehl, daß wir auf ein anderes Schiff gebracht werden sollten, auf eine Fregatte, die in der Nähe ankerte. Diese Fregatte sollte bald in See stechen.

Wenige Tage später kamen wir nach Plymouth. Dort wurden wir nochmals untersucht, und alle, die in einem guten Zustand waren, wurden auf eines der größten Schiffe gebracht, die „St. Salvadore del Mondo“. Auf diesem riesigen Schiff waren 1500 Personen, denen es nicht anders ging als mir. Hier entschlossen sich ein junger Mann von Massachusetts und ich, daß wir auf jeden Fall versuchen wollten zu entkommen, egal ob wir dabei sterben müßten. Wir bereiteten ein langes Tau vor und achteten ganz genau darauf, was die Soldaten und Seeleute, die gerade Wache hielten, taten, bis sie schließlich von ihrer Aufgabe um Mitternacht befreit wurden.

Unser Tau und die Tücher, die zusammen ungefähr 10 m lang waren, reichten bis hinunter ans Wasser. Einige Freunde hielten das Tau fest. Forbes, mein Gefährte, flüsterte: „Kommst du nach?“ Ich antwortete: „Ja.“ Als er das Wasser erreicht hatte, rutschte ich ihm hinterher. In dem Augenblick schlug es auf dem Schiff Alarm. „Mann über Bord!“ Unser Freund oben ließ das Tau los, da er Angst hatte, entdeckt zu werden. Dadurch war ich völlig ohne Schutz gegenüber den Schüssen der Wächter. Aber bald war ich im Wasser und schwamm zu einem Versteck unter einer Leiter beim Schiff. Die Boote des Schiffes wurden besetzt und ins Wasser hinuntergelassen, damit sie uns verfolgten. Wir warteten auf eine Gelegenheit, um in die andere Richtung zu entfliehen. Immer wieder kamen Rufe vom Schiff und fragten die Leute auf dem Boot: „Habt ihr sie gefunden?“ Wir hatten ungefähr drei Meilen mit unseren Kleidern zu schwimmen. Die Jacke und Schuhe hatte ich mir um den Hals gebunden, um mich etwas zu schützen, wenn vom Schiff geschossen würde. Ein Offizier mit seinen Männern und Laternen kam die Leiter herunter und berührte dabei meine Hand. Sofort rief er aus: „Da ist einer von ihnen! Komm heraus! Und da ist der andere! Komm auch heraus!“ Wir schwammen herum und wurden herausgezogen. „Wer seid ihr?“, fragte der Offizier. „Amerikaner.“ „Wie können Sie es wagen, von dem Schiff wegzuschwimmen? Wissen Sie nicht, daß Sie erschossen werden dürfen?“ Ich antwortete, daß ich kein Untertan des Königs George sei und daß ich deshalb entkommen wollte. „Bringt sie hier herauf!“, erklang der Befehl vom Schiff. Da wurden wir nochmals überprüft und mit einigen Verbrechern in strenge Gefangenschaft gebracht, damit wir bestraft würden.

Nach ungefähr 30 Stunden strengster Gefangenschaft wurden mein Freund und ich getrennt, und ich wurde mit etwa 150 weiteren Seeleuten (ich kannte keinen von ihnen) weggeführt, um in das Schiff seiner Majestät, die „Rodney“, gebracht zu werden. Dieses Schiff hatte 74 Kanonen und eine Besatzung von ungefähr 700 Männern. Nachdem wir an Deck der „Rodney“ überprüft worden waren, wurde allen erlaubt, nach unten zu gehen und ihr Abendessen einzunehmen, außer Bates. Kapitän Bolton übergab dem ersten Leutnant ein Papier. Der las es und rief seine Männer zusammen. Mehr als 100 Männer waren sofort an Deck. Darauf sagte Kapitän Bolton: „Seht ihr diesen Mann?“ „Ja, Sir.“ „Wenn ihr ihm jemals erlaubt, an Bord eines eurer Boote zu kommen, werde ich jeden von dieser Bootsmannschaft umbringen. Habt ihr mich verstanden?“ „Ja, Sir, ja, Sir“, war die Antwort. „Dann geht hinunter an euer Abendessen, und Sie, Bates, können auch gehen.“

Jetzt wurde mir einiges von der Strafe bewußt, wenn man auf eine ruhige und friedliche Weise den Dienst für seine Majestät beenden will. In den Augen des Kapitäns schien es eine unverzeihliche Sünde zu sein, die niemals vergessen werden dürfte.

Wenige Stunden später setzte die „Rodney“ ihre Segel und verließ den Hafen, um an die französische Küste zu fahren und in den Krieg gegen die Franzosen einzutreten. „Meine Hoffnung auf Freiheit schien dahinzugehen, genauso wie das Land sich immer weiter entfernte.“

Das Ziel unseres Schiffes war, sich der britischen Flotte im Golf von Lyon anzuschließen. Bei der Fahrt in das mittelländische Meer machten wir einen Zwischenhalt in Cadix in Spanien. Hier beschossen französische Truppen von Napoleon Bonaparte die Stadt sowie britische und spanische Kriegsschiffe, die im Hafen lagen.

Wenige Tage später fuhren wir durch die Straße von Gibraltar, wo uns ein heftiger Sturm traf. Nur mit äußerster Anstrengung an den Pumpen konnten wir das Schiff vor dem Sinken bewahren. Schließlich waren wir glücklich, nach Gibraltar umkehren zu können.

An Bord waren einige spanische Offiziere mit ihren Familien. Es war seltsam und beeindruckend für uns, zu sehen, wie sie an ihren Marienbildern hingen, Kerzen anzündeten, als ob das sie aus der Gefahr retten könnte. Nichts als die beständig arbeitenden Pumpen bewahrten das Schiff davor zu sinken.

Nun segelten wir auf der „Rodney“ gemeinsam mit einigen spanischen Schiffen nach Malaga, wo wir die englischen und spanischen Armeen eng verbunden im Kampf gegen die französische Armee entdeckten. Bald waren auch wir in den Kampf verwickelt, und unsere Kanone fügte den Franzosen viele Verluste zu. Auch von unseren Leuten kamen viele in diesem Gefecht um. Um zwei Uhr mittags begannen diese Kämpfe und endeten erst, als die Sonne unterging. Nachdem die Toten beseitigt worden waren und das Blut vom Deck weggewischt worden war, segelten wir wieder mit unserem spanischen Begleitschiff weg. Kurz bevor wir den Hafen erreichten, kam plötzlich ein wilder Sturm auf, und nur unter großen Problemen konnten wir mit unserem neu hergerichteten Schiff in diesem Sturm bestehen. Unser spanisches Begleitschiff allerdings war nicht darauf vorbereitet, schleuderte an die Felsen und wurde völlig zerstört. Die ganze Mannschaft dieses Schiffes kam in dem Sturm um.

Nach diesem Sturm verbanden wir uns mit der britischen Flotte, die aus ungefähr 30 Schiffen bestand. Unsere Aufgabe war es, eine riesige französische Flotte zu stoppen, die im Hafen von Toulon lag. Mit diesen Schiffen hatten wir immer wieder kleine Kämpfe.

Damit unser Verstand während dieser Zeit auch arbeitete, gab es eine kleine Bibliothek an Bord des Schiffes, und zwar gab es für zehn Leute zwei Bücher. Von dieser Art hatten wir dann 70 Bücherreihen. Das erste Buch war eine Zusammenfassung des Lebens von Lord Nelson, dem Führer der englischen Flotte, und sollte uns mit Mut und Tapferkeit beseelen. Das zweite Buch war ein englisches Gebetbuch, das am ersten Tag der Woche, dem Sonntag, gelesen werden konnte. Das andere Buch konnte über den Rest der Woche gelesen werden.

Auf jedem großen Schiff gab es einen Pastor. Wenn das Wetter gut war, wurde auf dem Deck alles bereitet, um einen Gottesdienst abzuhalten. Um 11.00 Uhr kam der Befehl: „Läutet die Glocken!“ „Ja, Sir“, „Ruft alle in die Kirche, beeilt euch!“ Diese Matrosen, die die anderen rufen sollten, hatten alle ein Stück Tau in der Tasche, mit dem sie die anderen Seeleute hertreiben mußten. Überall hörte man jetzt ihre Stimme: „Auf in die Kirche, jeder, und nehmt auch eure Gebetbücher mit!“ Wenn jemand nicht wollte und versuchte, diesem lauten Ruf zur Kirche zu entkommen, dann kam der Mann mit dem Stück Tau! Als ich gefragt wurde: „Welche Religion hast du?“, antwortete ich: „Ich bin Presbyterianer.“ Da wurde mir aber klar gemacht, daß es auf dem Schiff nur eine Religion gab, die des Königs. „Hier gibt es nur eine Religion, auf in die Kirche!“ Die Offiziere legten alle ihre Schwerter und Waffen nieder, bevor sie sich auf die Sitze setzten. Nach dem Gottesdienst und der Segensprechung nahmen die Offiziere wieder ihre Waffen. Das Deck wurde sofort gesäubert und aus dem Gebetsschiff wurde wieder das übliche Kriegsschiff für weitere 6 Tage und 23 Stunden.

Der Gottesdienst selber, den der Pastor durchführte, verlief einfach so: Der Pastor las aus dem Gebetbuch vor, und die Seeleute antworteten. Als er laut über das Gesetz Gottes vorlas, kam genauso laut die Antwort: „Oh Herr, neige unsere Herzen, daß wir dein Gesetz halten.“ Oh diese armen, bösen, verführten Seelen! Wie wenig waren ihre Herzen doch geneigt, dem heiligen Gesetz Gottes zu gehorchen! Fast jede Stunde, während der ganzen Woche, lästerten sie seinen heiligen Namen. Sie schossen, töteten, mordeten, versenkten Schiffe und brachten alle um, die sich weigerten, ihre Gefangenen zu werden. Wie wenig waren sie geneigt, Gottes Gesetz zu gehorchen.

König Georg der III. maßte sich nicht nur das Recht an, amerikanische Seeleute einfach in seine Kriegsschiffe hineinzuzwingen, er zwang sie auch, seine Kirche zu besuchen und seinen Pastoren zu antworten. Und immer wenn das Lied: „Gott rettet den König“ erklang, mußten alle mitsingen.

Das war die Zeit, als in mir ein böser Geist gegen die aufkam, die mir meine Freiheit geraubt hatten und die mich zwangen, ihrem Gott zu dienen und ihrem König untertan zu sein. Aber ich danke Gott, der uns lehrt, zu vergeben und unseren Feind zu lieben, daß ich tatsächlich Freiheit von dieser Sünde gefunden habe. Mein einziger Wunsch ist, daß ich ihnen zeigen könnte, wie sie den Weg zum Leben und zur Erlösung finden.

In den milden Jahreszeiten bestand die Kleidung eines Seemanns aus weißen Hosen und Hemden. Um 9.00 Uhr morgens mußten alle an Deck, und wenn bei irgendeinem die Kleidung schmutzig oder verdorben aussah, dann wurde er auf die „schwarze Liste“ geschrieben. Er mußte dann all die unangenehmen Arbeiten machen, Rost wegkratzen, dreckige Arbeit, und zwar zusätzlich zu den üblichen Pflichten. Das bedeutete, daß er keine Zeit mehr zum Ausruhen hatte, wie es normal gewesen wäre. Keine Strafe war mehr gefürchtet und verachtet als diese.

Wenn wir genügend Zeit gehabt hätten, um unsere Kleidung zu wechseln, zu waschen und zu trocknen, dann hätte es uns große Freude gemacht und auch gut getan, wenn wir jeden Tag mit völlig weißen Kleidern an die Arbeit gegangen wären, egal wie schmutzig die Arbeit war, die wir durchführen mußten. Ich erinnere mich, daß ich niemals mehr als drei Garnituren Kleidung hatte und nur an einem Tag in der Woche Zeit hatte, sie zu waschen. Das bedeutete, einmal in der Woche wurden zwei Stunden, bevor der Morgen anbrach, alle 700 Matrosen an das Oberdeck gerufen, um ihre Kleider zu waschen und zu schrubben. Höchstens dreiviertel der Seeleute konnten diese Arbeit zur gleichen Zeit tun. Aber als der Tag anbrach und die zwei Stunden vorbei waren, mußten trotzdem alle gewaschenen Kleider aufgehängt werden, und zwar sofort. Einige sagten: „Ich konnte sie nicht waschen, und ich hatte auch keinen Platz, wo ich sie hätte waschen können.“ Die Antwort war: „Dafür kann ich auch nichts! Tut eure Kleider weg und säubert das Deck!“ Die Befehle waren streng, und wenn irgend jemand noch gesehen wurde, der seine Kleider trocknete oder irgend etwas anderes damit tat, außer in dieser bestimmten Zeit, der wurde bestraft.

Um dieser Strafe zu entgehen, säuberte ich meine Hosen früh am Morgen, zog sie an und ließ sie auf diese Weise trocknen. Da mir das nicht gefiel, wagte ich es einmal, die nassen Hosen an einem geheimen Platz hinter dem Hauptsegel aufzuhängen. Aber es wurde befohlen, das Segel einzurollen, und zwar ganz schnell. Da entdeckte der oberste Leutnant meine Hosen. Die obersten 50 Leute wurden sofort von ihrem Abendessen zusammengerufen, um an Deck zu kommen. „Seid ihr alle hier?“, rief der Unteroffizier und schaute uns an. „Gut, wem gehören die Hosen, die dort hängen?“ Ich trat vor und sagte: „Mir, Sir.“ „Deine findest du . . .“, und dann fluchte er über mich und fragte mich, wie die Hosen dorthin kommen. „Ich habe sie hingehängt, Sir.“ „Du . . ., ich werde dich auch aufhängen, und zwar sofort! Ihr anderen geht zu eurem Abendessen“, sagte er. „Ruft euren Vorgesetzten!“ Der kam sofort vom Abendessen. „Hast du einen Strick in der Tasche?“ Er verneinte die Frage und wurde sofort wieder nach unten geschickt, um einen kurzen Strick zu holen und mich damit so hart, wie es irgend ging, zu schlagen.

Bis hierher war ich allen Drohungen von Bestrafung entkommen, von dem ersten Mal an, als ich auf das Schiff kam. Oft hatte ich darum gebeten, mehr Kleider zu bekommen, damit ich saubere Kleidung tragen könnte. Aber niemals wurde es mir gewährt. So wie ich jetzt bedroht war, erwartete ich, daß seine ganze Wut über mir entbrennen würde. Und das, weil ich gewagt hatte, auf irgendeine Weise saubere Kleider zu bekommen, nachdem es anders nicht mehr möglich war.

Während ich über die Ungerechtigkeit dieser Sache nachdachte, schrie er: „Wo ist der Mann mit dem Strick? Warum kommt er nicht?“ In diesem Moment kam er von unten hoch. Der Leutnant kam kurz zu mir und sagte: „Wenn du nicht einen von diesen Schlägen haben willst, die so schlimm sein werden, wie du sie nie erfahren hast, dann renn jetzt weg!“ Ich schaute ihn an, um zu sehen, ob es ernst war. Der Unteroffizier, der auch die Ungerechtigkeit des Ganzen sah, wiederholte: „Renn!“ Der Leutnant rief zu dem Mann mit dem Seil: „Schlag ihn!“ „Ja, Sir.“ Ich rannte vorwärts, und als der Mann an Deck war, war ich in einer Stellung, daß ich ihn sofort ins Wasser werfen könnte, wenn er auf mich zukam. Sofort erkannte er, daß es äußerster Geschicklichkeit bedurfte, um mich hier zu schlagen. Deshalb befahl er mir, zu ihm zu kommen. „Nein, wenn du mich haben willst, dann komm du!“, antwortete ich.

In diesem Moment versuchte der Teufel, der Feind aller Gerechtigkeit, mich zu ergreifen, damit ich mich rächen würde. Ich wollte ihn am liebsten packen und ins Wasser schmeißen. Von all denen, die jetzt zuschauten, die oben standen und herabguckten, von diesen sprach keiner zu mir, außer dem einen, der mich verfolgte. Soweit ich mich erinnere, stand ich ungefähr eine Stunde in dieser Stellung. Zu meiner Verwunderung und zur Verwunderung der anderen gab der Leutnant keine weiteren Befehle, was mich betraf, und auch später fragte er mich nicht. Nur am nächsten Morgen hörte ich, daß ich für sechs Monate auf der schwarzen Liste war. Ich danke dem Vater im Himmel, daß er mich aus dieser schrecklichen Situation in dieser Stunde der Versuchung befreite.

Normalerweise durften die Schiffe, die im Mittelmeer im Krieg waren, nach drei Jahren nach England zurückkehren. Dann bekamen die Seeleute ihren Lohn und durften 24 Stunden an Land gehen. Als die „Rodney“ nun drei Jahre draußen war, war mein Wunsch nach Befreiung aus diesem englischen Joch sehr stark. Ich freute mich schon sehr auf diesen Freiheitstag. Alles wollte ich daransetzen, um dann völlig in die Freiheit zu gelangen. Auf der Heimfahrt kamen wir in Lyon noch in einen schrecklichen Sturm. Viele von uns fragten sich, ob wir jemals nach Hause kommen würden.

Diese riesigen Schiffe stiegen in der schäumenden See wie auf Berge hoch und fielen dann wieder tief in das Tal zwischen die Wellen, mit einem ungeheuren Schlag, als ob das Schiff zerreißen würde. Das Schiff war nicht mehr steuerbar, und trotzdem kamen wir durch.

Als wir auf der Insel Menorca ankamen, wurde uns von zehn beschädigten Schiffen berichtet. Auch die „Rodney“ war so sehr beschädigt, daß sie wieder in Ordnung gebracht wurde, bevor sie nach England weiterfahren durfte. Was für eine freudige Nachricht für alle — nach Hause, 24 Stunden Freiheit! Alle hatten frohe Herzen. An einem Abend, kurz bevor wir nach England abfahren sollten, wurden 50 von uns mit Namen aufgerufen, daß sie ihr Gepäck nehmen und in die Boote steigen sollten. „Warum? Wohin fahren wir?“ „An Bord der Swiftshore 74.“ „Aber dieses Schiff ist doch gerade angekommen, um wieder drei Jahre auszusegeln!“ Antwort: „Ja.“ Was für eine schreckliche Enttäuschung! Aber was noch schlimmer war, das merkte ich erst später. Es bedeutete nämlich noch einen weiteren schrecklichen Dienst in der britischen Marine. Wieder war ich unter Fremden, aber gut bekannt als einer, der versucht hatte, König Georg dem III. zu entkommen.

Kapitel 4

Kriegsgefangenschaft

Bald waren wir mit der „Swiftshore“ auf dem Weg nach Toulon. Wenige Tage später kam ein Freund meines Vaters von Amerika hierher und brachte Beweise, daß ich amerikanischer Staatsbürger war, und er forderte meine Entlassung aus der britischen Regierung. Dieser Freund kam jedoch zu spät, denn ich war bereits mit der „Swiftshore“ auf dem Weg.

Tatsächlich hatte die britische Regierung oft amerikanische Seeleute gefangenengenommen und in ihren Dienst gestellt. Diese Tatsache wurde sowohl von der britischen Regierung als auch von den Amerikanern geleugnet, und es wurde so getan, als ob es nicht so wäre. Später allerdings trug dies zu dem Krieg im Jahr 1812 bei. Außerdem öffneten die Engländer oft unsere Briefe, und nur selten kam einer unserer Briefe nach Hause. Vor dem Jahre 1812, als der Krieg zwischen England und Amerika begann, kam einer meiner Briefe zu meinem Vater. Er schrieb an den Präsidenten der Vereinigten Staaten und stellte ihm meinen Fall vor. Die Antwort des Präsidenten war sehr zufriedenstellend. So wurden wichtige Beweismittel zu meinem Vater geschickt, damit ich aus der Gefangenschaft freikäme. Der Freund meines Vaters, Kapitän Delano, wollte nach Menorca reisen und bot sich an, die Dokumente und Beweismittel für meine Freilassung mitzunehmen. Als er schließlich in Menorca in dem Hafen Mahon ankam, freute er sich, als er hörte, daß die „Rodney“ im Hafen wäre.

Als er schließlich zu dem Schiff kam und sagte, er wolle einen jungen Mann namens Joseph Bates sehen, mußte ihm mitgeteilt werden, daß ich auf der „Swiftshore“ und bereits auf dem Meer wäre, um nach Toulon zu fahren. Kapitän Delano zeigte jetzt sämtliche Dokumente der Vereinigten Staaten und gab sie dem Hauptkommandeur der Kriegsflotte. Man kann sich seine und später auch meine Enttäuschung vorstellen, als wir dieses Mißgeschick bemerkten. Tatsächlich war es das erste Mal seit über drei Jahren, daß ich von zu Hause hörte.

Die Nachricht kam auch zu meinem Schiff, und der Kapitän rief mich auf Deck. Viele der bedeutenden Männer und Offiziere des Schiffes standen in einiger Entfernung um ihn herum. Dann sagte der Kapitän: „Ist Ihr Name Joseph Bates?“ „Ja, Sir.“ „Sind Sie Amerikaner?“ „Ja, Sir.“ „Aus welcher Stadt in Amerika kommen Sie?“ „Aus New Bedford in Massachusetts.“ „Der Kommandant der Flotte möchte wissen, ob Sie an Bord dieses Schiffes sind. Wahrscheinlich wird er nach Ihnen fragen. Gehen Sie wieder nach unten!“ Die Nachricht verbreitete sich im ganzen Schiff, daß Bates ein Amerikaner war und daß seine Regierung nach ihm gefragt hatte und um seine Befreiung bat. Was für ein glücklicher Mann mußte Bates sein.

Wochen und Monate vergingen, und nichts als die dauernde Spannung und Unsicherheit belasteten mich, bis ich schließlich einen Brief von Kapitän Delano bekam, der mir sagte, daß meine Sache immer noch unsicher sei. Wahrscheinlich würde der Krieg ausbrechen, und er müßte das Land verlassen. Und wenn ich nicht entlassen würde, dann wäre es besser, ich würde ein Kriegsgefangener.

Inzwischen hatten wir das Jahr 1812 erreicht. Ich war gerade 20 Jahre alt. Im Herbst kamen wir wieder auf Menorca an, um dort den Winter zu verbringen. Der britische Konsul schickte mir soviel Geld, wie ich benötigte, und sagte, daß es der Wunsch von Kapitän Delano sei, mir alles zukommen zu lassen, was ich benötigte. Da viele an Bord krank waren, wurde uns allen 24 Stunden Freiheit an Land zugestanden. Ich nutzte die Gelegenheit, um den britischen und amerikanischen Konsul anzurufen. Der amerikanische Konsul sagte mir, es könnte nichts mehr für mich getan werden, da inzwischen sicher sei, daß zwischen Amerika und England der Krieg erklärt würde.

An Bord der Schiffe in unserer Flotte waren ungefähr 200 Amerikaner, 22 von ihnen an Bord der „Swiftshore“. Häufiger schon hatten wir versucht, unseren Wunsch vorzubringen, als Kriegsgefangene betrachtet zu werden. Aber niemals kam es zu einem rechten Ergebnis. Schließlich verbanden sich sechs von uns, nahmen ihre Hüte in die Hand und gingen auf den ersten Leutnant zu: „Sir, es ist uns bekannt, daß zwischen England und den Vereinigten Staaten Krieg ausgebrochen ist. Wir wollen nicht gegen unser eigenes Land kämpfen. Aus diesem Grund ist es unser Wunsch, Kriegsgefangene zu sein.“

„Geht wieder hinunter“, antwortete er. Zum Abendessen wurden alle Amerikaner in den Pumpenraum gerufen, und es wurde ihnen nicht mehr erlaubt, mit der anderen Mannschaft Gemeinschaft zu

haben. Unsere ohnehin schon karge Ernährung wurde auf ein Drittel reduziert. Alkohol wurde nicht mehr erlaubt. Wir empfanden, daß wir das ertragen könnten, und freuten uns, daß sich einiges geändert hatte. Der nächste Schritt würde uns sicher von der britischen Marine befreien.

Die Nachricht breitete sich schnell aus, und schließlich wurden fast alle Amerikaner Kriegsgefangene. Acht karge Monate wurden wir so gehalten. Immer wieder wurden wir gedrängt, uns doch der britischen Marine anzuschließen. Ich hatte schon 30 Monate lang unfreiwillig in der Marine gedient. Ich war völlig entschieden, ihren weiteren Vorschlägen nicht entgegenzukommen.

Wenige Monate später kamen die Kundschafterschiffe in den Hafen und berichteten, daß die französische Flotte ausgelaufen sei, um in das Mittelmeer zu gelangen. Sofort wurde der Befehl gegeben, die Flotte zu verfolgen. Die Gefangenen wurden eingeladen, mitzuarbeiten. Ich war der einzige, der sich weigerte, in irgendeiner Weise mitzuarbeiten, außer wenn ich unrechtmäßigerweise gezwungen würde.

Am nächsten Morgen segelte die gesamte Flotte aus dem Hafen in den Kampf. Der erste Leutnant kam an mir vorüber. Ich las gerade das Buch über „Das Leben von Nelson.“ „Nehmen Sie die Hängematte, Sir, und tragen Sie sie an Deck“, sagte er. Ich schaute ihn an und sagte: „Sie gehört mir nicht, Sir.“ „Nimm sie!“ „Sie gehört mir nicht, Sir.“ Er verfluchte mich, riß mir das Buch aus der Hand und schlug mich mit der Faust nieder. Als ich aufstand, sagte er: „Nimm die Hängematte und bring sie an Deck!“ „Ich werde es nicht tun, Sir! Ich bin Kriegsgefangener, und ich hoffe, daß Sie mich so behandeln werden!“ „Ja, du Yankee, ich werde dich so behandeln.“ Er wandte sich an zwei Unteroffiziere und sagte: „Nehmt die Hängematte und schlagt sie diesem Kerl auf den Rücken. Er soll 24 Stunden auf dem Deck hin- und herlaufen!“ Da ich mich weigerte und mich nicht ohne weiteres ergreifen ließ, wurde er völlig wütend und schrie: „Alle an Deck! Nehmt diesen Kerl und legt ihm seine Füße in Eisen!“ „Das können Sie tun, Sir“, sagte ich, „aber ich werde nicht arbeiten.“ „Wenn es soweit ist, werde ich Sie zur Zielscheibe für die Franzosen machen, daß sie auf Sie schießen werden!“ — „Das können Sie tun, Sir, aber ich hoffe, Sie erinnern sich darin, daß ich Kriegsgefangener bin.“ Wieder schrie er und verfluchte mich und fragte, warum ich nicht schon in Eisen gelegt worden sei. Er war wütend, daß seine Befehle nicht richtig befolgt wurden. Dann wurde ich in dem Raum eingesperrt, in dem die Kanonen standen. Einige Stunden später kam

der Leutnant nochmals zu mir und fragte: „Wirst du jetzt die Hän-gematte nehmen, wie ich dir’s befohlen habe?“ Ich antwortete: „Ich würde sie sehr wohl nehmen und wegtragen für jeden Herrn, der auf dem Schiff wäre.“ „Das würdest du tun?“ „Ja, Sir.“ Er fragte mich nicht weiter, was ich denn denken würde, was ein „Herr“ sei. Er gab nur den Befehl, mich freizulassen. Meine Landsleute wunderten sich, daß ich so schnell wieder frei war.

Vielleicht sollte ich noch erwähnen, daß der erste Leutnant gleich unter dem Kapitän steht. Er entscheidet über alles, was auf dem Schiff geschieht. Er muß keine Wache halten, während alle anderen Offiziere auch Wache halten müssen. Da die französische Flotte noch nicht in Sicht war, sah es der erste Leutnant als notwendig an, meinen Fall dem Kapitän vorzulegen. Dann würde dem Kapitän deutlich werden, wie schlimm dieser erste Leutnant mich behandelt hatte, nämlich so, wie man es nie mit einem Kriegsgefangenen tun dürf-te. Sicherlich war er deshalb so gerne bereit, mich freizulassen.

Die englische Flotte fuhr weiter über das Mittelmeer, bis hin zur Küste der Türkei. Sie fuhren so weit, bis sie sich sicher waren, daß die französische Flotte nicht im Westen von ihnen lag. Dann fuhren sie nach Norden und Osten, um sie zu treffen, bis sie schließlich wieder nach Toulon kamen. Alle Schiffe lagen dort im Hafen, um für den Winter vorbereitet zu werden. Sicherlich waren sie sehr zufrieden, daß sie die britische Flotte dahin gebracht hatten, sie durch das ganze Mittelmeer zu jagen. Als sie uns entdeckten, stachen sie sofort in See, um unsere Kundschafterschiffe ein Stück weit über das Meer zu verfolgen. Dann fuhren sie zurück zum Hafen.

Nachdem wir ungefähr acht Monate lang als Kriegsgefangene gehalten worden waren, wurden wir nach Gibraltar geschickt und schließlich von dort nach England. Dort wurden wir auf einem alten Schiff ungefähr 70 Meilen von London entfernt gefangengehalten. Viele andere wurden dort ebenso in Gefangenschaft gehalten. Unge-fähr 700 Kriegsgefangene wurden auf zwei Decks zusammenge-pfercht und jede Nacht eingeschlossen. Wir bekamen sehr wenig zu essen. Nachrichten über das, was in der Welt vorging, bekamen wir nicht. Schließlich wurde unter den Gefangenen ein Plan entworfen, wie wir eine Zeitung regelmäßig bekommen könnten:

An einem Tag in jeder Woche durften wir alle gesalzene Fische es-sen. Diese verkauften wir für Bargeld an den Händler. Das Geld ga-ben wir einem unserer Feinde, damit er uns jede Woche eine Zeitung

von London mitbringen sollte. Damit alle erfahren würden, was in der Zeitung stünde, wurden einzelne gute Leser ausgewählt, die sich an einer besonderen Stelle hinstellen und laut lesen mußten. Es war interessant und auch erheiternd, wie alle danach trachteten, jede Neuigkeit aus Amerika zu erfahren. Viele riefen: „Lies das noch einmal, wir haben es nicht genau gehört!“ Und wieder und wieder kam der gleiche Ruf: „Lies das noch einmal.“ Gute Nachrichten von zu Hause machten uns mehr Freude als unser bißchen Essen.

Selbst wenn es noch teurer gewesen wäre, diese Zeitung zu bekommen, wären wir bereit gewesen, noch mehr von unserem Essen wegzugeben, nur damit wir die Zeitung bekämen. Tatsächlich erhielten wir jeden Tag dunkles Brot von der Bäckerei. Als die kalte Jahreszeit begann, wurden auch einige Biskuits an Bord gelagert, damit wir etwas zu essen hätten, wenn das Brot nicht täglich kommen könnte. Im Frühjahr befahl dann der erste Leutnant, daß uns diese Biskuits gegeben würden. Er sagte, von unserer täglichen Ration sollte ein Viertel abgezogen werden, denn die Biskuits wären mehr wert als das weiche Brot. Wir alle weigerten uns vollständig, diese Biskuits oder auch hartes Brot anzunehmen, wenn wir nicht genauso viel bekommen würden wie von dem weichen. Am Abend fragte er, ob wir nicht einverstanden wären, die Biskuits zu nehmen. „Nein! Nein!“ „Dann werde ich euch unten gefangenhalten, bis ihr einverstanden seid.“ Am nächsten Morgen schloß er wieder auf. „Werdet ihr für dieses Brot hochkommen?“ „Nein!“ Am Mittag das gleiche: „Wollt ihr euer Essen?“ „Nein!“ „Werdet ihr für euer Wasser kommen?“ „Nein, wir wollen nichts von Ihnen haben, bis wir unser ganz normales Brot wieder bekommen.“ Damit wir uns schließlich einverstanden erklären würden, wurden alle Luken geschlossen, so daß wir keine frische Luft und kein Licht mehr hatten. Unser Vorsitzender, wir hatten einen Ausschuß von 12 Leuten gewählt, und einer von ihnen war der Vorsitzende, wurde hochgerufen und sprach mit dem ersten Leutnant. Er sagte deutlich, daß die Gefangenen nicht bereit waren, nachzugeben.

Zu diesem Zeitpunkt hatte uns der Hunger, der Mangel an Wasser und besonders der Mangel an frischer Luft in einen Zustand fieberhafter Aufregung gebracht. Einige von uns schienen richtig wild zu sein, andere versuchten, alles zu ertragen, so gut es irgendwie ging. Wieder wurde unser Vorsitzender nach oben gerufen. Einige Zeit später wurde die Tür aufgemacht, zwei Offiziere kamen herunter und fragten nach dem Schrank unseres Vorsitzenden. „Was wollen Sie damit?“, fragten seine Freunde. „Der Hauptmann hat uns ge-

schickt.“ „Wozu?“ „Er soll wohl zum nächsten Schiff geschickt werden.“ „Hört sofort auf! Ihr werdet die Sachen aus dem Schrank nicht bekommen!“ Jetzt bekamen die Offiziere Angst um ihre Sicherheit und versuchten, möglichst schnell die Leiter wieder hinauf zur Luke zu gelangen. Einige der Gefangenen, die voller Verzweiflung waren, hielten die Offiziere auf und erklärten unter Einsatz ihres gesamten Lebens, daß die Offiziere nicht gehen dürften, bis ihr Vorsitzender wieder herunterkommen würde. Nun wurden andere Luken geöffnet, der Hauptmann erschien und forderte, daß seine Offiziere freigelassen würden. Die Antwort lautete: „Wenn Sie unseren Vorsitzenden freilassen, werden wir Ihre Offiziere freilassen.“ „Wenn Ihr die Offiziere nicht freilaßt“, sagte der Hauptmann, „werde ich die Luken öffnen und auf euch alle schießen.“ „Schießt, soviel ihr wollt!“, wurde von unten geantwortet.

„Wir können von den Schüssen sterben oder vor Hunger; aber denkt darüber nach: wenn ihr einen von unseren Gefangenen tötet, dann werden wir zwei von euren töten.“ Jetzt begannen die Offiziere ganz demütig zu bitten, daß nicht geschossen würde: „Denn wenn ihr schießt, dann werden sie uns umbringen; sie stehen um uns herum, haben ihre Messer in der Hand und drohen uns, daß sie uns umbringen, wenn wir hinaufgehen.“

Jetzt wurde dem Vorsitzenden erlaubt, an die Luke zu kommen, und er bat seine Landsleute, um seinetwillen kein Blut zu vergießen. Er wollte nicht länger auf dem Schiff bleiben und er bat, daß um seinetwillen die Offiziere entlassen würden. Daraufhin wurden die Offiziere freigelassen.

Auf beiden Seiten unseres Gefängnisses waren dicke Balken, die uns von den Offizieren, Seeleuten und Soldaten trennten. Wiederum wurden wir gefragt, ob wir nicht bereit wären, das andere Brot zu nehmen. „Nein.“ Unter einigen Flüche riefen die Gefangenen aus, daß sie von uns hören würden, bevor der nächste Morgen anbrach. Ungefähr um 10.00 Uhr in der Nacht, als alles ruhig war, machte jemand eine kleine Lampe an. Mit Hilfe dieses einfachen Lichtes konnten wir einen dicken Eichenpfosten entfernen, der uns als Rammbolzen dienen konnte. Dann machten wir mit unseren leeren Wasserkannern, unseren Ketten, unseren Pfannen, unseren Töpfen, unseren Löffeln und allem, was wir irgendwie hatten, einen schrecklichen Krach. Gleichzeitig versuchten wir, mit dem Rammbolzen gegen die Wand zu drücken, die uns von dem Hauptmann, den Offizieren, den Soldaten und ihren Familien trennte. Nur kurze Zeit wur-

de dieser Rammbolzen mit aller Kraft angewendet. Aber das war so erfolgreich, daß die Schlafenden entsetzt aufwachten, sie flohen, schrien um Hilfe und riefen, daß die Gefangenen über sie hereinbrechen würden. Sofort gingen alle zum nächsten Bereich des Schiffes, wo die anderen Familien lebten. Wiederum wurde der Rammbolzen angewandt, und zwar genauso erfolgreich, so daß alle unsere Feinde jetzt völlig wach waren, genauso wach, wie die hungrigen Gefangenen. Auf's beste versuchten sie sich zu verteidigen. Jetzt ging unsere Lampe aus, und wir waren in völliger Dunkelheit mitten in unserem so erfolgreichen Unternehmen. So gingen wir alle eng zueinander und versuchten wieder zu schlafen, soweit es unsere Feinde überhaupt zulassen würden, bis schließlich ein neuer Tag anbrechen würde. Ganz plötzlich kam frische Luft und das Morgenlicht über uns. Auf Befehl des Hauptmanns wurden die Luken geöffnet, und er rief die Gefangenen hoch, daß sie ihr Brot empfangen sollten. In wenigen Minuten war deutlich, daß unsere Feinde aufgegeben hatten und einverstanden waren, uns wieder unsere volle Nahrungsmittelmenge zu geben. Nachdem wir wieder genug zu trinken und zu essen hatten, wandte sich unsere Stimmung sehr. Wir alle waren sehr glücklich über unseren Sieg.

Was für ein Wunder, daß wir uns nicht selber mit zuviel Essen und Trinken umbrachten. Von da an bekamen wir unser Brot und Getränk regelmäßig.

Kapitel 5

Fluchtversuche und Unterbringung in Dartmoor

Jeden Abend, bevor wir wieder in unser Schiffsgefängnis gingen, überprüften unsere Wärter das Innere unserer Räume. Sie wollten sicher sein, daß wir nicht ein Loch durch die Schiffswand bohrten, um in Freiheit zu gelangen. Wir beobachteten, daß sie an einem ganz bestimmten Platz niemals schauten, sondern schnell darüber hinweggingen. Einige von uns entschieden sich, genau dort ein Loch hineinzuschneiden; wenn das ginge, ohne daß wir von dem Soldaten entdeckt würden, der genau über uns Wache hielt. Er hielt vielleicht 30 oder 40 cm über dem Ort Wache, wo dieses Loch herauskommen müßte. Kurz unter dem Loch wäre das Wasser.

Wir hatten aber kein anderes Werkzeug als ein einfaches Messer von unserem Eßbesteck. Dieses hatte leichte Sägezähne. Damit sägten wir einen schweren, ungefähr 20 cm dicken Eichenpfosten heraus, mit dem wir unsere Aushöhlung immer zudecken konnten, wenn die Bewacher kamen. Jetzt begannen wir, das sehr schwere Eichenholz — Splitter für Splitter — abzutragen. Auch das mußte äußerst vorsichtig geschehen, damit die Soldaten uns draußen nicht hören konnten. Während einer von uns arbeitete, standen andere Wache, um uns schnell zu warnen, wenn die Soldaten sich näherten. Ungefähr 40 von uns arbeiteten in diesem Werk mit. Schließlich konnte einer von uns den Feuerhaken des Kochs bekommen. Das half uns eine ganze Menge bei der Arbeit. Innerhalb von 30 bis 40 Tagen waren wir bis auf das Kupfer durchgedrungen, das am Schiffsgrund war. Als wir auch das Kupfer durchbrochen hatten, bemerkten wir zu unserer Freude, daß es genau an dem richtigen Platz war, nämlich unter der Stelle, wo der Soldat stand. Außerdem war das Loch hoch genug, daß nur wenig Wasser hineinfließ und so das Schiff nicht untergehen konnte. Wenn allerdings ein Sturm kommen würde, dann würde soviel Wasser hereinkommen, daß das Schiff sicherlich sinken würde. Am Sonntag nachmittag, als ich an der Aushöhlung arbeiten mußte, kam plötzlich ein Ruf vieler hundert Stimmen von draußen. Ich hatte Angst, daß wir entdeckt worden waren, und

beeilte mich, das Loch abzudecken. Dabei entglitt mir plötzlich der Eisenhaken und fiel ins Meer. Nachdem wir das Loch zugedeckt hatten, gingen auch wir an Deck, um zu sehen, warum da so ein Lärm war. Der Grund bestand darin, daß ein anderes Schiff, auf dem auch amerikanische Kriegsgefangene waren, in unmittelbarer Nähe an uns vorbeifuhr. Einige Menschen, die in dieser Gegend auf dem Land lebten, kamen sonntags oft mit ihren kleinen Booten zu den Gefangenschiffen, um zu sehen, wie Amerikaner wohl aussahen. Und so war es auch heute.

Soldaten standen mit geladenen Gewehren da, um darüber zu wachen, daß keiner der Gefangenen entkam. Einer dieser Bauern hatte sein Boot am Schiff festgemacht. Ein großer athletischer Indianer, der genau wie seine Landsleute bereit war, für seine Freiheit alles zu riskieren, beobachtete die englischen Wächter, wie sie auf dem Deck hin- und hergingen. Als diese ihm den Rücken zuwandten, sprang er die Leiter hinunter, ergriff den Soldaten mit seinem Gewehr, drückte ihn unter die Ruderbänke, machte das Boot los, ergriff zwei Ruder, und mit dem Soldaten unter seinen Füßen ruderte er mit aller Kraft dem zwei Meilen entfernten Strand zu. Als die Soldaten sahen, wie ihr Kamerad ergriffen und einfach unter die Ruderbank gestopft worden war, waren sie erschrocken und schossen wahrscheinlich deshalb alle daneben. Bald wurden andere Boote ausgeschildt, mit Seeleuten und Soldaten, um den entflohenen Indianer zu fangen. Als die Mitgefangenen sahen, wie dieser Indianer mit Kraft und Entschiedenheit voranruderte, begannen sie, ihn anzufeuern. Darüber wurden die Offiziere so wütend, daß sie drohten, uns alle unten einzusperren, wenn wir weitermachen würden. Das waren die Schreie, die ich unten gehört hatte. Der Indianer wurde schließlich am Arm angeschossen, erreichte aber trotzdem das Land und rannte mit weiterer Kraft und Entschiedenheit fort. Die Leute an Land allerdings rannten ihm entgegen und brachten ihn schließlich zu den Soldaten zurück. Armer Indianer! Er hätte ein besseres Schicksal verdient. Inzwischen war das Loch fertig, und viele von unseren Mitgefangenen machten sich für eine Flucht bereit. Der gewählte Ausschuß bestimmte, daß die, die das Loch gemacht hatten, zuerst gehen durften. Außerdem bestimmten sie einige sehr sorgfältige und aufrichtige Männer, die nicht schwimmen konnten, daß sie über das Loch wachen und allen helfen sollten, die hinausgehen wollten.

Unsere Habseligkeiten, wie unsere Schuhe und unsere Hemden, packten wir in ein kleines Stückchen Stoff ein, daß wir mit einer Schnur um unseren Hals hängten. Dann zogen wir unsere Hosen an

und stellten uns schließlich in einer Reihe auf, damit wir möglichst schnell durch das Loch in die Freiheit gelangten. Um 10.00 Uhr abends wurde ein Signal gegeben, alle Lichter wurden ausgemacht. Die Soldaten hielten oben Wache. Alle hatten ihr Gewehr in der Hand und paßten auf. Der Platz, den wir erreichen wollten, war ungefähr ein Kilometer weg. Diejenigen, die durch das Loch aus dem Schiff krochen, würden nur ganz knapp neben dem Soldaten entkommen.

Einige von uns, die gut singen konnten, begannen jetzt laut zu singen. Die Seeleute hörten gerne zu, wenn wir diese Lieder sangen, und sie paßten so viel mehr auf die Lieder auf als darauf, ob jemand vielleicht entfliehen würde. Das klappte sehr gut. Die Gefangenen krochen jetzt einer nach dem anderen durch das Loch hinaus. Dann rief ein Soldat laut: „Geht alles gut?“

Der andere Soldat, der besonders auf uns aufpassen mußte, antwortete: „Alles okay!“ Und dann ging er wieder zurück und hörte uns beim Singen zu. Uns machte es direkt Freude zu sehen, wie unsere Freunde, die schon draußen waren, sich anstrebten, ans Land zu schwimmen, während die Soldaten oben immer riefen: „Alles okay?“ und die Antwort kam: „Alles okay!“

Inzwischen war es Mitternacht. Die Musik hatte aufgehört. Drinnen und draußen war es vollständig still. Und so hörten wir auch mit unserem Werk auf. Leise wurde hin und her geflüstert, daß die, die entkommen waren, die Soldaten irgendwie unruhig gemacht hatten und es deshalb besser wäre, nicht mehr weiter zu entfliehen. So entschlossen wir uns, erst am nächsten Tag weiterzumachen.

Edmund Allen und ich, wir waren beide von New Bedford, hatten beschlossen, zusammen zu gehen. Die ganze Nacht waren wir dicht beieinander gewesen und schließlich ganz nah bis an das Loch gelangt. Da entschlossen wir uns alle, nicht mehr weiterzumachen. Am nächsten Morgen wurde umhergeschaut, und Edmund Allen war weg. Der Ausschuß stellte fest, daß 17 und mit Edmund Allen 18 während der Nacht entkommen waren. Alle Gefangenen waren sehr erfreut, daß die Flucht so gut gelungen war, und sie versuchten alles, daß dieses Loch nicht entdeckt würde, damit wir am nächsten Abend wieder um 10.00 Uhr das gleiche machen könnten.

Am nächsten Tag machten wir ein kleines Loch zum Oberdeck. Dieses Loch wurde nicht entdeckt. Jeden Abend zählten die Soldaten alle Gefangenen, bevor diese unter Deck gingen. Und so hatten

wir folgenden Plan: Diejenigen, die schon gezählt waren, gingen unter Deck und dann über das kleine unentdeckte Loch wieder heraus. Das wurde gemacht, und als 18 unten waren, schlüpfen sie durch das andere Loch wieder heraus und wurden nochmals gezählt, und so bemerkten die Soldaten nicht, daß 18 Leute fehlten. Um 10.00 Uhr abends wurden die Lichter wieder ausgemacht, und wiederum stellte sich eine Reihe auf und versuchte zu entkommen. Als wir uns aufstellten, wurde geflüstert, daß zwei Männer vor dem Ausgang warteten, die darauf bestanden, daß sie zuerst gehen durften. Wenn sie nicht gehen dürften, würden sie laut schreien und alles verraten. Sie hatten Alkohol getrunken, und man konnte mit ihnen nicht mehr reden. Schließlich entschlossen wir uns, sie gehen zu lassen. Der erste entschlüpfte ganz schnell und sagte zu seinem betrunkenen Gefährten: „Ich werde draußen auf dich warten.“ Der zweite Mann, der nicht einmal richtig schwimmen konnte, ging wie ein Stein unter. Er platschte und kämpfte um sein Leben. Da rief der Soldat zu seinem Mitsoldaten: „Da ist etwas!“ „Schieß auf ihn“, antwortete der. „Das werde ich tun, wenn er wieder hochkommt“, sagte der erste. Wir alle hörten, ohne zu atmen, genau hin. Wir hatten Angst, daß unsere Möglichkeit zu entkommen vorbei wäre. Und da kam er wieder hoch.

Wir hörten ein Geräusch, und dann rief er: „Bring mich nicht um! Ich bin ein Gefangener!“ „Ein Gefangener, ein Gefangener, wo kommst du her?“ „Aus einem Loch im Schiff.“ Der Soldat schrie: „Da ist ein Gefangener über Bord! Gefangene entweichen aus dem Schiff!“ „Gefangene fliehen aus dem Schiff!“, kam sofort die Antwort von einem anderen Wächter. Alle Soldaten kamen schnell an Deck. In wenigen Momenten kam unser aufmerksamer Hauptmann aus seinem Bett und rief: „Wo?“ Und als er das Getöse draußen hörte, kam er die Leiter herunter und rief: „Wieviel sind entkommen?“ Einer der Mitgefangenen, der den Kapitän beruhigen wollte, wies auf das Loch hin und rief: „Ungefähr 40, glaube ich.“

Ganz schnell wurden die Rettungsboote heruntergelassen und fingen die beiden ein. Dann wurden Befehle gegeben, mit einigen an Land zu fahren, um die anderen Gefangenen zu suchen. „40 müssen entkommen sein.“ Und so suchten sie, um sie wieder an Bord zu bringen. Wir mußten darüber lachen, wie völlig der Hauptmann diesem Gefangenen geglaubt hatte, als er gesagt hatte: „Ich glaube 40.“

Nachdem sie den Mann, der am Ertrinken war, wieder an Bord gebracht hatten, fragten sie ihn genau, was passiert war. Aber der hatte so viel Wasser geschluckt und war außerdem so betrunken, daß er

kaum etwas sagen konnte. Er konnte nur sagen, daß ein Loch im Schiff war, durch das er hinausgelangt war. Schließlich entdeckte ein Boot, das um das Schiff außen herumfuhr, das Loch und paßte dort bis zum nächsten Morgen auf.

Als wir am nächsten Morgen auf Deck gerufen wurden, bekamen wir alle zuerst einmal nichts zu essen. Wir wurden jeder mit Namen gerufen und genau überprüft, um zu sehen, ob auch alles stimmte. Als sie sich ganz sicher waren, daß nur 18 entkommen waren und die anderen noch alle an Bord waren, da waren die englischen Offiziere etwas beruhigt.

Am nächsten Tag aber kamen schon die Handwerker und flickten das Loch. Während sie das taten, waren einige Gefangene so geschickt, daß sie den Handwerkern mehrere ihrer Werkzeuge stahlen und auf der anderen Seite wieder versuchten, ein Loch in die Schiffswand zu machen. Es gelang genauso gut wie das erste Loch. Und sie hatten das Loch bereits gemacht, ehe die Handwerker das andere Loch verschlossen hatten. Die Soldaten draußen aber dachten, der Lärm käme von den Handwerkern, die das erste Loch zumachten.

In dieser Nacht stellten sich wieder einige von uns für eine weitere Gelegenheit zu entkommen auf. Sie warteten dort bis ungefähr 4.00 Uhr am Morgen. Das Kupfer außen am Schiff war sehr schnell weggemacht worden, und es hatte noch einige scharfe Stellen.

Damit diese scharfen Stellen nicht unser Fleisch durchschnitten, versuchten wir es mit einem Leintuch zu bedecken. Aber das klappete nicht ganz. Schließlich versuchten wir, einen an einem Leintuch entlang hinauszulassen. Er sagte, daß es bis zum Wasser recht tief sei. Wir zogen ihn wieder hinein. Er sagte, die Nacht sei klar und er könnte auf dem Wasser recht weit sehen. Deshalb beschlossen wir, bis zur nächsten Nacht zu warten. Leider war unser Ausschuß nicht aufmerksam, und so vergaßen sie das Leintuch, das ins Wasser hinaushing. Natürlich erkannten die Soldaten und die Offiziere am nächsten Tag sehr bald, daß da ein Leintuch hing. „Da ist ja noch ein Loch!“ Und wieder kamen die Handwerker und reparierten auch dieses zweite Loch. Um diese Schäden zu bezahlen, wurde uns unser Essen für einige Zeit gekürzt.

Unser prahlerischer Hauptmann bekam mehr und mehr Sorge um sich selbst und um seine Familie. Es schien ihm fast unabänderlich, daß diese Amerikaner, die da unten gefangen waren, schließlich das

ganze Gefangenenschiff noch zum Sinken bringen würden. Man erzählte sich, daß er lieber 6000 Franzosen zu bewachen hätte als 600 Amerikaner.

Nachdem sie lange nach diesen 18 Männern gesucht hatten, kam schließlich ein Brief aus London an den Hauptmann unseres Schiffes. Dieser Brief war von einem der Gefangenen, die entkommen waren. Er schrieb ihm, daß es sinnlos sei, ihn weiter zu suchen, denn er wäre bereits auf einem Schiff und würde in ein anderes Land reisen.

Aus diesem Grund entschloß sich die englische Regierung schließlich, uns alle in das Gefängnis nach Dartmoor zu schicken, ein scheußlicher Platz, ungefähr 15 Meilen von dem Hafen in Old Plymouth entfernt. Dort wäre es wesentlich schwerer, über die massiven Mauern hinweg zu entkommen, denn das Gefängnis war sehr gut befestigt.

1814 wurde es bekannt, daß der Zustand der amerikanischen Gefangenen in England elendiglich sei. Die amerikanische Regierung schickte schließlich einen Mann, der Geld bekam, um uns mit besserer Kleidung auszurüsten. Er hieß Herr Beasley. Der schickte einen Juden aus London mit einigen Kartons voller Kleidung, um sie uns auszuteilen. Einige, die es sehr nötig hatten, bekamen dann eine neue Hose oder einen neuen Anzug. Aber andere wurden abgewiesen, obwohl sie auch große Not hatten. Die Gefangenen beschwerten sich bei Herrn Beasley, aber der kümmerte sich nicht darum.

Nachdem wir über ein Jahr als Gefangene der britischen Regierung festgehalten worden waren, entschloß sich die Regierung, uns den geringen Lohn zu geben, der es mir möglich machte, Kleidung zu kaufen und etwas mehr zu essen. Auch hatte mein Vater Gelegenheit, mir von Zeit zu Zeit etwas zu schicken.

Ganz glücklich empfing ich 20 Dollar. Bald darauf wurden die amerikanischen Gefangenen nach Dartmoor gebracht, und ich hörte nichts mehr von meinem Vater.

Im Sommer 1814, ich war 22 Jahre alt, wurden wir nach Dartmoor gebracht. Dort waren wir, so wurde uns gesagt, 6000 Männer. Zwei dicke steinerne Mauern, jede ungefähr sechs Meter hoch, umgaben das Gefängnis. Beide Mauern waren so breit, daß mehrere 100 Soldaten darauf Platz hatten. Das Gefängnis war an einem kleinen

Berg gelegen, und außen herum war alles recht traurig. Es war eine öde Gegend mit verstreuten Felsen und einigen dornigen Büschen, soweit das Auge sehen konnte. Sicher war es der richtige Name: Dartmoor. Das Gefängnis hatte drei Stockwerke. An jedem Stockwerk war ein großes eisernes Tor. 600 Soldaten bewachten das Gefängnis. Jeden Morgen wurden wir gezählt, und am Abend wurden wir wieder hineingetrieben. Als die Gefangenen hörten, daß wieder neue kämen, drängten sie sich alle an die Türen und formten eine Linie, durch die alle hindurch mußten. Als wir so an den Gefangenen vorbeigingen, erkannten einige sogar ihre Freunde wieder „Hallo, Sam!“ „Wo kommst du her?“ „Von Marblehead.“ „Sind noch mehr übriggeblieben?“ „Nein, ich war der letzte.“ Und so wurden alle wiedererkannt. Ja, es war deutlich, daß alle die Seeleute von Marblehead nun Gefangene waren.

Auch Gottesdienste wurden in dem Gefängnis gehalten, in dem die Farbigen waren. Die getauft werden wollten, wurden in einem kleinen Schwimmbad getauft, das sich im Hof befand.

Im Dezember 1814 kam die gute Nachricht, daß zwischen Amerika und England endlich Friede sei. Wer nie in solch einem Gefängnis war, an solch einem dunklen, öden Flecken, kann kaum nachempfinden, wie unsere Gefühle waren. Voller Spannung warteten wir darauf, was passieren würde, wenn der Präsident den Friedensvertrag unterschreiben würde. Im Februar 1815 schließlich war der Vertrag fertig. Freudenrufe drangen durch das Gefängnis, wie man sie wohl kaum irgendwo noch einmal hören wird. „Was! Wir werden frei? Wir können endlich wieder heim? Wir können wieder heim zu unserer Familie, in unser Heim, zu unseren Eltern?“ Ja, diese Hoffnung hatten wir, und manchmal dachten wir, wir wären schon zu Hause.

Wir waren ungefähr 200 in Dartmoor, die aus der englischen Marine waren. Einige von ihnen hatten fast 20 oder 30 Jahre in der englischen Armee gedient. Niemals waren wir mit Waffen gegen unsere Feinde vorgegangen. Und so entschlossen wir uns, eine höfliche Bitte an das englische Parlament zu schicken und sie zu bitten, uns freizulassen. Die Herren dort aber widersetzten sich dem. Sie sagten, sie hätten uns gelehrt, wie man mit den Schiffen umgehen könne, und wenn wir freigelassen würden, bevor der Krieg zu Ende sei, dann würden wir Amerika helfen, gegen die Engländer zu kämpfen. Und das würden sie niemals zulassen.

Kapitel 6

Friedensvertrag und Mißhandlungen

Ungefähr zu dieser Zeit hatten einige der Gefangenen mit der ungeheuren Aufgabe begonnen, einen unterirdischen Weg unter den Gefängnismauern hindurch zu graben, um in die Freiheit zu gelangen. Um das zu erreichen, wurde einer der großen, schweren Steine auf dem Boden entfernt, und sie begannen damit, den Schmutz in kleine Beutel zu kratzen, um es unter den Treppen im Treppenhaus zu verstecken. Alles mußte in äußerster Sorgfalt geschehen, so daß die Wärter nichts bemerkten. Bis zur ersten Mauer waren es — soweit ich mich erinnere — ungefähr 30 Meter; von dort bis zu der äußeren Mauer weitere acht Meter. Uns wurde gesagt, daß diese Mauern ungefähr fünf Meter hoch waren und daß sie fast einen Meter bis unter die Erde reichen würden.

Einer meiner Freunde, Kapitän L. Wood aus Fairhaven, der auch in dem Gefängnis lebte und mit dem ich oft Kontakt hatte, informierte mich über diese Arbeit und wie schwierig es war, in diesen Durchgang hineinzukommen, nachdem er bereits einige Meter lang war. Außerdem war es sehr problematisch, diese kleinen Taschen mit Erde zurückzubringen. „Ihre Gesichter sind fast schwarz, und sie sind völlig erschöpft, weil sie nicht genug Luft bekommen.“ Aber wieder ein anderer ging dann vorwärts und kam mit einer vollen Tüte Erde zurück. Und so arbeiteten sie jede Nacht weiter. Sie wurden nicht entdeckt, bis sie schließlich unter der ersten und dann unter der zweiten Mauer angelangt waren. Vier rüsteten sich jetzt mit Messern und anderen todbringenden Waffen aus, damit sie sich verteidigen könnten. Sie wollten sich verteidigen, und wenn es sie das Leben kosten würde. Dann wollten sie das erste Boot, das sie ergreifen konnten, nehmen und auf die französische Küste hinsteuern.

Bevor sie schließlich den Boden außerhalb der Mauer durchbrachen und alle bereit waren, die entkommen wollten, gab einer der Gefangenen unser Vorhaben den Wärtern preis. Plötzlich kamen bewaffnete Soldaten und Offiziere in den Gefängnishof mit dem Verrä-

ter in ihrer Mitte, der zeigte auf den Ort, wo der Gang anfang, und in wenigen Momenten wurde er mit Steinen und Schmutz aus dem Hof gefüllt, und der Verräter wurde unter dem Schutz der Wärter vorsichtig weggeführt, damit die Gefangenen ihn nicht ergreifen und zerreißen würden. „Wie heißt er?“ „Wer ist er?“ „Woher kommt er?“ Das alles wurde gefragt. Die, die ihn kannten, sagten, er käme aus New Hampshire. Der Gefängnisleiter gab ihm seine Freiheit, und wir hörten nichts mehr von ihm.

Als die Schiffe aus Amerika nach England kamen und der Friedensvertrag zwischen uns und Großbritannien unterzeichnet wurde, da hörten wir, daß Herr Beasly die Aufgabe übernommen hatte, in London als Konsul zu arbeiten. So sollte er auch dafür sorgen, daß die kriegsgefangenen Amerikaner von England wieder nach Hause gebracht würden.

Nachdem wir eine ganze Zeitlang gewartet hatten, wurde Herr Beasly angesprochen, was denn mit den Gefangenen in Dartmoor sei. Er wurde gefragt, warum die Schiffe nicht kommen würden, um die Gefangenen nach Hause zu bringen. Er gab keine sehr zufriedenstellende Antwort. Wiederum zeigten wir unser Erstaunen, warum wir so vernachlässigt würden, nachdem doch schon zwei Monate vergangen waren, seit der Friedensvertrag unterzeichnet worden war. Unsere Leiden hatten nicht abgenommen, und auch seine Antwort gab uns keinerlei Erleichterung. Schließlich wurden die Gefangenen über diese Vernachlässigung so aufgebracht, daß sie einen Galgen im Gefängnishof aufstellten und eine Puppe, die sie Herr Beasly nannten, daran aufhängten und verbrannten. Das wurde in den englischen Zeitungen bekannt gemacht, so daß auch Herr Beasly aufwachte und sich beschwerte, daß wir es gewagt hätten, seinen Charakter so böse darzustellen. Wir sagten ihm deutlich, daß er die Aufgabe hatte, uns aus dem Gefängnis herauszuholen, und daß wir immer noch darauf warteten.

Auch der Gouverneur versuchte durch uns Vorteile zu erlangen. Er gab den Befehl, daß die Gefangenen das harte Schiffsbrot aßen, daß für sie für den Winter aufbewahrt worden war. Niemand hatte etwas dagegen, so lange wir genauso viel von dem harten wie von dem weichen Brot bekommen würden, das wir vorher bekommen hatten. Dieser Gouverneur Shortland wollte uns aber nur ein Drittel von dem Brot geben. Das hatte auch der Oberkommandant des Gefangenschiffes schon ein Jahr zuvor versucht, wie bereits beschrieben. Sofort weigerten wir uns, die Vorschläge des Gouverneurs

Shortland zu befolgen. Er sagte, entweder würden wir gehorchen oder kein Brot bekommen. Wir entgegneten, entweder alles oder nichts. So hatten wir zwei Tage lang kein Brot, mit der Drohung, daß uns auch unser Wasser weggenommen würde, wenn wir nicht aufgeben würden.

Es war jetzt der 4. April 1815, ich war knapp 23 Jahre alt. Gouverneur Shortland verließ das Vorratsdepot, um für einige Tage wegzufahren, und dachte, daß wir, wenn er zurückkehren würde, wahrscheinlich hungrig genug wären, um mit seinen Vorschlägen einverstanden zu sein. Aber vor Sonnenuntergang oder eben kurz vor der Zeit, als wir wieder in unserem Gefängnis eingeschlossen werden sollten, wurde ein großer Teil der Gefangenen in ihrem hungernden, erschöpften und niedergetretenen Zustand so aufgereggt, daß sie sich, als die Soldaten kamen, um sie wieder einzuschließen, zu gehorchen weigerten, bis sie ihr Brot bekämen. „Geht in eure Zellen“, schrien die Soldaten. „Nein, wir werden nicht dorthin gehen, wenn wir nicht unser Brot bekommen!“ Die Soldaten wurden zu den Waffen gerufen, und der Hauptmann rief sie auf, besonders die Vorrathshäuser zu beschützen. An der unteren Seite dieses Bereiches war ein eiserner Zaun mit einem eisernen Tor. Dieses Tor war die Grenzlinie zwischen unseren Bewachern und uns.

Hier gab es einen Durchgang, der ungefähr drei Meter breit und ungefähr zehn Meter lang war, durch den alle Gefangenen gehen mußten, wenn sie zu ihren Höfen mit den Nummern 1, 4 und 7 gehen wollten, wo auch sieben Gefangenenhäuser waren, die für ungefähr 10 000 Gefangene gemacht waren. Als es schließlich Abend wurde, wurde die Aufregung auf beiden Seiten so groß, daß dieser schmale Durchgang mit Menschen überfüllt wurde, und es war schwierig hindurchzukommen. Der Druck wurde schließlich so groß, daß das Schloß des großen Tores durchbrach und die Tore aufgingen. In wenigen Momenten stürmten die Gefangenen, unbewaffnet und ohne irgendeinen Plan, auf verbotenen Boden, füllten die öffentlichen Plätze und drängten zu dem großen eisernen Tor auf der anderen Seite des Platzes. Dort stand der Hauptmann mit seinen bewaffneten Soldaten. Er befahl den Gefangenen sofort zurückzugehen, oder sie würden auf sie schießen. „Schießt doch!“, riefen die Gefangenen, als sie vor den Soldaten standen. „Es ist egal, ob wir durch das Schwert sterben oder durch den Hunger.“ Der Hauptmann, der immer noch nicht schießen wollte, fragte, was wir wollten. „Wir wollen unser Brot, Sir.“ „Gut, geht ruhig in eure Gefängnisse, und ihr werdet es bekommen.“ „Nein, Sir, wir werden nicht gehen, bis wir alles

Brot bekommen, das uns zusteht.“ Der Hauptmann befahl, daß uns alles weiche Brot gegeben würde, so wie es uns zustand. Ungefähr um 9.00 Uhr am Abend hatten alle ihr Brot bekommen. Die Gefangenen gingen dann ruhig in ihre Gefängnisse, begannen, ihr Brot zu essen und das kalte Wasser zu trinken, und lobten den Hauptmann, der auf diese mutige, ruhige Weise unsere Bitten erfüllt hatte.

Zwei Tage später, am 6. April 1815, kam Gouverneur Shortland wieder zurück. Als er gehört hatte, was passiert war, sagte er, er würde sich rächen. An diesem 6. April spielten einige unserer Gefangenen im Hof Nr. 7 Ball. Mehrere Male flog der Ball über die Mauer und wurde immer wieder von den Soldaten zurückgeschossen, als man sie freundlich darum bat. Jetzt rief einer der Gefangenen recht laut: „Soldat, wirf den Ball zurück.“ Und weil er nicht kam, riefen einige der Ballspieler: „Wir werden ein Loch in die Wand graben und ihn holen.“ Einige von ihnen brachen kleine Steine aus der Mauer heraus. Ein Wächter auf der Mauer sagte, sie sollten aufhören. Sie hörten aber nicht auf, bis sie nochmals angesprochen wurden. Ich ging während dieser Zeit mit einigen anderen auf dem Platz hin und her, aber ich dachte niemals daran, daß sie mit den Steinen irgendwie ein Loch in diese Mauer machen könnten oder daß diese ganze Sache irgendwie wichtig sei. Neben dieser Kleinigkeit waren diese Gefangenen ordentlich und gehorsam wie die ganze Zeit zuvor.

Am Abend wurden die Schlüssel wie normal herumgedreht, und es wurde den Gefangenen befohlen, wieder in ihre Gefängnisse zu gehen. Wiederum war der schmale Durchgang so mit Menschen überfüllt, daß das Tor, das nur schlecht repariert war, aufsprang und einige wenige, ob sie wollten oder nicht, auf den Platz gedrängt wurden. Es schien, daß Gouverneur Shortland sich mit einem Regiment von bewaffneten Soldaten auf den Platz gestellt hatte und auf den nächsten Vorwand wartete, um gegen uns vorzugehen. Als jetzt die Tore völlig unbeabsichtigt aufbrachen, schien das genug. Er schritt mit seinen Soldaten voran und befahl ihnen zu schießen. Sofort wurden seine Befehle befolgt, die Soldaten rannten auf die fliehenden Gefangenen zu und schossen auf sie in allen Richtungen. Einer der Mitgefangenen fiel verwundet hin, und eine Gruppe von Soldaten umgaben ihn. Er kam wieder auf seine Knie und bat sie, daß sie sein Leben schonten, aber die Antwort war: „Nein, hier gibt es keine Gnade!“ Sie schossen dann noch ihre ganze Munition auf diesen armen Menschen ab, bis er völlig zerschossen auf dem Boden lag. Andere flohen zu jedem Gefängnis, das zur Verfügung stand, merkten aber, daß alle zugeschlossen waren, und während sie versuchten, eine an-

dere Tür zu erreichen, wurde auf sie geschossen. Das zeigte deutlich, daß dieses ganze Unternehmen völlig geplant war. Als ich die Stein-
stufen hinunterfloh, um zu entkommen, kam auf einmal eine ganze
Anzahl Soldaten auf uns zu gerannt und schoß mit ihren Gewehren
auf uns. Einer fiel tot um, ein anderer vor mir wurde ins Bein ge-
schossen und fiel ebenso. Größte Aufregung war im gesamten Gef-
ängnis. Soweit wir mitbekamen, während wir vor unseren Mördern
flohen, waren überall verstreut Tote und Sterbende. Wir versuchten,
in das nächste Gefängnis hineinzukommen, um Schutz zu suchen,
und es wurde geschätzt, daß ungefähr 200 von uns vermißt wurden.
Und so dachten wir, daß eine große Menge von ihnen getötet worden
waren. Väter, Söhne und Brüder wurden vermißt, und überall im La-
ger herrschte große Aufregung.

Plötzlich hörten wir die Pfeife unseres Vorstehers. Alle waren ru-
hig. Und jetzt las er laut vor: „Es ist hier unter uns ein englischer Sol-
dat. Einige der Gefangenen haben ein Seil um seinen Hals gelegt und
das andere Ende an dem Balken angebracht. Sie drängen ihn noch sei-
ne letzten Gebete vorzubringen, denn sie wollen ihn aufhängen. Zwei
unseres Ausschusses haben erreicht, daß sie ihn nicht aufhängen, be-
vor sie nicht die anderen Gefangenen befragen. Was soll mit ihm ge-
tan werden?“ „Hängt ihn auf, hängt ihn auf“, schrien einige. Andere:
„Nein, laßt ihn gehen!“ Und von verschiedenen Richtungen kamen
verschiedene Antworten. Die meisten waren dafür, diesen englischen
Soldaten aufzuhängen. Der Ausschuß und andere baten darum, daß
sie nochmals darüber nachdachten. Die Gefangenen waren völlig auf-
gebracht, und deshalb urteilten sie zu schnell. Dieser arme Soldat bat
dringend um sein Leben, denn er hatte Angst, daß er im nächsten Au-
genblick aufgehängt würde. Als der Vorsteher nochmals die Runde
durchfragte, war es schwierig zu entscheiden, aber viele waren jetzt
dafür, das Leben dieses gefangenen Feindes zu erhalten.

Das öffnete den Weg für einen weiteren Versuch, und alle waren
jetzt entschieden dafür, ihn freizulassen. In der Zwischenzeit waren
die Toten und die Sterbenden aus den Höfen aufgesammelt und ins
Krankenhaus gebracht worden. Dann kam eine Gruppe Soldaten zu
uns und fragte: „Habt ihr auch Verwundete und Tote bei euch?“ „Ja,
zwei sind hier. Und hier ist auch einer von euren Soldaten, nehmt
ihn mit.“ Als die Gerichte von dem Vorgehen in diesem Gefängnis er-
fahren und auch hörten, daß der Soldat nicht umgebracht worden
war, wurde überall in der Presse darüber berichtet, wie ehrenhaft
und gnädig die Gefangenen in Dartmoor unter diesen schweren Um-
ständen mit dem Soldaten umgegangen waren.

Spät am Morgen wurden die Türen des Gefängnisses geöffnet. Es benötigte einige Zeit, um das Blut von unseren ermordeten Mitgefangenen wegzuwaschen. Unsere Feinde sahen es nicht gerne, wie wir es taten. Als wir in den Hof kamen, fanden viele ihre verlorenen Freunde. Während des Massakers waren viele zu den nahegelegensten Gefängnissen geflohen, um dem Feuer der Soldaten zu entgehen, und sie blieben dort bis zum Morgen. Andere gingen in das Krankenhaus und suchten dort ihre Freunde und Bekannte unter denen, die getötet und verwundet worden waren. Nach vielen Fragen stellten wir fest, daß sieben getötet und 60 verwundet worden waren. Was das Ganze noch schlimmer machte, war, daß unsere zwei Regierungen sich vertragen hatten und daß viele unserer Schiffe und Landsleute schon wieder mit England Handel trieben, doch statt unsere Gefangenschaft zu erleichtern, legten sie die Stricke um uns immer enger und enger. Und das taten sie sogar noch sieben Wochen, nachdem der Friedensvertrag zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten geschlossen worden war. Wenn doch Herr Beasley, unser Konsul in London, sofort der Regierung gehorcht hätte, dann hätte er all die Aufregung und den Tod unserer Mitgefangenen verhindern können.

Ein Untersuchungsausschuß wurde nun eingerichtet. John Quincy Adams von den Vereinigten Staaten und einer der erfahrenen Admirale von Plymouth waren in diesem Ausschuß.

Es wurde ein Platz auf den Mauern des Gefängnisses zwischen den Gefangenen und den Wächtern des Gefängnisses gefunden, so daß der Untersuchungsausschuß von den Gefangenen auf der einen Seite und von den Wächtern auf der anderen Seite angerufen werden konnte. Die Mauern waren dann zwischen uns. Die Aussage von Gouverneur Shortland machte keinen großen Eindruck. Er begründete sein Vorgehen damit, daß wir versucht hatten, ein Loch durch die Mauer zu brechen, daß wir die verschlossenen Tore durchbrechen wollten und daß so sein Angriff gerechtfertigt sei. Es wurde festgestellt, daß sein Plan für das Massaker von vornherein da war. Wir wurden auch über die Nahrungsmittel befragt, die wir bekommen hatten.

Die Gefangenen gaben zur Antwort, daß es uns nicht um die Nahrung ging, sondern um die unmenschliche Weise, mit der wir behandelt worden waren und in der unsere Landsleute umgebracht worden seien. Schließlich wurde das Massaker von Dartmoor verurteilt, und die britische Regierung bezahlte den Witwen der Verstorbenen eine Entschädigung.

Drei Wochen nach diesem Massaker kam die lang ersehnte Nachricht, daß eine Reihe der Gefangenen freigelassen werden sollten. Da ich dieses Mal mit als erster auf der Liste stand, wurde ich herausgerufen und mit weiteren 250 überprüft. Viele von diesen trugen weiße Fahnen an langen Stangen, als sie vor den Gouverneur kamen. Auf diesen Fahnen standen Sätze wie folgende: „Massaker an amerikanischen Gefangenen in Dartmoor“ oder „Der blutige sechste April!“ Andere hatten Fahnen mit dem Namen von Shortland als den Mörder der amerikanischen Gefangenen. Einige der Gefangenen erklärten offen, daß sie ihn umbringen würden, wenn sie ihn nur fänden. Herr Shortland schien diese Drohungen zu fürchten und hielt sich in sicherem Abstand, während wir überprüft wurden, um endlich frei zu werden. Wir erwarteten sehr wohl, daß er uns befehlen würde, unsere Fahnen wegzutun, wenn er uns überprüfte, aber er tat es nicht, und so zeigten wir die Fahnen weiter, bis wir schließlich auf unser Schiff kamen, um wegzufahren. Am 27. April 1815 kamen wir endlich aus dem Dartmoor-Gefängnis frei. Es waren gerade fünf Jahre von dem Zeitpunkt an, als ich in Liverpool in England gefangenengenommen worden war. Ungefähr zweieinhalb Jahre hatte ich aktiv in der britischen Marine gearbeitet, und zweieinhalb Jahre war ich Kriegsgefangener. Schließlich wurde das westliche Tor von unserem dreckigen, blutigen Platz aufgeworfen, und die Soldaten befahlen uns, aus dem Gefängnis herauszugehen.

Als wir die Höhen von Dartmoor erklimmen, schauten wir auf dieses dunkle Steingebäude zurück, wo wir so vieles erdulden und erleiden mußten. Und dann schauten wir weiter zu dem westlichen Horizont, und zum ersten Mal seit langer Zeit konnten wir in weiter Ferne unsere Heimat erahnen, wo unsere Eltern und unsere lieben Freunde warteten. Unsere ganzen Gefühle wurden bewegt von der schrecklichen Gefangenschaft auf der einen Seite und von der herrlichen Freiheit auf der anderen Seite. Das kann man besser fühlen als beschreiben. Mit einem alten Paar ausgetragener Schuhe fühlten wir uns fähig, in unserem schlechten Zustand diese ermüdende Reise durchzustehen. Die große Freude, frei zu sein und unsere lieben Freunde bald zu sehen, obwohl es noch durch einen Ozean von 3000 Meilen ging, das trieb uns an, durch diese alte Stadt Plymouth hindurchzugehen. Die Leute starrten uns an und wunderten sich. Ich denke, sie hatten nie eine solche heruntergekommene Gruppe von Menschen gesehen, die so seltsame Fahnen trugen und durch ihre Stadt marschierten.

Kapitel 7

Heimfahrt in die USA

Es warteten bereits Schiffe im Hafen. Und bevor die Nacht anbrach, waren wir schon an Bord eines englischen Handelsschiffes mit 400 Tonnen Last, das die „Mary-Anne“ von London genannt wurde. Dieses Schiff wurde von Kapitän Carr befehligt, und es beherbergte ungefähr 280 Personen. Auf diesem Schiff kamen alte Erinnerungen auf. Ungefähr drei Meilen außerhalb des Hafens sahen wir einige alte Kriegsschiffe, die nicht mehr in See stechen konnten. Vor ungefähr fünf Jahren war ich auf so ein Schiff gebracht worden und mußte in der britischen Marine dienen. Damals hatte ich versucht zu entkommen und wollte drei Meilen schwimmen, um frei zu sein. Von diesen verzweifelten Bemühungen um Freiheit wurde ich damals zurückgehalten und als einer betrachtet, der seiner Majestät, dem König, entkommen wollte.

England und Amerika wollten viel tun, daß sie wieder zusammenarbeiten könnten. Millionen von Dollar wurden für den Krieg im Jahre 1812 ausgegeben. Die Amerikaner forderten und kämpften für den freien Handel und für die Rechte der Seeleute. England anerkannte schließlich die Gerechtigkeit ihres Anspruchs: Zum ersten erfüllten sie Hunderten, die nicht mehr in der Marine dienen wollten, ihre Bitte, Kriegsgefangene werden zu dürfen. Oft war festgestellt worden, daß ungefähr 200 amerikanische Seeleute in Dartmoor gefangengehalten worden waren. Zum zweiten gab es den Friedensvertrag im Jahre 1815.

Aber denjenigen, die so lange leiden mußten, wurde keine Entschädigung bezahlt. Es war von mir gefordert worden, meinen Dienst als Seemann für mehrere Jahre zu leisten. Aber die Entlohnung dafür war miserabel.

Das Schiff war sehr voll, und für Essen und Schlafen gab es nur einen engen Platz. Am nächsten Morgen wurde der Anker gehoben, und wir fuhren mit vollen Segeln und einem guten Wind aus dem

Hafen hinaus. Sehr bald fuhren wir von Altengland weg und waren so glücklich, daß wir endlich wieder auf dem weiten Ozean waren und nach Westen fuhren. Bis Neufundland gab es nichts Bemerkenswertes auf der Reise. Große Freude kam auf, als wir ein anderes Schiff trafen, von dem wir etwas Nahrung bekamen.

Als wir wenige Tage gefahren waren, wurde uns mitgeteilt, daß Herr Beasley, unser Konsul in London, dieses Schiff gechartert hatte, um uns nach City-Point zu fahren und das Schiff dort mit Tabak für London zu beladen. Wir hielten diese Entscheidung für untragbar, denn nur sechs von uns hätten dadurch einen Vorteil, während der Rest mehrere hundert Meilen zurücklegen müßte, um nach New York oder nach New England zu kommen. Wir sprachen mit dem Kapitän, aber er erklärte, er würde nicht von seinem Auftrag abweichen und uns nirgends anders abladen.

Die Gefangenen erklärten auf der anderen Seite, daß dieses Schiff uns niemals nach City-Point fahren sollte. Daraufhin machten die Gefangenen still untereinander aus, wer der Kapitän und wer die Offiziere sein würden, wenn sie die Führung auf dem Schiff übernehmen würden.

Als wir die Ostküste von Neufundland erreichten, ungefähr zwei Drittel unserer Entfernung über den Atlantik, da merkte ich, daß wir genau an dem Platz waren, wo ich vor mehreren Jahren bereits einmal Schiffbruch im Eis erlebt hatte. Als wir über diesen gefährlichen Platz redeten, hörten wir, daß einige andere im Frühling dieses Jahres, als sie an dieser Stelle vorbeifuhren, ähnliche Schwierigkeiten gehabt hatten. Kapitän Carr sagte, er hätte fünfzehnmal diese Reise unternommen und niemals irgendwo Eis gesehen, und er glaubte nicht, daß irgendwo Eis wäre. Am Nachmittag sahen wir ein großes Stück Eis. Wir fragten den Kapitän, wie er das denn nennen würde. Er anerkannte, daß es Eis wäre. Als es Nacht wurde, wurde der Wind stärker, und es kam eine kräftige Brise vom Osten her. Kapitän Carr, der sich nicht um das kümmerte, was wir über die Gefahr auf dieser Route sagten, hielt das Schiff immer noch unter vollen Segeln, und er entschied, daß wir auf seinem Weg weiterfahren würden und nicht bis zum nächsten Morgen warteten. Einige der Gefangenen hatten das vorgeschlagen. Ungefähr 30 von uns, die nicht gewillt waren, dem Urteil des Kapitäns zu trauen, hielten sorgfältig Ausschau nach Eis. Etwa um Mitternacht fuhr das Schiff sehr schnell vor einem starken Wind. Da schien es keine Hoffnung zu geben, irgendeinem Eisberg zu entgehen, wenn wir ihn sehen würden. Die Gefahr, daß

wir ohne einen Moment der Warnung in Stücke zerschmettert würden, war groß. Wir merkten auch, daß die Luft sich änderte. In dieser Gefahr entschieden wir uns, dem Kapitän das Schiff wegzunehmen. Wir fanden ihn, wie er von einer Stelle aus dem Steuermann Befehle zurief. Kurz schilderten wir unsere gefährliche Situation und sagten ihm, daß ungefähr 300 Seelen von seinem Willen abhängig wären, und wenn er das Schiff jetzt nicht umdrehen würde, dann würden wir es für ihn tun. Der Kapitän sah unsere Entschlossenheit, sofort zu handeln, und er rief zu seiner Mannschaft: „Wendet das Schiff um!“ Als das getan worden war, fuhr das Schiff bis zum Morgenrauen nicht mehr weiter. Und da sahen wir, wie knapp wir mit unserem Leben davongekommen waren: Große Eisberge lagen ganz nah zur rechten Seite, und wenn wir in der gleichen Weise vor dem Sturm weitergefahren wären, wären wir mitten in sie hineingefahren und in Stücke zerschlagen worden. Die Willkür von Kapitän Carr war nun allen offenbar, und es war deutlich, daß unser Vorgehen ihm gegenüber richtig war. Als das Schiff weiterfuhr und an diesen riesigen Eisbergen vorbeizog, waren wir alle hellwach, bis diese Gefahrenzone hinter uns lag und wir wieder sicher auf dem grenzenlosen Ozean segelten.

Diese Eisberge sehen in der Ferne aus wie riesige Städte, und wenn wir nicht vorausgedacht hätten, wären sie sicherlich die Ursache für unser aller Tod gewesen.

Eine große Anzahl von uns dachte, daß jetzt die beste Zeit wäre, das Schiff dem Kapitän wegzunehmen und nach New York oder Boston zu fahren, von wo aus wir besser nach Hause kommen könnten. Wir hatten entschieden und erklärt, wie bereits Kapitän Carr mitgeteilt worden war, daß dieses Schiff uns niemals nach City-Point hätte fahren sollen. Nachdem wir den Gefahren des Eises entkommen waren, bestand die Schwierigkeit für uns darin, zu entscheiden, welchen der beiden Häfen wir ansteuern sollten, wenn wir das Schiff übernehmen würden. Ganz plötzlich und unerwartet rief einer von unserer Gruppe mit lauter Stimme: „Alle, die für New York sind, geht auf die eine Seite des Schiffes, und alle, die für Boston sind, geht auf die andere Seite!“ Sofort ging jeder auf die eine oder andere Seite, und es war deutlich, daß die meisten nach New York wollten. Also wollten wir nach New York fahren. Kapitän Carr stand in der Mitte, nahe beim Steuer, und schaute auf diese unerwartete und seltsame Handlung. Plötzlich kam einer von uns und nahm dem Steuermann das Steuer aus der Hand. Kapitän Carr sagte, daß er das sofort lassen sollte, und befahl seinem Mann, das Steuer wieder zu nehmen. Eini-

ge von uns sagten nun zu dem Freund, er sollte das Steuer nehmen, wir würden ihn schützen. Kapitän Carr wurde sehr aufgeregt und zornig und sagte, was er alles mit uns tun würde, wenn er eine Mannschaft hätte, die dazu fähig wäre. Aber er sah, daß er keinen Widerstand leisten konnte. Wir hatten das Steuerrad im Besitz, und so würde das Schiff nicht weiter nach seinen Anweisungen gesteuert werden. Als er das sah, benannte er uns mit allen möglichen bösen Schimpfwörtern. Er sagte uns, was er alles mit uns tun würde, da er der Kapitän sei. Kapitän Conner von Philadelphia wurde von denen erhoben, die ihm nahestanden, und sofort wurde Richtung New York gesteuert. „Das ist unser Kapitän!“, rief die Menge. Kapitän Carr rief: „Übernehmen Sie das Schiff, Kapitän Conner?“ „Nein, Sir“, war die Antwort. „Doch, du sollst“, riefen alle zusammen. „Ich möchte damit nichts zu tun haben“, sagte Kapitän Conner. „Du wirst“, war der laute Ruf, „oder wir werden dich über Bord werfen!“ „Hören Sie, was sie sagen, Kapitän Carr? Was soll ich tun?“ „Nehmen Sie das Schiff, nehmen Sie es, Kapitän Conner“, sagte der englische Kommandeur. Als das geklärt war, begann uns Kapitän Carr mit allen möglichen Schimpfnamen zu benennen. Einige, die nahe bei ihm standen, warnen ihn, er solle damit aufhören und schnell in seine Kabine gehen, damit er nicht weiter in Gefahr stünde. Und das tat er auch. Kapitän Conner übernahm jetzt das Schiff, benannte drei Offiziere, und eine Reihe von uns unterstützten ihn als Seeleute, um das Schiff zu führen. Es wurden drei Schichten mit Wachen aufgestellt, damit jeder Vorteil genützt würde, um unser Schiff in den Hafen von New York zu steuern, so schnell es irgend möglich war.

Kapitän Carr und seine Mannschaft hatten ihre Freiheit und wurden freundlich behandelt. Aber es wurde ihnen nicht erlaubt, weiter in den Kurs des Schiffes einzugreifen. Er sagte, wenn das Schiff jemals in den Vereinigten Staaten ankommen würde, würde er uns vor Gericht bringen, weil wir ihm das Schiff auf hoher See weggerissen hätten. Der Gedanke, daß wir unserer Freiheit beraubt werden könnten, machte einigen von uns Sorgen. Trotzdem waren wir entschlossen, festzubleiben, bis wir angekommen waren.

Bald sahen wir ein Schiff mit einer amerikanischen Flagge, das auf uns zukam. Wir hißten die englische Flagge. Es war ein seltsamer Anblick für uns, wieder ein Schiff mit der amerikanischen Flagge zu sehen. Als es so nahe kam, daß wir hinübrufen konnten, wurde gerufen: „Was für ein Schiff seid ihr? Wo kommt ihr her? Und wo fahrt ihr hin?“ Antwort: „Von Amerika nach Europa.“ „Was für ein Schiff seid ihr?“ Antwort: „Die Mary-Anne von London mit einer

Menge von amerikanischen Gefangenen aus Dartmoor in England nach den Vereinigten Staaten.“ Einige weitere Fragen wurden gestellt, bis sich schließlich jedes Schiff wieder entfernt hatte. Einige riefen ihnen noch Grußworte zu, und wir waren so glücklich, wieder einige von unseren Landsleuten gesehen zu haben, während wir auf dem weiten Ozean weiterfuhren.

Ungefähr 10 Tage, nachdem wir das Schiff übernommen hatten, sahen wir in weiter Ferne Land. Als wir näher zur Küste kamen, hörten wir zu unserer großen Freude, daß wir nahe bei Rhode Island waren, ungefähr 40 Meilen von zu Hause. Vom Land aus wurden Pilot-schiffe ausgesandt, um uns an Land zu führen. Einige von uns dachten, daß dies eine einmalige Gelegenheit wäre, an Land zu kommen. So packten sie alle ihre Sachen und warteten darauf, in diese Boote springen zu können, sobald sie ankamen. Aber ein starker Sturm kam nun von Nordwesten, und die Obersegel wurden heruntergenommen, und viele Hände an Bord mußten sie wieder in Ordnung bringen. Als die Boote in unsere Nähe kamen, riefen einige von oben: „Kommt nicht hier herauf, wir haben die Pest an Bord!“ Diejenigen von uns, die gerne sofort an Land wollten, riefen, daß das nicht stimme und die Boote doch kommen sollten. Wieder rief eine Menge von Stimmen von oben: „Ja, wir haben die Pest an Bord, kommt nicht hier herauf!“ Sofort drehten die Boote um und fuhren zurück an Land. Nichts konnte sie überreden, wieder zurückzukommen. Wenn sie es nämlich gewagt hätten, an Bord zu kommen, dann hätten sie in eine ganz strenge Quarantäne gehen müssen. Die Pest, die wir an Bord hatten, war nämlich diese: Wir erwarteten, daß Kapitän Carr, so wie er gedroht hatte, uns wegen der Meuterei auf hoher See vor den Gerichtshof der Vereinigten Staaten führen würde. Aus diesem Grunde waren wir nicht gewillt, uns von ihnen zu trennen, bis wir mehr darüber Bescheid wüßten.

Während der Nacht wurde der Wind schwächer, und am nächsten Morgen bemerkten wir, daß eine starke Strömung uns in den Long Island Sound hineintrieb.

Wir beschlossen jetzt, daß wir, wenn wir einen Lotsen finden würden, direkt nach New York fahren würden. Wir hofften, daß wir von einem der vielen Fischerboote jemanden finden würden, der uns den Weg zeigte. Schließlich kam eines der kleinen Boote sehr nahe heran. In weniger als fünf Minuten nahmen wir es in Besitz, während der Kapitän und seine Crew sich zurückzogen und über das seltsame Werk, das vor sich ging, sehr erstaunt waren. Wir bemerkten, daß

nahezu 100 von unseren Leuten ihre Taschen und ihre Hängematten in diese Boote warfen und sofort hinterher sprangen. Dann stießen sie vom Schiff los und fuhren fort nach Newport, Rhode Island. Sie wollten auf keinen Fall durch Kapitän Carr wegen Piraterie vor Gericht kommen.

Der Wind war nun zur Weiterfahrt nach New York ungünstig. So beschlossen wir, daß wir nach New London in Connecticut fahren würden, und am nächsten Morgen kamen wir dort an. Nachdem wir sechs Wochen von Plymouth in England unterwegs gewesen waren, warfen wir den Anker. Eine große Zahl von uns rollten alle Segel ein. Eine große Menschenmenge stand im Hafen von New London. Wenige Augenblicke später fuhren eine ganze Menge Boote von überfreudigen Schiffsleuten mit all ihrem Hab und Gut an Land. Sie ließen ihr gekapertes Schiff und Kapitän Carr zurück, damit er sich selbst seinen Weg nach City-Point suchen konnte, um seinen Tabak zu holen. Wenn er wollte, könnte er uns auch suchen, sofern er immer noch den Wunsch hatte, uns vor Gericht zu bringen. Ohne Zweifel war er unwahrscheinlich erleichtert, daß eine so rebellische Mannschaft, wie er sie an Bord hatte, weg war und daß er sich nicht mehr mit ihnen streiten mußte.

Die guten Menschen an Land schienen genauso glücklich und freudig zu sein, daß wir an Land kamen, wie Kapitän Carr war, uns loszuwerden. Aber niemand war so glücklich wie wir selber. Es schien fast unglaublich, daß wir wieder auf heimatlichem Boden waren, als freie Menschen, frei von den britischen Kriegsschiffen und diesen schrecklichen Gefängnissen. Nachdem unsere freudigen Gefühle in einem gewissen Maß zurückgegangen waren, suchten wir alle unseren Weg nach Hause. Innerhalb von 24 Stunden waren die meisten von uns unterwegs nach New York City. Vier von uns schlugen den Weg nach Boston, Massachusetts, ein, ohne Geld, indem sie auf pures Versprechen hin für ein paar Dollar von Fischerbooten mitgenommen wurden. Das brachte uns außerhalb der Reichweite von Kapitän Carr. Wir hörten niemals mehr von ihm.

Kapitel 8

Seefahrten

Jeder von uns hatte ungefähr für eine Woche Proviant mitgenommen. Wir hatten sehr gutes Wetter auf der Fahrt und kamen am dritten Tag, nachdem wir New London verlassen hatten, in Boston an. Dort verkauften wir den Rest von unserem Essen, um genug Geld zu haben, einige Kleider zu kaufen. Ein Freund und Nachbar meines Vaters, der in Boston zu Geschäften war, lieh mir 30 Dollar auf Kosten meines Vaters. Dadurch konnte ich mir einige schönere Kleidung kaufen, damit ich wieder zu meinen Freunden gehen konnte. Am nächsten Abend, den 14. oder 15. Juni 1815, hatte ich die unbeschreibliche Freude, wieder zu Hause in Fairhaven anzukommen, nachdem ich so lange von dort und von meinen Eltern weg gewesen war.

Dort umringten mich meine Mutter, meine Brüder, meine Schwestern und Freunde; alle waren voller Freude, mich wieder im Familienheim zu sehen. Jeder von ihnen wollte unbedingt alles hören, was ich während der vergangenen sechs Jahre und drei Monate, die ich von zu Hause weg war, erlebt hatte. Es war nämlich sehr schwer gewesen, von den englischen Kriegsschiffen und später aus dem Gefängnis Briefe nach Hause zu schicken. Es war offensichtlich, daß ich von meinen sechseinviertel Jahren Leiden und Arbeit nichts mitbrachte, außer ein paar wenigen alten, abgetragenen Kleidern und einer alten Tasche, die ich aber nicht mehr gut gebrauchen konnte.

Meinem Vater war von einigen, die behaupteten, sie würden sich da auskennen, gesagt worden, daß ich, wenn ich jemals nach Hause kommen würde, bestimmt genauso wie die anderen Seeleute ein Säufer wäre. Mein Vater war auf Geschäftsreise, als ich zu Hause ankam, aber einige Tage später kam er zurück. Als wir uns trafen, war er überwältigt.

Schließlich fand er wieder zu sich und fragte mich, ob ich meinen Körper verdorben hätte. „Nein, Vater“, antwortete ich. „Diese unmäßigen Gewohnheiten von denen, die mit mir zusammen waren, ha-

ben mich angeekelt. Ich habe kein besonderes Verlangen nach starken Getränken.“ Andere Worte dieser Art sagte ich zu ihm, und das erleichterte ihn sehr. Ich schloß wieder eine engere Verbindung mit meiner jetzigen Ehefrau, mit der ich mich schon früh sehr gut verstanden hatte.

Wenige Wochen, nachdem ich zu Hause angekommen war, kam ein alter Klassenkamerad in einem neuen Schiff nach New Bedford. Er lud mich ein, als zweiter Matrose mit ihm auf die Reise nach Europa zu gehen. Unsere Reise sollte uns zuerst nach Alexandria D. C. führen, dort sollten wir eine Ladung für Bremen in Europa aufnehmen und schließlich wieder zurück nach Alexandria fahren. Auf unserer Reise segelten wir nördlich um England und um Irland herum. Die Seeleute nennen es „im Norden herumfahren“.

Oftmals wird diese Route der südlichen Richtung vorgezogen, die durch den englischen Kanal führt. Auf diesem Weg, nordwestlich von Irland, ungefähr 200 Meilen vom Land entfernt, steht ein einsamer Felsen, ungefähr 30 oder 40 Meter hoch über der See, und die Seeleute nennen ihn „den Felsen“. Er hat eine zylindrische Form und sieht wie ein Zuckerhut oder wie ein Leuchtturm in weiter Ferne aus.

Wir hatten unsere Route auf diesen Felsen hin genommen und sahen ihn bald im Süden. Unser Schiff hatte mit einer festen Brise hinter uns gute Fahrt, und unser Kapitän wagte es, recht nahe bei diesem Felsen vorbeizufahren. Die See klatschte gegen ihn, so wie sie es wahrscheinlich schon seit vielen, vielen Jahrhunderten getan hatte. Dieser Felsen war immer ein Schrecken für die Seeleute gewesen, wenn ein Sturm nahe war. Was für schreckliche Geschichten könnte dieser Felsen erzählen, wenn er reden könnte und klug wäre. Über 10000 schreckliche Stürme und 10000 mal 10000 wütende Wellen, die von allen Seiten an ihn heranprallten. Und auch wie Hunderte von schwerbeladenen Schiffen, die in einem wütenden Sturm dahinfuhren, in Stücke geschlagen wurden, könnte er erzählen, und wie die armen, angsterfüllten Seeleute ungewarnt und unvorbereitet in dem tiefen Meer begraben wurden — ihre traurige und schreckliche Geschichte wird niemals bekannt werden — bis zur Auferstehung der Toten! Und trotzdem steht dieser Felsen unbeweglich und ungestört da, als ob der Schöpfer ihn am Anfang so bereitet hätte.

Nach einer guten Reise fuhren wir auf die Weser, ungefähr 30 Meilen von Bremen entfernt. Der Winter begann, bevor wir alle unsere

Lasten abgegeben hatten, so daß wir dort im Hafen bis zum Frühling liegen mußten. Das Zufrieren dieser Flüsse geschieht oft in einer Nacht, und ein langer Winter beginnt. Es ist erstaunlich zu sehen, wie schnell das Eis sich innerhalb kürzester Zeit auf fünf bis sieben Meter Dicke am Ufer vergrößert.

Bis hierher hatten wir noch kein Eis gesehen. Wir freuten uns über einen schönen Tag. Der Wind hatte nach Osten gedreht, und bei ganz klarem Himmel war ein schöner Sonnenuntergang zu sehen. Unser Kapitän und unser Steuermann kamen an Bord. Die Einwohner hatten schon vorausgesagt, daß Eis auf dem Fluß wäre, bevor der Morgen anbrechen würde. Wenige Stunden, nachdem es dunkel geworden war, begann sich Eis zu bilden. Es wurde so schnell dicker, daß unser Schiff nicht gegen die starke Flut und das sich bildende Eis bewegt werden konnte, obwohl alle unsere Segel von einem starken Wind voll gefüllt waren. Als die Sonne dann aufging, schien es ratsam zu sein, den Anker zu kappen und über eine Wasserstraße zwischen den Deichen entlangzufahren. Deiche sind Dämme, die aufgeworfen wurden, damit das Meer das flache Land nicht überfluten sollte. Ein Ende unserer Taue grub sich sofort in die Wiesen ein und hielt uns so fest und bewahrte uns vor dem Eis, wenn Ebbe und Flut wiederkommen würden. Zu diesem Zeitpunkt schätzten wir, daß das Eis zwischen uns und dem Land in der Nacht auf sieben Meter angewachsen war.

Während des gesamten Winters wurde unser Schiff sehr stark durch dieses Eis beschädigt. Nachdem es allerdings völlig wiederhergestellt war, fuhren wir im Sommer 1816 nach Alexandria zurück. Wir segelten von Alexandria nach Boston, Massachusetts. Dort luden wir wieder auf und fuhren nach Baltimore, wo wir unsere Ladung löschten. Dann ging es im Januar 1817 weiter nach New Orleans. In diesem Monat begann einer der strengsten Winter seit vielen Jahren. Ich werde hier nur eine kleine Begebenheit davon erzählen, um es darzustellen:

Ein Schiff aus Europa mit einer Menge Passagiere an Bord legte in der Chesapeake Bay, ungefähr 40 Meilen von Baltimore entfernt, Anker. Die Passagiere mußten auf dem Eis zum Hafen und zu der Stadt Annapolis weiterreisen, die ungefähr zwei Meilen entfernt lag. Ich war zu diesem Zeitpunkt in dieser Stadt und bemühte mich, ein Tau und einen Anker zu bekommen, um die „Kriterion“, unser Schiff, von ihrer gefährlichen Situation zu befreien.

Als wir am Nachmittag aus dem Hafen hinaus- und den Fluß entlangsegelten, sahen wir, daß das Eis sich um uns herum so schnell bildete, daß wir in Gefahr waren, wirklich ernsthaft Schaden zu nehmen. Sobald wir an die Mündung des Flusses kamen, gab der Steuermann Befehl, daß wir uns bereit machen sollten, bis zum Tageslicht zu ankern. Der Kapitän und ich selber widersprachen und bemühten uns, den Steuermann zu überzeugen, daß er nicht anhalten, sondern alles tun sollte, um aus dem Eis herauszukommen. Aber er entschied sich anders und ankerte in der Chesapeake Bay an der Mündung des Patapsco-Flusses, ungefähr 16 Meilen von Baltimore entfernt.

Die Ebbe war so niedrig, daß wir am Ufer aufliefen. In dieser Situation durchbrach das Eis unsere Bretter, bevor die Flut kam. Alle arbeiteten seit dem frühen Morgen hart und versuchten alles, die „Kriterion“ über diese Sandbank zu hieven. Wenn die Flut dann am höchsten wäre, wollten wir, sobald wir unseren Anker lichteten, über die Sandbank hinwegsegeln. Während wir mit dem Beiboot den Anker lichteten, veränderte sich die Strömung, und das Eis begann so heftig gegen uns zu drücken, daß wir den Anker wieder fallen ließen und zum Schiff zurückzukehren versuchten. Als wir ganz nahe an das Schiff herangekommen waren und es gerade fassen wollten, da brach das Eis seitwärts so weg, daß es uns in eine Enge mit klarem Wasser drängte. Wiederum versuchten wir, uns von dort mit den Rudern zu unserem Schiff zurückzuarbeiten. Aber der Raum mit klarem Wasser war so klein geworden, daß die Ruder uns überhaupt nichts mehr brachten, denn sie gerieten nur auf Eis. Dann versuchten wir die Kanten des Eises festzuhalten, um uns so mit den Händen vorwärtszuziehen.

Der Kapitän und der Steuermann taten, was sie konnten, indem sie uns Ruder zuwarfen und verschiedene Dinge und auch Seile, aber alles geschah so schnell um uns, daß wir innerhalb weniger Augenblicke vollständig von einem riesigen Eisfeld umgeben waren, daß uns ganz schnell von unserem Schiff forttrieb, die Chesapeake Bay hinunter, so schnell eben die Ebbe sich zurückzog und eine starke Nordwest-Strömung uns treiben konnte.

Wir waren alle nur dünn mit unserer Arbeitskleidung angezogen und hatten nur sehr wenig Platz, um uns zu bewegen und uns so vor dem Erfrieren zu schützen. Wir waren seit ungefähr zwei Uhr an diesem Nachmittag in unserem Boot. Als die Sonne unterging, schauten wir uns noch einmal um, welchen Weg wir nun nehmen sollten, wenn das Meer das Eis durchbrechen würde, das uns umgab. Wir schätzten,

daß wir ungefähr 12 bis 15 Meilen von unserem Schiff entfernt waren, da wir es nicht mehr sahen. Die Strände auf der anderen Seite erschienen wegen des Eises unerreichbar zu sein. Der Gedanke, daß wir vor dem nächsten Tag befreit werden könnten, schien hoffnungslos, selbst wenn einer von uns diese bitterkalte Nacht überleben sollte.

An der westlichen Küste von Maryland sahen wir einige Lichter, ungefähr sieben oder acht Meilen entfernt. Diese gaben uns ein wenig Hoffnung, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt unerreichbar waren. Ungefähr um neun Uhr in der Nacht begann das Eis von uns wegzubrechen, und bald waren wir im offenen Meer. Wir nahmen unsere Ruder und ruderten auf die oben erwähnten Lichter zu. Alle diese Lichter wurden aber innerhalb weniger Stunden gelöscht.

Nach ungefähr sechs Stunden ununterbrochenem Rudern gegen den Wind und gegen das Meer saß das Boot am Boden auf, schätzungsweise 200 Meter vom Ufer entfernt. Durch das ständige Anpeitschen der See war das Boot innen und außen so mit Eis beladen, daß es innerhalb kürzester Zeit mit Wasser vollief, als wir es verließen. Zurück blieb nur ein sichtbarer Rahmen im Eis. Der zweite Hauptmann watete durch das Wasser und das Eis dem Ufer entgegen, um nach einem Haus Ausschau zu halten, während wir alles taten, um das Boot zu sichern. Bald kam er mit der freudigen Nachricht zurück, daß es nicht weit entfernt ein Haus gab und daß die Familie dort ein Feuer für uns angemacht habe. Es war nun drei Uhr am Morgen. Wir waren ungefähr 13 Stunden im Boot gewesen und hatten die ganze Zeit gearbeitet, um uns vor dem Erfrieren zu bewahren, außer ungefähr die letzten 15 oder 20 Minuten. Ich bat nun alle, aus dem Boot herauszukommen. Der Schmerz, wenn man in das eiskalte Wasser hineintrat, das fast einen Meter tief war, war unbeschreiblich. Jetzt kam der Frost, der in uns war, auch noch von außen auf uns zu. Wiederum rief ich: „Kommt aus dem Boot heraus!“ Als ich sah, daß Tom, mein bester Mann, am Bootsrand so fest schlief oder vor Kälte am Sterben war, daß ich ihn nicht mehr aufwecken konnte, da zog ich ihn aus dem Boot heraus in das Wasser. Ich hielt seinen Kopf hoch, bis er aufschrie: „Wo bin ich?“ und sich an dem Boot festhielt. Da sah ich, daß noch einer im Boot war. „Stone!“, rief ich, „warum kommst du nicht aus dem Schiff?“ „Ich komme“, sagte er, „sobald ich meine Schuhe und meine Strümpfe ausgezogen habe!“

Er war so durcheinander, daß er nicht merkte, daß seine Füße genauso wie die Füße von uns allen die ganze Nacht im Wasser und Eis eingefroren waren. Wir brachten ihn schließlich heraus und gingen

alle zusammen los. Nachdem wir uns durch dieses neue Eis einen Weg zum Ufer gebrochen hatten, waren wir so erschöpft, daß wir die Klippen nicht hinaufklettern konnten. Ich befahl den Seeleuten, bis zur ersten Öffnung am Ufer entlangzugehen. Ich würde dann mit Stone kommen, sobald ich ihm die Schuhe angezogen hätte.

Als ich schließlich in das Haus eintrat, sah ich ein großes Feuer und wie die Männer ihre Füße gegen das Feuer streckten und vor den Schmerzen in ihren geschwollenen Gliedmaßen schrien. Ich bat sie, vom Feuer wegzugehen. In der guten Vorsehung Gottes hatten wir nun alle einen Platz der Sicherheit, und mich verließ eine fast überwältigende Angst und Spannung. Ich ging nun an die andere Seite des Raumes und sank in Erschöpfung nieder. Sobald mir unser freundlicher Gastgeber und seine Frau etwas Erleichterung verschafft hatten, fühlte ich mich zwar immer noch schwach, ging aber aus dem Haus in den Schnee. Dort schien es mir, daß ich den großen Schmerz, der meinen ganzen Körper und besonders meinen Kopf durchzog, kaum überleben könnte. Das war der Frost, der aus meinem Körper kam. Auf diese Weise aber rettete mich der Herr, und dafür will ich ihm ganz herzlich danken. Dadurch, daß ich von dem heißen Feuer weggeblieben war, bis der Frost aus meinem Körper gewichen war, war ich der einzige, der keine erfrorenen Gliedmaßen und spätere Krankheiten davontrug. Viele Jahre später traf ich Tom in Südamerika. Er erzählte mir, wieviel er nach dieser schrecklichen Nacht hatte leiden müssen und immer noch litt. Kapitän Merica und seine Frau, so hießen die freundlichen Leute, die uns aufgenommen hatten, gaben uns etwas Warmes zu essen und erwiesen uns in ihrem Heim und an ihrem Tisch große Gastfreundschaft. Nachdem die Sonne aufgegangen war, konnten wir mit Hilfe eines Fernglases unser Schiff, die „Kriterion“ sehen, wie sie durch das Eis auf uns zutrieb. Es war deutlich, daß sie in Not war, denn ihre Flagge war auf Halbmast. Es war aber keinen Menschen möglich, ihr nahe zu kommen, während sie zwischen dem Treibeis war. Wir erwarteten, daß sie bald sinken würde, denn sie war ja, bevor wir von ihr weggetrieben waren, von dem Eis aufgebrochen worden. Als die „Kriterion“ ungefähr vier Meilen vor der Küste entlangtrieb, konnten wir sehen, wie der Kapitän und der Steuermann auf dem Deck hin und her gingen, um herauszufinden, was wohl ihr Schicksal wäre. Wir machten oben auf den Klippen Zeichen, aber sie schienen es nicht zu bemerken. Bevor die Nacht anbrach, trieb die „Kriterion“ nochmals vor uns her und wurde dann von der Flut die Bucht entlanggetrieben. So ging es ungefähr zwei Tage, bis ein heftiger Schneesturm aus Nordosten kam und sie zu ihrem endgültigen Platz getrieben wurde.

Als der Sturm nachließ, sahen wir mit Hilfe eines Fernglases, daß die „Kriterion“ am Love-Point lag, auf der Ostseite der Chesapeake Bay, ungefähr 12 Meilen von uns entfernt. Da es zu ihr außer über Baltimore und dann auf der anderen Seite der Bucht entlang keine Verbindung gab, entschied ich mich, diesen Weg zu gehen. Kapitän Merica, unser Gastgeber, sagte, das sei ungefähr 30 Meilen entfernt und ein großer Teil des Weges führe durch die Wälder, außerdem seien es schlechte Straßen; ganz besonders jetzt, wo der Schnee ungefähr 30 Zentimeter hoch war. Dann sagte er: „Wenn Sie sich entscheiden zu gehen, dann werde ich Ihnen mein Pferd leihen.“ Einer seiner Mitarbeiter sagte: „Ich werde Ihnen einen Dollar für Ihre Aufwendungen geben.“

Nach einer ermüdenden Reise von morgens bis ungefähr 9.00 Uhr am späten Abend erreichte ich Baltimore. Die Schiffseigentümer gaben mir Geld für unseren Aufenthalt an Land, solange wir genötigt waren zu bleiben, und Vollmacht, Taue und Anker von Kaufleuten in Annapolis zu kaufen, wenn wir sie brauchten, um die „Kriterion“ wieder in Ordnung zu bringen.

Ungefähr zwei Wochen, nachdem wir von der „Kriterion“ weggetrieben worden waren, wurde das Wetter milder, und viel von dem Treibeis brach auseinander. Kapitän Merica half uns mit einigen seiner Sklaven, unser Boot aus dem Eis herauszubringen und es in Ordnung zu bringen. Nachdem unsere Mannschaft sich etwas erholt hatte, konnten wir mit Hilfe von zwei kräftigen Sklaven des Kapitäns unser Boot in das tiefe Wasser bringen. Dann steuerten wir durch das zerbrochene Eis auf die „Kriterion“ zu. Als wir nahe herankamen, sahen wir, daß sie auf das Ufer zutrieb. Eine starke Strömung trieb uns hinter dem Schiff her in eine gefährliche Situation, wenn wir nicht ein Tau ergreifen konnten, um uns festzuhalten. Wir riefen, aber niemand antwortete. Ich sagte zu den Männern: „Ruft laut genug, daß ihr gehört werdet!“ Die zwei Sklaven, die Angst hatten, daß wir im Eis festsitzen würden, machten so einen Lärm, daß der Koch kurz herausschaute, aber sofort wieder verschwand. Als wir an dem Schiff entlangfuhren, ergriffen wir ein Tau. Der Kapitän und der Steuermann kamen völlig durcheinander auf uns zu gerannt, als ich auf das Deck der „Kriterion“ sprang. „Wo kommen sie her, Herr Bates?“, rief Kapitän Coffin. „Von der Westküste von Maryland“, antwortete ich. „Wie?“, antwortete er. „Ich dachte, ihr seid alle auf dem Grund der Chesapeake Bay! Ich habe euch in der Nacht beerdigt, als ihr aus der Sicht verschwunden seid; ich hätte nie gedacht, daß es für euch möglich gewesen wäre, diese Nacht zu überleben.“

Die „Kriterion“ hatte ihre Taue durchgerissen und in dem schrecklichen Sturm, der sie an Land getrieben hatte, ihren Anker verloren. Die Ladung war noch unbeschädigt. Der Kapitän und Steuermann waren einverstanden, daß ich einige der Mannschaft zu mir nehmen sollte, um an Land zu gehen und Taue und Anker in der Stadt Annapolis zu kaufen.

Das taten wir, aber wir konnten nicht zurückkehren, denn wiederum kam ein kräftiger Sturm auf, durch den die „Kriterion“ mit Wasser gefüllt wurde und alle von Bord flohen, um ihr Leben zu retten.

Während des weiteren Winters konnten wir mit einer Reihe von bezahlten Sklaven, denn die meisten von unserer Mannschaft waren krank, fast die gesamte Ladung retten, allerdings in beschädigtem Zustand. Die „Kriterion“ war voller Eis. Im Frühling wurde sie befreit und für *20 Dollar* verkauft.

Ich kehrte nach Baltimore zurück und begann eine weitere Reise als erster Matrose auf der „Frances F. Johnson“ von Baltimore nach Südamerika. Unsere Mannschaft bestand nur aus Negern, so wie es der Kapitän wollte. Oftmals bereute ich, daß wir beiden die einzigen weißen Männer an Bord waren, denn manchmal kamen dadurch, daß wir nur eine kleine Minderheit waren, schon seltsame Umstände vor.

Außer einigen trockenen Waren gaben wir unsere ganze Ladung in Maranhão und Para ab. Der zuletzt erwähnte Platz liegt ungefähr 100 Meilen von der Mündung des Amazonas entfernt. Hier nahmen wir wieder Ladung auf, um nach Baltimore zurückzufahren. Auf unserer Heimreise machten wir an der französischen Insel Martinique Halt.

Nachdem wir Anker gelegt hatten und bereits einige Tage im Hafen waren, wurden unser Kapitän und ich überrascht, als der Kommodore uns auf Deck beorderte und uns wegen einer unwichtigen Ungereimtheit zurechtwies, die wir in den Ordnungen nicht beachtet hätten. Aus diesem Grund müßten wir bis zum Morgen aus dem Hafen verschwunden sein. Wir fanden das sehr kleinlich und hart und eigentlich auch grundlos. Aber wir gehorchten und waren kaum von der Insel entfernt, als ein schrecklicher Hurrikan begann. Diese Wirbelstürme gibt es auf den Westindischen Inseln im Herbst immer wieder. Dieser Wirbelsturm verursachte so eine riesige Verwüstung unter den Schiffen und den Seeleuten, daß ungefähr 100 Schif-

fe in wenigen Stunden in Stücke gerissen wurden und mit ihrer Mannschaft in die See sanken. Einige wurden auf das Meer hinausgetrieben und kamen in hilflosen Situationen um. Nur zwei Schiffe blieben bis zum Morgen im Hafen übrig!

Nur mit großen Schwierigkeiten konnten wir uns wegen der schnellen Veränderung des Windes im Laufe des Tages von der Insel entfernen. Es war uns klar, daß ein schrecklicher Sturm bevorstand, und wir trafen alle Vorbereitungen, die wir als nötig erachteten. Glücklicherweise entkamen wir dem heftigsten Teil des Sturmes und erlitten nur wenigen Schaden. Schließlich erreichten wir sicher St. Domingo. Ein anderes Schiff von New York City kam wenige Tage später, und der Kapitän erzählte uns über den Sturm und das Unwetter auf Martinique. Er sagte: „Wir kamen gerade in dem Hafen von Martinique an, als der Hurrikan begann. Wir wurden von dem Sturm mitten in der Nacht hin und her getrieben.“

Unser Schiff wurde umgeworfen, und wir konnten uns nur noch an einigen Planken festhalten, und keiner von uns wußte, wie er entkommen war.“

Das Wunder für sie alle war, daß sie überhaupt diesen Sturm überlebt hatten. Aber noch ein größeres Wunder war doch das, was uns passiert war. Während wir unser gewöhnliches Geschäft im Hafen erledigt hatten, wurden wir auf eine solch unerwartete und unvorhergesehene Weise aus dem Hafen weggetrieben, wo doch niemand außer dem allsehenden Auge unseres Gottes von der schrecklichen Zerstörung wissen konnte, die nur wenige Stunden vor uns lag. Ganz sicher wurden wir durch seine rettende Gnade und fürsorgliche Vorhersehung bewahrt und aus dem Hafen getrieben, gerade noch rechtzeitig, um zu überleben.

„Gott hat seltsame Wege, um seine Wunder durchzuführen.“

Kapitän Silvester übergab mir hier die Führung des Schiffes, um mit der Ladung nach Baltimore zurückzufahren. Er selbst blieb in St. Domingo. Als wir lossegelten, war ich krank und hatte Sorge, daß ich Gelbfieber bekommen würde. Mein Bett wurde auf Deck gebracht, und ich blieb Tag und Nacht in der offenen Luft. Sehr bald war ich wieder gesund. Schließlich kamen wir im Januar 1818 sicher in Baltimore an. Von dort ging ich, nachdem ich nun zweieinhalb Jahre fort gewesen war, zurück zum Hause meines Vaters in Fairhaven, Massachusetts. Am 15. Februar 1818 heira-

tete ich Fräulein Prudence, die Tochter von Kapitän Obed Nye, meine jetzige Frau.

Sechs Wochen später ging ich wieder auf Reisen und war wieder Hauptmatrose auf der Frances. Kapitän Hitch aus New Bedford war der Kapitän. Wir fuhren von Baltimore mit einer Ladung Tabak nach Bremen in Europa. Von dort fuhren wir nach Göteborg in Schweden, wo wir Eisen für New Bedford in Massachusetts aufluden.

Ich möchte an dieser Stelle einen Vorfall erzählen, der auf unserer Fahrt von Bremen nach Göteborg geschah, um zu zeigen, wie Menschen manchmal im Schlaf umgetrieben werden. Wir kamen durch das Kattegat, einen recht unsicheren Platz, während eines Sturms. Mit uns war eine große Gruppe von britischen Handelsschiffen. Unser Kapitän blieb ganz ungewöhnlicherweise bis Mitternacht an Deck. Die Nacht war außergewöhnlich hell, freundlich und klar mit einer guten Brise — alle Schiffe fuhren in guter Ordnung. Kapitän Hitch bat mich, einem gewissen großen Schiff nachzufolgen und einen sicheren Abstand von ihm zu bewahren. Wenn wir sähen, daß es in Schwierigkeiten käme, könnten wir unseren Kurs ändern. Noch bevor meine Steuerzeit von vier Stunden zu Ende war, kam Kapitän Hitch wieder und sagte: „Herr Bates, was tun Sie? Wo ist denn das Schiff?“ — „Dort drüben“, sagte ich, „genauso weit entfernt wie vorher.“

Ich sah, daß seine Augen offen waren, aber ich konnte nicht glauben, daß er richtig bei Sinnen war, während er so mit mir sprach. So sagte ich: „Kapitän Hitch, Sie schlafen!“ „Schlafen?“, erwiderte er. „Ich war niemals wacher als jetzt! Holen Sie die Segel herunter!“ Ich fühlte mich durch diese Behandlungsweise herausgefordert und rief mit aller Kraft: „Dort hinüber? Rufen Sie alle herauf!“ Jetzt wachte der Kapitän auf und fragte: „Was ist los?“ Ich sagte: „Sie haben Befehl gegeben, die Segel herunterzuholen!“ „Habe ich das? Ich wußte es nicht! Hört sofort damit auf. Ich gehe wieder nach unten, wo ich aus dem Weg bin.“

Kapitän Hitch hatte das Schiff schwer beladen und nicht daran gedacht, daß wir eventuell einen Schneesturm bekommen könnten, wie es in der Nordsee dann auch geschah. So mußten wir wieder nördlich um England herumfahren und kamen während eines heftigen Sturms in der Nacht an dem „Felsen“ vorbei. Nach großer Angst und Gefahr kamen wir endlich zur Ruhe.

Kapitel 9

Ein Hurrikan

Unsere Ladung Eisen, die wir in Göteborg aufgenommen hatten, war so schwer, daß unser Schiff immer mehr Wasser aufnahm. Ungefähr 20 Tonnen Eisen nahmen wir hoch auf das Oberdeck. Dadurch wurde die Fahrweise etwas leichter, aber immer noch hatten wir starke Westwinde und kamen nur langsam voran. Schließlich sagte Kapitän Hitch: „Wir müssen das Wasser rationieren“, und er fragte mich, mit welchem Maß wir beginnen sollten. Ich antwortete: „Zwei Liter pro Tag.“ — „Zwei Liter pro Tag?“, antwortete er. „Ich habe mein Leben lang niemals zwei Liter pro Tag getrunken! Ich trinke zwei Tassen Kaffee am Morgen und zwei Tassen Tee am Abend und zwei oder drei Gläser mit Grog den Tag über (Mäßigkeitsbewegungen gab es damals noch nicht), das ist ungefähr alles, was ich trinke. Ich fahre jetzt seit ungefähr 30 Jahren auf dem Meer, und niemals wurde mein Wasser rationiert.“ Was mich persönlich anging, hatte ich nicht dieses Glück gehabt: ich hatte schon fünf Jahre lang rationiertes Essen bekommen und mehrere Monate eine knappe Ration Wasser. So sagte ich zu Kapitän Hitch: „Allein der Gedanke, daß das Wasser rationiert wird, wird den Wunsch nach mehr Wasser verstärken.“

Ganz gewiß wußte er nichts darüber, denn er sagte: „Wir werden ein wenig warten, denn ich glaube nicht, daß ich jemals zwei Liter pro Tag getrunken habe.“

Da wir immer noch langsam vorankamen und immer mehr Wasser in das Schiff drang, sagte Kapitän Hitch: „Morgen haben Sie die Morgenwache. Ich denke, Sie messen die Wasserrationen besser ab und verschließen die Wasserkanister.“ — „Gut, Sir“, antwortete ich, „aber wieviel soll ich denn nun jedem Mann geben?“ „Fangen Sie mit zwei Litern an.“

Dies wurde getan, und auch dem Kapitän brachten wir seine zwei Liter zur Kabine. Als ich gegen 7.00 Uhr am Abend über Deck ging, hörte ich, wie Kapitän Hitch laut zu seinem Neffen Lem sagte: „Lem! Hast du etwas Wasser für mich?“ — „Ja, Sir.“ — „Gibst du mir etwas

zu trinken?“ Wenige Momente später hörte ich, wie der Kapitän das Wasser aus Lem's Flasche trank, als ob er überaus durstig wäre, und tatsächlich war es nur 12 Stunden her, seit er seine zwei Liter bekommen hatte. Am nächsten Morgen beim Frühstück sagte ich: „Kapitän Hitch, wie war das mit dem Wasser in der letzten Nacht?“ Er lächelte und anerkannte, daß er das wohl falsch gesehen hatte. „Nur der Gedanke, daß es rationiert wird, macht einen schon durstig, so wie Sie vorausgesagt haben. Ich habe es nie vorher versucht.“

Nach einem weiteren heftigen Sturm wurde Kapitän Hitch ernsthaft besorgt. Er fürchtete, daß die Frances, unser Schiff, zu schwer geladen sei, um sicher über den Atlantik zu kommen. In einer Beratung wurde entschieden, daß das Schiff von einem Teil der Ladung befreit werden mußte, indem wir die 20 Tonnen Eisen über Bord wüfren. In wenigen Stunden war diese Arbeit getan, und die großen Brocken Eisen glitten leicht ins Wasser — fünf oder sechs Meilen unter uns — tief ins Meer.

Weitere 20 Tonnen wurden auf Deck hochgebracht. Dadurch wurde das Schiff deutlich erleichtert, und es fuhr besser voran. Aber immer noch hatte der Kapitän Furcht, mit voller Kraft zu fahren, damit das Leck nicht noch größer würde und wir schließlich alle sinken würden.

Als unsere Vorräte fast erschöpft waren, mußten wir auch unser Rindfleisch und Brot rationieren. Wir alle bekamen nun Angst, ob wir überhaupt unseren Hafen erreichen würden. Wenn unser Kapitän zum Schlafen gehen wollte, dann wollten wir versuchen, etwas schneller zu fahren. Nach den starken Westwinden drehte sich der Wind in der Nacht nach Osten. Um diesen günstigen Wind zu benützen, hatten wir zur Zeit der Morgenwache alle Segel voll gespannt. Allerdings hatten wir eine stark bewegte See. Kapitän Hitch kam an Deck, schaute kurz um sich und sagte: „Herr Bates, es wäre besser, Sie hätten das Segel dort heruntergelassen.“ Er gab genaue Anweisung und meinte, wenn diese Veränderung stattfinden würde, würde das Schiff genauso schnell fahren und doch leichter.

Jetzt endlich waren die Winde günstig, und wir kamen gut voran. Die letzten drei Tage waren die Winde vom Südosten immer stärker geworden, und so dachten wir, wir müßten New Bedford in weiteren drei Tagen erreichen. Das bedeutete, daß wir von Göteborg aus ungefähr 70 Tage unterwegs waren.

Allerdings wurden wir darin bitter enttäuscht, denn am dritten Tag um Mitternacht war dieser Wind zu einem schrecklichen Sturm her-

angewachsen. Er schien alles durcheinanderzuwirbeln, was auf dem Meer war. In allen meinen Erfahrungen habe ich niemals so schreckliche Anzeichen für einen zerstörenden Sturm am Himmel gesehen. Die Wellen waren so hoch angestiegen, daß es manchmal schien, als ob sie über unseren höchsten Mast hereinbrechen würden, bevor unser Schiff wieder auf die Wellen emporgekommen wäre. Die heulenden, peitschenden Winde fegten über uns her, und wieder klatschten wir hinunter in die tiefen Wellentäler. Wir mußten alles tun, um das Schiff vor den schäumenden Wellen zu bewahren, hatten aber ungeheure Angst, daß der Wind unsere Masten abbrechen würde und uns der Macht des Meeres völlig überlassen würde, so daß wir mit unserer Eisenladung auf den Grund des Meeres sinken würden.

Der Mannschaft, die sich ausruhen konnte, wurde befohlen, ihre Kleider nicht auszuziehen, sondern anzubehalten, damit sie sofort für weitere Arbeit bereitstünden. Wir schätzten, daß wir am westlichen Ende des Golfstroms angelangt waren — einer der gefürchtetsten Plätze für dauernde Stürme an der amerikanischen oder an irgendeiner anderen Küste in der Welt. Und da mußten wir auf jeden Fall durch, wenn wir heimkommen wollten.

Ich ging kurz in die Kabine von Kapitän Hitch, um ihn über den herannahenden Sturm zu informieren. Unsere Ruderpinne war gebrochen, ungefähr 1,50 Meter vom Ruderanfang entfernt. Wir hatten sie notdürftig geflickt, und es bedurfte ganz erfahrener Männer mit größter Geschicklichkeit, um sie zu benutzen und das Schiff immer vor den berghohen Wellen entlangzuführen. Unsere beständige Arbeit war ungefähr so: „Nach Steuerbord!“ — „Steuerbord, Sir“, war die Antwort. „Voran, es kommt eine weitere schreckliche Welle!“ — „Voran“, war die Antwort. „Wohin jetzt?“ — „Nordwest“, war die Antwort. „Voran, geradeso weiter. Das war gut!“ Und wenn das Schiff nicht so fahren würde, wie das Steuerrad geführt wurde, dann schien es, als ob die schreckliche See über uns hereinbrechen und uns alle von Bord spülen würde. „Halt das Steuerrad! Da kommt ein weiterer Brecher! Und jetzt weiter, vorne geht's gut!“ Als der Morgen anbrach, fing es so heftig an zu regnen, daß wir kaum noch das Meer erkennen konnten, außer wenn es über uns hereinbrach. Dieser Regen war ein unangenehmes Zeichen, daß es noch schlimmer werden müßte, als es bereits war (wenn dies überhaupt möglich wäre).

Zwischen 7.00 Uhr und 8.00 Uhr am Morgen drehte der Wind ohne irgendeine Warnung völlig auf die andere Seite, und unsere Segel knallten gegen den Mast.

Gleichzeitig kam der Ruf: „Dreht das Schiff!“ — „Haltet das Steuerrad!“ — „Schnell, schnell!“ — „Alle an Deck, sofort!“ Von der Höhe einer Welle fuhr das Schiff in das nächste Wellental hinein und folgte so dem Steuer. Das Vordersegel wurde wieder voll, sonst wären wir vornüber ins Wasser gestochen. Für wenige Momente kam der Wind äußerst heftig vom Westen, und plötzlich waren wir in einer Totenstille. „Bindet das Steuerrad nach Steuerbord!“ „Ruft den Kapitän, einer von euch!“ „Rollt das Vordersegel ein!“ „Alle Hände, wickelt das Hauptsegel ein!“ „Beeilt euch, Männer, macht, so schnell ihr könnt!“

Das Schiff war jetzt völlig außer Kontrolle. Das Meer tobte um uns herum und schien uns völlig überrollen zu wollen. Als der Kapitän aus seiner Kabine hochkam und unsere Situation sah, rief er: „Oh nein!“, und für eine Weile war er still. Das Schiff fuhr hin und her, wie ein Mensch im Todeskampf. Es war ungeheuer schwer für einen Mann, jetzt noch an Deck zu kommen. Und bevor sie auf das Oberdeck kommen konnten, peitschte der Wind wie ein Tornado von West-Südwest auf uns herein. Genau das hatten wir befürchtet, und darum hatten wir uns so sehr beeilt, unsere Segel zu sichern. Es waren nur wenige Augenblicke Zeit, in der die Männer die Segel sichern konnten. Als das geschehen war, drückte sich die ganze Mannschaft auf Deck außer Lem T. und Georg Herr, dem Neffen und dem Sohn des Kapitäns, die aus Angst, daß sie von Deck gefegt würden, nach unten gebracht wurden. Der Kapitän sagte: „Koch, kannst du mit uns beten?“ Der Koch kniete da nieder, wo er sich einigermaßen festhalten konnte. Der Rest von uns hielt sich auf den Füßen und betete heftig zu Gott, uns zu schützen und uns von diesem schrecklichen, wütenden Sturm zu retten. Das war das erste Gebet, das ich jemals während eines Sturms auf dem Ozean hörte. Sünder, wie wir alle waren, glaube ich, daß sich der an uns erinnerte, dessen Ohren niemals für die Gebete eines Seemanns in Not geschlossen sind. Denn auch die Schrift zeugt: „Die des Herrn Werke erfahren haben und seine Wunder auf dem Meer, wenn er sprach und ein Sturmwind erregte, der die Wellen erhob und sie gen Himmel fuhren und in den Abgrund sanken, daß ihre Seele vor Angst verzagte, daß sie taumelten und wankten wie ein Trunkener und wußten keinen Rat mehr, die dann zum Herrn schrien in ihrer Not, und er führte sie aus ihren Ängsten und stillte das Ungewitter, daß sich die Wellen legten.“ (Psalm 107,24-29.)

Wir schienen in genau solch einer Situation zu sein, wie der Psalmist beschrieben hatte. Nachdem wir alles getan hatten, um uns vor den tobenden Elementen zu retten, bis unser Schiff völlig unlenkbar

wurde, unsere Segel gesichert waren und das Steuerrad festgebunden war, wußten wir schließlich keinen Rat mehr und beteten zu dem Herrn um Hilfe und klammerten uns an Deck in tiefer Demut, um zu warten, was passieren würde.

Kapitän Hitch hatte zweifelsohne bemerkt, daß er versäumt hatte, während unserer langen Reise uns täglich Gott zu weihen, und nun in dieser äußerst gefährlichen Stunde, wo wir am Ende waren, da verlor er sein Vertrauen. Er selbst und der Koch waren die einzigen auf dem Schiff, die sich zum Glauben bekannten. Beide gehörten sie zu der Baptisten-Gemeinde in New Bedford in Massachusetts. Der Koch war der einzige Farbige auf dem Schiff. Ich habe immer geglaubt, daß der Herr ganz besonders sein Gebet erhört hat. Nur ein einziges Mal während der Reise hörte ich, wie der Kapitän betete. Ich war fast erschöpft von der Arbeit in einem der Stürme, die ich vorher erwähnt hatte, und hatte zwei Stunden meiner Nachtwache verloren, um etwas Ruhe zu bekommen, als ich hörte, wie Kapitän Hitch in einer dunklen Stelle in seiner Kabine zu dem Herrn betete, daß er mir wieder Gesundheit und Stärke geben sollte. Wenn ich das hier beschreibe, dann bedeutet es nicht, daß ich keinen Respekt vor Kapitän Hitch hatte, denn er war ein freundlicher, gutherziger Mann, der seine Männer mit Freundlichkeit und Respekt behandelte.

Nach dem Gebet des Kochs schaute ich zu dem wütenden Sturm. Kapitän Hitch stand direkt hinter mir. Alle warteten in stiller Spannung, wie sich die Sache entscheiden würde. Der Wind war so unbändig in seiner Wut, daß er das Meer über uns hineinbrechen lassen und uns versenken würde. Das Schiff schien nichts mehr zu ertragen. Es war ein Wunder, daß es überhaupt so lange zusammengehalten hatte. Manchmal schien es, wenn es von einem dieser Meeresberge herunterkrachte, daß es niemals mehr hinaufsteigen würde. Nach einer weiteren kurzen Zeit wurde das Meer vom Westen her überaus heftig, und die zwei Seiten knallten zusammen. Fast drei Stunden blieben wir in der Stille, als schließlich einer sagte: „Unser Schiff hält das nicht mehr lange aus.“ „Ich glaube auch“, antwortete der Kapitän. Ich sagte: „Ich glaube, unsere einzige Hoffnung besteht darin, daß wir die Seitenflügel des Vordersegels lösen und zwischen den beiden Meeren nach Nordosten durchfahren.“ „Laßt es uns versuchen“, sagte Kapitän Hitch.

Sehr bald machte unser gutes altes Schiff seinen Weg zwischen diesen beiden krachenden Bergen hindurch und wurde dabei hin und her geschüttelt, einmal nach rechts und einmal nach links. Und

wenn unsere Herzen vor Furcht fast verzweifelten, daß wir überwältigt würden, dann schien es wieder aufwärts zu gehen. Wie von einer unsichtbaren Hand schienen wir von unten durch die zwei kleinen ausgestreckten Seitenflügel getragen zu werden, die von dem Sturm voll ausgefüllt wurden.

Unser Schiff schien mit mehr als sterblicher Kraft voranzugehen. So fuhren wir bis Mitternacht mit unserer schweren Eisenladung und den wertvollen lebenden Seelen, die an Deck waren, zwischen diesen heftigen Wellen hindurch.

Das war die Antwort auf das Gebet unseres schwarzen Seemanns, das hier vom Deck unseres Schiffes, von diesen schrecklichen Wirbelstürmen hinauf zu dem friedlichen Heim unseres himmlischen Herrn der Erde und des Meeres, geschickt worden war.

Meine Frau hatte wenige Meilen von unserem Heim entfernt Verwandte besucht, als ein methodistischer Prediger eintrat, um diese Familie zu besuchen. Er fragte sie, warum sie so ernst aussähe. Es wurde ihm gesagt, daß das Schiff, auf dem ihr Mann mitsegelte, nicht zum rechten Zeitpunkt zurückgekommen wäre und daß viele Angst um die Sicherheit dieses Schiffes hätten, ganz besonders, weil ein heftiger Sturm tobte. Der Prediger sagte: „Ich möchte gerne für die Mannschaft dieses Schiffes beten.“ Sein Gebet war so inbrünstig und machte einen solch tiefen Eindruck auf meine Frau, daß sie den genauen Zeitpunkt aufschrieb. Als das Schiff endlich heimkam, wurde das Fahrtenbuch überprüft, und es zeigte sich, daß es genau der gleiche Sturm war.

Ungefähr um Mitternacht drehte der Wind nach Nordwesten, und die tobende See aus dieser Richtung wurde äußerst gefährlich. Sie wurde immer heftiger und wütete gegen den Sturm, der von Südosten getobt hatte. Wir versuchten immer noch, mit dem Schiff nach Südosten zu fahren. Mit aller Kraft versuchten wir das Schiff aus der turbulenten, aufgewühlten See herauszulenken. Vier Tage lang wurden wir so von diesem wütenden Hurrikan vorangetrieben. Es war ein riesiges Durcheinander von Stürmen und Wettern. Erst steuerten wir nach Nordwest, vor einem heftigen Südostwind getrieben, dann kam in kürzester Zeit ein starker Nordwestwind, dann eine Totenstille von ungefähr 15 Minuten, die uns dahin brachte, daß das Schiff überhaupt nicht mehr steuerbar war; dann ein tobender Hurrikan von West/Südwest, der uns über das Meer trieb usw. Auf diese Weise fuhren wir nahezu in alle Richtungen mehrere hundert Meilen weiter

von zu Hause weg, als wir am Anfang waren. Das war der schlimmste Sturm, den ich je erlebt hatte. Ich habe auch noch niemals von einem Sturm gelesen, der so lange dauerte und so schrecklich war. Das Wunder war, daß unser Schiff das alles mitmachte. Allerdings war immer mehr Wasser eingedrungen und das Leck größer und größer geworden, so daß wir immer mehr pumpen mußten.

Wiederum warfen wir 20 Tonnen von unserer Eisenladung ins Meer. Wir versuchten, einen südlichen Hafen zu erreichen, aber die Westwinde hinderten uns, nach Westen zu fahren. Der Winter hatte fast begonnen, und unsere Vorräte und unser Wasser waren so wenig geworden, daß wir unsere tägliche Ration weiter verringerten, während die Arbeit an den Pumpen unsere Kräfte auslaugte. Manchmal sahen wir andere Schiffe, aber die waren meistens so weit weg, daß wir sie nicht erreichen konnten.

Einmal unternahmen wir eine besondere Anstrengung und segelten auf eines dieser Schiffe zu, bis die Nacht hereinbrach. Um sie auf uns aufmerksam zu machen, zündeten wir ein Faß mit Teer an, so daß es von weitem aussah, als ob unser Schiff brannte. Aber es nützte alles nichts.

Einige Zeit später, als alles immer düsterer aussah, der Sturm war gerade vorüber — es war etwa Mitternacht — da sahen wir, wie ein Schiff direkt auf uns zukam. Es antwortete auf unser Signal, und bald waren wir in Sprechentfernung: „Wo kommt ihr her?“ — „New York“, war die Antwort. „Wo fahrt ihr hin?“ — „Südamerika“ — „Könnt ihr uns etwas Proviant geben?“ — „Ja, soviel Sie wollen. Wir sind voll beladen mit Nahrungsmitteln.“ — „Legt bei uns an, und wir werden euch ein Boot schicken.“ — „In Ordnung.“

Kapitän Hitch wurde besorgt, als wir unser kleines Boot hinunterließen. Er sagte: „Die Wellen sind noch so hoch, daß das kleine Boot umgeworfen werden wird, und ich wage nicht, Sie gehen zu lassen, Herr Bates. Wenn wir jetzt einige von der Mannschaft verlieren, wäre das sehr schlimm. Wie könnten wir bei unserem gegenwärtigen Zustand das Schiff überhaupt noch vor dem Sinken bewahren?“ — „Aber Kapitän Hitch, wir brauchen etwas zu essen, und hier können wir es bekommen.“ Immer noch war er nicht bereit, daß wir es versuchen sollten. So sagte ich: „Laßt mich nach Freiwilligen rufen.“ Aber er blieb wankelmütig. Weil ich Angst hatte, daß wir diese Gelegenheit versäumen würden, fragte ich: „Wer unter euch ist bereit, mit mir ins Boot zu gehen?“ — „Ich gehe mit, Sir“ — „Ich auch.“ — „Ich auch“, sagten andere. „Das genügt“, sagte ich — „Drei sind ge-

nug.“ In wenigen Augenblicken waren wir fast außer Sichtweite unseres Schiffes und fuhren zu dem anderen Schiff. Eine Welle brach über uns herein, und das halbe Boot war voll Wasser. Mit der einen Hand versuchten wir das Wasser aus dem Boot herauszubekommen, mit der anderen an den Rudern zu arbeiten, bis wir schließlich das Schiff erreichten. Wegen der rauhen See konnten wir nur wenige Fässer mit Brot und Mehl an Bord nehmen. Ich gab dem Kapitän einen Scheck von unserem Besitzer in New Bedford. „Ihr Name ist Bates, sind Sie verwandt mit Dr. Bates von Barre in Massachusetts?“ — „Er ist mein Bruder.“ — „Ich bin sein Nachbar. Ich bin erst vor wenigen Wochen dort abgefahren. Wollen Sie noch mehr?“ — „Nein, Sir. Nur wenn Sie uns zu unserem Schiff hinschleppen könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar.“ Das wurde getan, und so erreichten wir unser Schiff in Sicherheit und hatten bald genug Brot und Mehl an Bord. Das kleine Boot wurde wieder aufgeräumt, und jedes Schiff fuhr weiter in seine Richtung.

Kapitän Hitch war voller Freude, daß wir gut zurückgekommen waren und einigen Proviant dabei hatten. Die Westwinde blieben allerdings weiter sehr stark, und die Unterseite des Schiffes war so voller Gras und Seepflanzen, daß wir nur schlecht vorankamen. Wir bastelten einen Schaber, mit dem wir während einer ruhigen Zeit einiges von diesem „Kraut“ wegkratzen konnten.

Wiederum trafen wir ein Schiff von den Westindischen Inseln, das uns Wasser gab. Danach versorgte uns ein Schiff von Portland mit Kartoffeln von ihrer Ladung. Darüber waren wir überaus dankbar, nicht nur deshalb, weil wir endlich einmal etwas anderes zu essen hatten, sondern auch um uns vor dem Skorbut zu bewahren, den Seeleute oft bekommen, wenn sie nur gesalzene Nahrung zu sich nehmen. Wenige Wochen später bekamen wir wieder Proviant und hatten mehr Hoffnung, daß wir in wenigen Tagen die Küste erreichen würden. Aber unsere kühnen Hoffnungen sanken wiederum, als die Westwinde zunahmen. Wir wünschten, wir hätten mehr Proviant mitgenommen. So fuhren wir weiter und weiter. Manchmal kamen wir ein gutes Stück Richtung Westen, und in einem Sturm verloren wir fast genauso viel an Entfernung wieder, wie wir über eine ganze Woche zurückgelegt hatten.

Noch drei weitere Male bekamen wir von anderen Schiffen Vorräte, die sie übrig hatten. Alles in allem also sieben Mal. Und so sagte man bei uns an Bord schon: „Wenn wir etwas brauchen, dann kommt Hilfe.“ Gottlos, wie wir noch immer waren, konnten wir nicht anders

als anzuerkennen, daß die gnädige Hand Gottes doch in allem bei uns war. Schließlich jedoch begannen wir durch den beständigen Kampf mit den Westwinden zu verzweifeln.

Wir beratschlagten alle zusammen, welchen Weg wir nun fahren sollten, um unser Leben zu bewahren und dieser gefährlichen Situation zu entrinnen. Wir entschieden uns, die Westindischen Inseln anzusteuern. Nachdem wir ungefähr zwei Tage Richtung Süden gefahren waren, drehte uns der Wind von dort weg. Das Schiff fuhr jetzt Richtung Westen, und Kapitän Hitch meinte, wir würden einen Hafen im Süden der Vereinigten Staaten erreichen. Aber wiederum änderte sich der Wind, und unsere Zielrichtung wurde verlegt. Kapitän Hitch bereute es jetzt, daß er den Rat der Mannschaft mißachtet hatte, und er bat mich noch einmal, einen Rat einzuberufen, ob wir wieder zu den Westindischen Inseln fahren sollten. Die gesamte Mannschaft war wiederum dafür, zu den West Indies zu steuern. Aber was für einen Sinn hatte solch eine Entscheidung? Kapitän Hitch würde sofort wieder nach Westen steuern, wenn der Wind sich drehte. Ich sagte deutlich, wenn er nochmals seine Meinung ändern würde, dann würde ich gegen ihn sein, und bestand darauf, daß die Entscheidung der Mannschaft bindend sei. Es war eine einheitliche Entscheidung, daß wir in unserer Not die West Indies anlaufen würden. Kapitän Hitch war bei dieser Entscheidung nicht anwesend. So wird es normalerweise auf einem Schiff gemacht, wenn es darum geht, das Leben zu retten. Diese Entscheidungen müssen in das Fahrtenbuch eingetragen werden und werden auch von den Versicherungen anerkannt.

Kurz nachdem wir unseren Kurs geändert hatten, trafen wir auf ein Schiff von den Westindischen Inseln nach New York. Wir baten sie, Nachricht zu bringen nach New York von unserem Schiff, daß es seit 122 Tage von Göteborg in Schweden nach St. Thomas auf den Westindischen Inseln unterwegs war und daß es in Seenot sei.

Briefe hatten unsere Freunde erreicht und sie informiert, daß wir seit ungefähr 4 Monaten von Göteborg nach New Bedford segelten. Ein Drittel dieser Zeit hätte normalerweise genügt. Und viele Mutmaßungen waren jetzt über unser Geschick im Umlauf. Fast keiner glaubte mehr, daß wir noch lebten.

Als das Postschiff vom Kai in New York ablegen wollte, um nach New Bedford und Fairhaven zu fahren, da kam der Schoner an, der einen Bericht über unseren Verbleib mitbrachte. Vierundzwanzig Stunden später legte das Schiff in Fairhaven an und gab den Bericht über uns

weiter. Das war einen Tag, bevor die Post ankam. Meine Frau, mein Vater, meine Mutter, meine Schwester hatten gerade meine Geschwister nahe am Kai besucht. Herr B., der Mann meiner Schwester, hatte sie für einige Minuten verlassen und stand mit anderen Bürgern von Fairhaven am Kai, als die ersten Nachrichten eintrafen, daß ein Schoner von den Westindischen Inseln in New York angekommen sei, der ein Schiff getroffen hätte, das „Frances“ und dessen Kapitän „Hitch“ hieße, das 122 Tage von Göteborg unterwegs sei, nach St. Thomas fahre und in Seenot sei. Mit dieser unerwarteten Nachricht rannte Herr B. zu der Familie und erklärte, daß das Schiff „Frances“ immer noch unterwegs zu den Westindischen Inseln sei. In diesem Augenblick änderte sich die ganze Szene, und die Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Ortschaft und machte auch andere Herzen freudig, denn es gab noch andere Ehemänner und Söhne an Bord dieses lange vermißten Schiffes. Als die Post, die wir von St. Thomas aus losschickten, am nächsten Tag ankam, bestätigte das nur diese Nachricht. Keine Nachricht in den letzten Jahren hatte so viel Freude in Fairhaven ausgelöst. Der Eigentümer des Schiffes und der Last sagte, er würde sich mehr freuen, daß die Mannschaft noch am Leben sei, als über das Schiff und die Ladung. Die Eigentümer und Freunde wollten unbedingt Einzelheiten hören, woher denn genug Proviant und Wasser gekommen wäre und was den ganzen Verzug verursacht hätte.

Wir waren gut nach St. Thomas gekommen, eine der Jungferninseln unter den Westindischen Inseln, die zu Dänemark gehören. Die Nacht vor unserer Ankunft schloß sich uns ein Schiff an, das den gleichen Kurs hatte. Auf die Bitte von Kapitän Hitch waren diese Leute bereit, während der Nacht mit uns zu fahren, da sie sich gut in dieser Gegend auskannten. Die Nacht war schön mit einem angenehmen Wind. Der Schoner hißte alle Segel. Auch wir hatten alle Segel gesetzt. Der Kapitän des anderen Schiffes schien allerdings die Geduld zu verlieren, weil wir nicht schnell genug waren. Unser Schiff war am Grund so voller Gras und Meeresalgen, daß es nur halb so schnell fahren konnte wie mit einem sauberen Untergrund.

Trotzdem erreichten wir am nächsten Tag den Hafen und waren Gott überaus dankbar, daß er uns bewahrt hatte und uns durch diese äußerst gefährliche Zeit hindurchgeführt hatte. Auch als unser Schiff festen Anker hatte und unsere Segel eingerollt waren, konnten wir kaum glauben, daß wir sicher im Hafen von St. Thomas angekommen waren. Wir reinigten den Untergrund und sahen, daß das Schiff repariert werden könnte, damit wir in die Vereinigten Staaten weiterfahren konnten.

Kapitel 10

Ankunft zu Hause und weitere Seefahrten

Während wir das Schiff in St. Thomas reparierten, besuchte Kapitän Hitch am Sonntag Verwandte von sich, und ich wollte einige Stunden an Land verbringen, um mir die Gegend anzuschauen. Er sagte: „Georg möchte gerne an Land gehen; ich wünschte, Sie würden ihn mit sich nehmen, aber lassen Sie ihn bitte nicht aus den Augen.“ Während ich mit Bekannten sprach, war Georg auf einmal weg. Als ich mit einem Matrosen des Schiffes zum Boot zurückkam, sahen wir Georg betrunken im Boot liegen, während Kapitän Hitch gerade einem anderen Schiff einen Besuch abstattete. Als wir bei dem Schiff ankamen, in dem sein Vater war, war dieser überaus aufgeregt und versuchte, Georg auf verschiedenste Weise aus seiner Bewußtlosigkeit herauszuholen. Er wollte, daß er auch das Ruder bediente, damit wir drei alleine fahren und die Seeleute zurücklassen könnten. Aber Georg war unfähig, irgend etwas zu tun, außer in einer völlig unverschämten Weise seinem Vater zu antworten. Nachdem Georg sich etwas von seiner Betrunkenheit erholt hatte, kam er auf das Deck. Sein Vater wies ihn deutlich zurecht und drohte, ihn zu züchtigen, daß er ihn so unter Fremden verunehrt habe. Noch einige Worte gingen hin und her, und dann packte Georg seinen Vater und drängte ihn ein Stück weit über das Schiff, bevor der Vater ihn halten, auf den Boden drücken und sein Knie auf ihn setzen konnte. Dann wandte er sich zu mir und fragte: „Herr Bates, was soll ich mit dem Jungen tun?“ Ich antwortete: „Schlagen Sie ihn, Sir!“ Da sagte er: „Ich werde es tun!“, schlug ihn einige Male mit seiner Hand auf den Rücken und sagte: „Da nimm das.“

Georg war so außer sich, daß sein Vater ihn schlug, daß er in die Kabine hinunterrannte, um sich umzubringen. Wenige Augenblicke später kam der Koch von dort und rief: „Kapitän Hitch! Georg sagte, er würde aus dem Fenster springen und sich ersäufen!“ — „Laß ihn springen!“, sagte ich. Er war zu dieser Zeit nüchtern genug, daß er das nicht tun würde, denn er war ein großer Feigling. Georg war ungefähr 13 Jahre alt, und wenn er keinen Alkohol getrunken hatte, war er ein

gutherziger, großzügiger Junge. Wäre er gut erzogen worden, wäre er ein Segen und nicht ein Fluch für seine Eltern und Freunde gewesen. Sein Vater hatte mir, um sein Herz zu entlasten, über ihn erzählt und gesagt: „Als er ein Kind war, hatten seine Mutter und ich Angst, daß er kein cleverer Kerl würde, und so gaben wir ihm fast alles, was er wollte. Sehr bald rannte er einfach von der Schule weg und hatte Gesellschaft mit anderen bösen Jungen. Er machte uns so viel Sorge, daß wir ihn zu Hause gar nicht mehr gebrauchen konnten. Aus dem Grund habe ich ihn mit mir genommen.“

Es war Kapitän Hitch klar, daß der Junge immer Alkohol trinken würde, wenn er nur könnte, und trotzdem hatte der Vater Schnaps in seiner Karaffe, die er auf seinem Schrank stehen hatte. Georg konnte sie dort immer nehmen, wenn der Vater weg war. Manchmal fragte der Vater den Koch, wo denn der Schnaps geblieben wäre, der in der Karaffe war.

Er wußte sehr wohl, daß weder der Matrose oder ich irgend etwas davon genommen hatten, denn keiner von uns trank starkes Getränk. Daher mußte er wissen, daß Georg es genommen hatte.

Die Handelsleute in Göteborg hatten Kapitän Hitch eine sehr wertvolle Flasche als ein Geschenk an Frau Hitch mitgegeben. Nachdem unsere Vorräte an Alkohol während unserer langen Reise aufgebraucht waren, sah ich eines Tages, wie Georg, die Arme um den Hals seines Vaters gelegt, in der Kajüte stand. Kapitän Hitch sagte zu mir: „Was denken Sie, was dieser Junge will?“ „Ich weiß nicht, Sir“, antwortete ich. „Er möchte, daß ich die Flasche öffne, die seiner Mutter gehört, und ihm etwas davon gebe.“ Der überaus nachgiebige Vater kam der Bitte seines Sohnes nach, und sehr bald war auch diese kostbare Flasche geleert. Der Durst nach Alkohol, der von den Eltern nicht kontrolliert wurde, wuchs immer mehr, während er älter wurde, und trieb ihn von allen guten menschlichen Gesellschaften weg, bis er schließlich in gutem Alter den Tod eines Trinkers starb. Seine Mutter trauerte und weinte und starb noch vor dem Jungen aus lauter Kummer. Sein Vater lebte länger, aber er wurde gequält, weil der Sohn drohte, sich umzubringen, wenn der Vater ihm nicht Geld geben würde, daß er seinen unbezwingbaren Durst stillen könnte. Schließlich starb Kapitän Hitch voller Sorgen, daß er der Vater eines so rebellischen, unnatürlichen Kindes war. Auch das ist wiederum eine Warnung an noch lebende Eltern und Kinder, die nicht der Bibel folgen und Gottes unfehlbarer Regel gehorchen: Gewöhne einen Knaben an seinen Weg, so läßt er auch nicht davon, wenn er alt wird. (Sprüche 22,6.)

Auf unserer Fahrt von St. Thomas nach New Bedford kamen wir wieder in einen heftigen Sturm im Golfstrom. Um Mitternacht kam Georg aus der Kabine hochgerannt und rief: „Vater! Vater! Das Schiff sinkt!“ Der zweite Matrose, der gerade die Wache hatte, folgte sofort diesem Ruf und rief auch, daß das Schiff sänke. Als alle an Deck waren, fragte ich, woher Herr Nye wüßte, daß das Schiff sinke? „Weil es zwei oder drei Fuß tiefer liegt“, antwortete er. Wir schauten nach, wieviel Wasser sich angefüllt hatte. Es war nicht mehr als gewöhnlich. Das fast ununterbrochene Donnern und Blitzen des wütenden Sturmes hatte die ganze Mannschaft an Deck getäuscht.

Ungefähr drei Wochen, nachdem wir von St. Thomas abgefahren waren, sahen wir Block Island. An diesem Morgen waren wir ungefähr 25 Meilen von New Bedford entfernt, als wiederum ein starker Wind von Norden aufkam und uns von dort wegzutreiben drohte. Sofort versuchten wir, Anker zu legen, und entschlossen uns, alles zu tun, damit wir nicht wieder von der Küste abgetrieben würden. Dann versuchten wir, alle Segel so zu setzen, daß wir einen Hafen im Vineyard Sound erreichten. Als das Meer gegen uns schlug und das Wasser an den Segeln gefror, mußten wir mit Handpickeln das Eis von den Segeln herunterbrechen.

So kamen wir ungefähr 10 Meilen an diesem Tag voran und legten Anker in Tarpaulin Cove, ungefähr 15 Meilen von New Bedford entfernt. Vom Aussichtsturm in New Bedford wurden unsere Signale gesehen. Als unser Anker am Boden faßte, da war die fast erfrorene Mannschaft so voller Freude, daß sie drei laute „Hallo“ riefen, weil wir einen sicheren Hafen erreicht hatten. Nach zwei Tagen ließ der Wind nach, wir kamen nach New Bedford und legten am 20. Februar 1819 Anker, sechs Monate, nachdem wir von Göteborg weggefahren waren. Soweit es mir bekannt ist, war das eine der seltsamsten und schwierigsten Reisen von Europa nach Amerika in dieser Art und Dauer, die jemals beschrieben worden sind.

Diese ganze Reise, einschließlich der Reise zu den Westindischen Inseln, hätte bei gutem Wetter mit gutem Wind in weniger als 60 Tagen durchgeführt werden können. Unsere Freunde waren fast genauso froh, uns wiederzusehen, wie wir, daß wir sicher wieder zu Hause waren. Der Gegensatz zwischen dem fast beständigen Singen der Pumpen, um unser Schiff gängig zu halten, sowie den wütenden Winterstürmen, mit denen wir zu kämpfen hatten, und der freundlichen Feuerstelle bei Frau, Kindern und Freunden war wirklich überaus groß und machte uns sehr große Freude. Wir alle dachten,

daß wir Gott dankbar sein mußten, daß er unser Leben erhalten hatte. Das war das dritte Mal innerhalb von zehn Jahren, daß ich nach Hause zurückgekommen war. Die „Old Frances“, wie wir sie genannt hatten, war bald wieder vollständig repariert und für den Walfang ausgerüstet. Und viele Jahre wurde sie dafür sowohl im Pazifik als auch im Indischen Ozean benutzt.

Nach einer sehr schönen, mehrere Monate langen Zeit zu Hause bei meiner Familie segelte ich wieder nach Alexandria, D. C., und fuhr als erster Matrose an Bord des Schiffes „New Jersey“ mit D. Howland als Kapitän. Wir luden Fracht für Europa auf und segelten zunächst zu den Bermudas.

Bei unserer Ankunft auf den Bermudas nahm unser Schiff so viel Wasser auf, daß es notwendig wurde, auf dem offenen Meer Anker zu werfen und zu warten, bis ein ruhigeres Wetter und ein guter Wind käme, um in den Hafen zu segeln. Der Kapitän und der Steuermann gingen an Land, aber sie konnten wegen eines heftigen Sturmes, der kurze Zeit später aufkam, nicht zurückkehren. Das brachte uns für ungefähr zwei Tage in eine gefährliche Situation. Wir kannten die Gegend nicht und auch nicht die gefährlichen Felsen und Klippen, die auf der Nord- und Ostseite der Insel lagen. Mit Hilfe unseres Fernglases konnte ich sehen, wie die wütende See weit über die Klippen hinweg peitschte. Und so weit wir sehen konnten, waren überall solche Klippen. Von meinem Aussichtspunkt aus sah ich nur geringe Möglichkeiten, unser Leben zu retten, wenn unser Schiff während dieses Sturmes vom Anker losgerissen würde. Nun wurde alles auf den Sturm vorbereitet.

Als der Sturm zunahm, hatten wir fast das gesamte Tau unseres Ankers von der Winde abgelassen. Aber entgegen aller schlechten Vorahnungen von uns und all denen, die uns voller Sorge vom Ufer her beobachteten, kämpfte unser durchgeschütteltes Schiff auch am nächsten Morgen noch immer mit dem erbarmungslosen Feind und hielt am Anker fest. Die Tauen des Ankers waren straff gespannt und wurden während des heftigen Sturmes bis aufs äußerste geprüft. Als sich das Meer beruhigte, kamen der Kapitän und der Steuermann zurück, das Schiff wurde sicher in den Hafen gebracht, und wir luden unsere Last ab.

Von den Bermudas segelten wir nach Turk's Island, um Salz aufzuladen. Nahe dieser Insel ist eine Gruppe von Sandinseln, wo die Einwohner eine große Menge von Salz aus dem Meerwasser gewin-

nen. Wenn man an diesen Inseln vorbeifährt, kann man einiges von dem Salz sehen, das zum Verkauf und zum Export aufgehäuft ist. Etwas entfernt von diesen Salzhaufen sind die Wohnhäuser der Menschen, die sehr den Häusern in den Prärien Amerikas ähneln. Nach wenigen Tagen bekamen wir von den Einwohnern der Inseln durch ihre Sklaven eine große Ladung Salz, die sie uns aus ihren Booten in Säcken zureichten. Dann fuhren wir nach Alexandria zurück, und im Winter 1820 war unsere Reise beendet. Bevor die Last der „New Jersey“ abgeladen war, wurde es mir angeboten, auf der „Talbot von Salem, Massachusetts“ als Kapitän zu arbeiten. Dieses Schiff wurde in Alexandria beladen und sollte nach Liverpool reisen. In wenigen Wochen waren wir wieder draußen auf der Chesapeake Bay und fuhren vom Cape Henry über den Atlantischen Ozean.

Kurz nachdem wir das Land verlassen hatten, kam wieder ein heftiger Sturm im Golfstrom über uns. Er wurde von heftigen Donnern und kräftigen Blitzen begleitet. Die großen, schweren, dunklen Wolken schienen ganz nahe über unserem Mast zu sein, und als es Nacht wurde, umgaben sie uns mit einer fast undurchdringlichen Finsternis. Unsere Gedanken wurden nur etwas erleichtert, wenn wir ab und zu durch die Blitze unseren Weg vor uns sehen und für kurze Zeit erkennen konnten, daß kein anderes Schiff vor uns war. Auch konnten wir dann sehen, wie die tobende See sich bewegte. Ob der Sturm nachließ, als wir durch den Golfstrom fuhren, kann ich nicht sagen, aber die See war ruhiger, als wir auf die Ostseite des Stroms gelangten. Ich habe von manchen Seeleuten schon gehört, daß sie bei ganz schönem Wetter durch den Golf gesegelt waren. Ich selbst habe so etwas nie erlebt.

Danach fuhren wir zu den großen Ufern in Neufundland. Nach unserem Verständnis sollten wir gegen Nachmittag diesen Ort erreichen. Gegen Abend begann es zu regnen und sehr bald zu gefrieren. Um Mitternacht waren unsere Segel so vereist, daß wir viel Not hatten, sie einzuholen und das Schiff von dem Ufer wegzulenken, um wieder in das tiefe Meer zu gelangen, wo das Wasser, wie gesagt wird, niemals gefriert. In diesem Fall stimmte es, denn das Eis schmolz wenige Stunden, nachdem wir gen Süden gefahren waren.

An diesem Ort, nach ungefähr einem Drittel der 3000 Meilen über den Ozean, Hunderte von Meilen von irgendeiner Küste entfernt und ungefähr 200 Meter über dem Meeresgrund, kam wieder ein sehr starker Frost auf. Allerdings wurden wir davon befreit, nachdem wir

wieder etwa 20 Meilen gegen Süden gefahren waren. Wären wir diese 20 Meilen von einer Küste entfernt gewesen wären, dann wäre das nicht so angenehm gewesen. So dachten wir, daß wir uns vielleicht in der Nähe von Eisbergen befänden, aber das konnte nicht sein, denn es war einen Monat zu früh für das Auftreten von Eisbergen. Es war nämlich April.

Wenige Wochen nach dem oben beschriebenen Vorfall kamen wir in Liverpool an. In dieser Stadt war ich vor zehn Jahren ungerechterweise und unmenschlicherweise von den Offizieren der Regierung ergriffen worden. Sie hatten mich in der Nacht gepackt und bis zum nächsten Morgen in ein finsternes Gefängnis geworfen. Als ich dann vor die Schiffsoffiziere gebracht wurde und nach meiner Herkunft gefragt wurde, hatten sie behauptet, ich sei ein Ire aus Belfast in Irland.

Nachdem mir meine Staatsbürgerschaft entzogen worden war, wurde ich ohne Zeitbegrenzung in den Dienst von König Georg III. genommen. Dann wurde ich zusammen mit Isaak Bailey durch die Straßen von Liverpool getrieben und schließlich auf die „Old Princess“, ein Schiff der königlichen Marine, gebracht.

Während dieser zehn Jahre hatte sich vieles in Europa geändert. Zunächst einmal war da der Friede zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien, der den freien Handel und die Rechte der Seeleute sicherte. Dieser war wenige Monate nach der entscheidenden Schlacht von Waterloo, im Jahre 1815, geschlossen worden. Und dann wurde das, was niemand für möglich hielt, vollbracht: Die Regenten und die Mächtigen in Europa einigten sich, um Frieden in der Welt herzustellen. Das war schon vor vielen Jahrhunderten durch den großen Regenten des Universums in Offenbarung 7,1 vorausgesagt worden.

Die zwei großen kriegführenden Mächte, die für ungefähr 15 Jahre durch ihre Streitereien zu Land und zu See die zivilisierte Welt hin- und hergeworfen hatten, hatten ihren tödlichen Kampf beendet. Die eine Macht hatte sich angemaßt, so viele Seeleute, wie sie nur wollte, in ihre Kriegsschiffe zu ziehen, egal welche Farbe sie hatten, wenn sie nur die englische Sprache sprachen. Die zweite Macht hatte mit all ihrem Ehrgeiz versucht, die Welt zu erobern und zu regieren. Sie war nun ein zerstörter trockener Felsen geworden, weit im Süden des Atlantischen Ozeans zerstörend und sterbend.

Das Volk trauerte nun über den Tod meines ehemaligen Herrn, König Georg III. Seine Krone wurde genommen, sein Weg war beendet und er wurde zu seinen Vätern zur Ruhe gelegt bis zum großen Gerichtstag.

Dann war da ein kleines Mädchen in den Armen der Mutter. Sie sollte das riesige Königreich auf eine weniger schreckliche Art regieren. Auch bei mir persönlich hatte sich in diesen zehn Jahren viel geändert. Gefangen zu sein, hin und her geworfen zu werden, das waren Dinge der Vergangenheit. Ich hatte mich bis jetzt, zusammen mit meinen Landsleuten in der Stadt Liverpool, ununterbrochen über die Freiheit gefreut.

Als wir unser Schiff in Liverpool wieder mit Salz für Alexandria beluden, kam ein Mann mit einer blauen Jacke, blauen Hose und einer Peitsche in seiner Hand auf mich zu und sagte: „Sir, wollen Sie einen anheuern, der Ihnen das Salz ins Schiff schaufelt?“ „Nein“, antwortete ich. „Ich möchte Sie nicht.“ „Warum nicht? Ich kann das sehr gut, ich mache öfter solche Jobs.“ Wiederum weigerte ich mich ihn anzuheuern und sagte: „Ich kenne Sie.“ Er fragte, woher ich ihn kennen würde. Ich sagte: „Gehörten Sie nicht auf das Schiff „Rodney“, mit den 74 Kanonen, das zwischen 1810 und 1812 auf dem Mittelmeer fuhr?“ Er bejahte meine Frage. „Ich habe Sie dort gesehen, erinnern Sie sich noch an mich?“ „Nein. Waren Sie einer der Hauptleute, oder was für eine Stellung hatten Sie? Oder waren Sie einer der amerikanischen Handelsleute?“ „Keiner von diesen“, antwortete ich. Aber durch die vielen Fragen, die ich ihm stellte, war es ihm klar, daß ich ihn kannte. Wir beide hatten zusammengelebt und ungefähr 18 Monate lang vom gleichen Tisch gegessen.

Kapitel 11

Entscheidung, niemals mehr Schnaps zu trinken

Der Mann war der Obergefreite des Schiffes und der Befehlshaber über die Unglücklichen, die auf der sogenannten „schwarzen Liste“ standen, gewesen. Diese Männer hatten die Abfallarbeit im Schiff tun müssen, und wann immer es nötig war, hatten sie alles Kupfer, Blech und Eisen schrubben müssen. Diese Arbeit und die Tatsache, daß er wie ein König geehrt würde, schien ihm Freude zu machen. Die Rute in seiner Hand schien mir genau die gleiche zu sein, die er damals auch hatte, um die unglücklichen Männer zu schlagen. Ich habe vorher schon zum Teil erzählt, wie der erste Leutnant (Campbell) mir drohte, mich zu schlagen, wenn ich ihm nicht völlig gehorchen würde, weil ich versucht hatte, von dem Schiff „St. Salvadore del Mondo“ wegzuschwimmen. Das war kurze Zeit, bevor ich auf die „Rodney“ gebracht worden war. Nachdem er mich über ein Jahr lang beobachtet hatte, um seine Drohung auszuführen, wurde ihm schließlich gesagt, daß da noch eine Hose über dem Hauptmast hängen würde. Ich gab zu, daß es meine wäre, und aus dem Grund hatte er mich für sechs Monate auf die „schwarze Liste“ gesetzt.

Wir hatten in der Woche ungefähr zwei Stunden Zeit, um unsere Kleider zu schrubben und im Salzwasser zu waschen.

Nur manchmal gab es wenige Liter frisches Wasser, wenn man sie bekommen konnte, bevor die zwei Stunden zu Ende waren. Und die Kleider durften zu keiner anderen Zeit getrocknet werden. Nur unsere Hängematten, wenn wir sie ausbürsten mußten, durften zu einem anderen Zeitpunkt getrocknet werden. In der warmen Jahreszeit wurde von uns verlangt, daß wir jeden Morgen mit sauberen Kleidern erschienen. Wenn berichtet wurde, daß sie nicht sauber waren, dann kam die Strafe, nämlich die „schwarze Liste“. Wenn ich aus der Vorratskammer die Kleider bekommen hätte, die ich absolut nötig hatte, wäre ich sicher nie auf die „schwarze Liste“ gekommen. Immer wieder hatte ich dem Offizier meiner Abteilung gesagt, wie wenig ich im Vergleich zu den anderen hatte, und ich hatte ihn ge-

beten, mir Kleider zu geben. Aber ich hatte sie niemals bekommen, und weil meine alten Kleider dermaßen abgetragen waren und schlecht aussahen, mußte ich leiden. Niemals war mir irgendein Grund bekannt, warum das erforderlich war, außer daß ich versucht hatte, von dem Schiff und von dem Dienst an Bord wegzuschwimmen. Die Regierung verdiente daran, uns Kleider zur Verfügung zu stellen, denn sie berechnete uns ihren eigenen Preis und nahm das Geld von unserer geringen Entlohnung weg. Ich hatte davon Kenntnis, und immer wieder hatte mir derselbe Herr Campbell gesagt, daß meine Belohnung gestiegen sei. Niemals hatte dieser Obergefreite seine Rute mir gegenüber benutzt. Aber er behandelte mich zum Beispiel so, daß er mich aus der Hängematte hinauswarf (wenn ich überhaupt so glücklich war, hineinzukommen, nachdem ich meine Pflicht an Deck nach Mitternacht getan hatte), und er schickte mich mit den anderen Leuten von der „schwarzen Liste“ wieder an die Arbeit. Und dort mußte ich so lange arbeiten, bis meine normale Arbeitszeit wieder begann. So hatte ich oft keine Zeit zum Schlafen, bis meine eigentliche Nachtwache begann. Auf diese Weise bekam ich manchmal die Gelegenheit, fünf Stunden zu schlafen, öfter aber nur vier Stunden. Und wir gehorchten ihm, weil wir wußten: Wenn er über uns einen schlechten Bericht geben würde, dann würde unsere Aufgabe nur um so härter und schlimmer und noch erniedrigender werden. Und all das, weil ich versucht hatte, meine Hosen zu trocknen, damit mein Name endlich auf der sauberen Liste erscheinen sollte.

So wie dieser Mann jetzt vor mir stand, kam ich nicht seiner Neugier entgegen, ihm zu sagen, wer ich war. Er erzählte vieles darüber, wo die Offiziere und die Mannschaft geblieben waren, und auch vieles über die, zu denen ich Zuneigung hatte. Ich nahm zwei kräftig aussehende Iren, um das Salz durch ein Fenster in der Schiffsseite in das Schiff schaufeln zu lassen. Während sie ihre Arbeit taten, sah ich, wie sie über ihre Schaufeln lehnten. Ich sagte: „Was ist los?“ „Es ist genug los, Sir, Ihre Männer drinnen, die schaufeln das Salz langsamer weg, als wir es hineinschaufeln!“ Ungefähr sieben oder acht Männer im Schiff versuchten, das Salz von dem Fenster wegzuschaufeln. Da sagte ich: „Was ist los? Seid ihr nicht fähig, das Salz so schnell wegzuschaufeln, wie diese beiden Männer es hineinschippen?“

Sie antworteten, daß sie das nicht könnten. Da sagte einer der Iren: „Wenn wir soviel Fleisch zu essen hätten wie ihr, dann könnten wir euch nochmal soviel Salz schaufeln.“ „Was“, rief einer meiner Seeleute, der sich wunderte, „habt ihr denn überhaupt kein Fleisch?“ „Nein“, sagten sie, „seit 14 Tagen haben wir keins.“ „Was

eßt ihr denn?“, fragten die Seeleute. „Natürlich Kartoffeln“, kam zur Antwort. Zu diesem Zeitpunkt hatten unsere Matrosen alle verschiedenen Nahrungsmittel, die man in guten Häusern in Liverpool bekommen konnte. Viele Menschen denken, daß Fleisch die Menschen stärker macht. Aber hier war der Beweis für das Gegenteil.

Wegen der vorherrschenden Westwinde auf unserem Heimweg kamen wir nahe zu den Westlichen Inseln. Hier sahen wir wieder den „Peak of Pica“. Nach unseren Beobachtungen am Mittag merkten wir, daß wir ungefähr 80 Meilen davon entfernt waren. Schließlich erreichten wir im Herbst 1820 sicher Alexandria. Da es keine neuen Aufträge für das Schiff gab, ging ich zu meiner Familie zurück nach Neuengland; ich war 16 Monate weg gewesen.

Im Frühling 1821 segelte ich wieder nach Alexandria und übernahm das Kommando auf der „Talbot“, um nach Südamerika zu fahren. Diesmal nahmen wir im wesentlichen Mehl mit. Ich hatte diesmal eine weit verantwortlichere Stellung als vorher, denn das gesamte Schiff mit der Ladung war mir übergeben worden, um zu verkaufen und den Erlös zurückzubringen. Dafür sollte ich auch gut bezahlt werden. Mein Bruder war mein Hauptmatrose. So legten wir ab, um nach Rio de Janeiro in Brasilien zu fahren. Mit einem guten Wind kamen wir einige Segelstunden von Alexandria entfernt zum Mount Vernon. Hier war es die Gepflogenheit mancher Seeleute, die Segel vor einer Gartenanlage, die Präsident Washington am Mount Vernon gebaut hatte, auf Halbmast zu stellen. Ungefähr 150 Meilen von Washington entfernt erreichten wir wieder die Chesapeake Bay. Wir hatten einen sehr guten Lotsen. Aber er liebte zu sehr starkes Getränk und trank immer wieder Gin und Brandy, so daß wir mehr und mehr Sorge hatten, ob er unser Schiff sicher führen könnte. Schließlich schien es notwendig zu sein, daß er nur drei Glas Grog pro Tag bekam, bis er unser Schiff aus Virginia hinausgesteuert hätte.

Von Virginia aus segelten wir südlich zum Cap de Verde, um die Nordostwinde auszunutzen, die uns nach Brasilien führen sollten. Es ist herrlich, hier zu fahren, und in der Nacht ist es beeindruckend zu sehen, wie der Weg über dem Meer glänzt. Das Licht ist so glänzend, daß ich manchmal versucht war, um Mitternacht noch zu lesen, indem ich mein Buch über diesen glänzenden Seeweg hielt.

Einige haben dieser seltsamen Beobachtung nachgeforscht und behaupten, daß es von kleinsten Lebewesen käme, kleinen glänzenden Fischen, die das Licht widerstrahlten. Ganz sicher sind diese

Fische Nahrung für große Fische. Weiter im Süden lernten wir andere Fische kennen, ungefähr 50 cm lang mit kleinen Flügeln. Ganz plötzlich steigt eine große Menge von ihnen aus dem Meer heraus, fliegt herum und taucht dann wieder in das Meer ein. Das machen sie, wenn ein Delphin hinter ihnen herschwimmt und sie zu schnappen versucht. Dann springen oder fliegen sie aus dem Meer heraus, drehen in der Luft um und tauchen auf der anderen Seite wieder hinein. Nachts fliegen sie oft auf das Schiff und sind so ein willkommenes Frühstück für die Seeleute. Nachdem wir in dem schönen Hafen und der Stadt von Rio de Janeiro angekommen waren, betrachteten wir voller Bewunderung die alten, mit Wolken umgebenen Berge und ganz besonders den Zuckerhut, der am Eingang des Hafens liegt.

Hier luden wir einen großen Teil unserer Fracht ab und segelten nach Montevideo am Eingang des Flusses „La Plata“ weiter. Wenige Tage, bevor wir dort ankamen, gab es einen überaus heftigen Sturm, der uns schließlich sehr nah an ein Felsenriff trieb, an einen Teil der Küste, der nicht bewohnt war. Der Wind verschwand, es kam eine Totenstille über das Meer, und die Strömung trieb uns geradewegs auf die Felsen zu. Unsere einzige Hilfe war, unsere Anker zu werfen. Glücklicherweise hielten sie das Schiff. Mit meinem Fernglas stieg ich auf den Mast, um einen Überblick über die Felsenküste zu bekommen. Nach einer Weile entschied ich mich, daß wir, wenn die Anker brechen und wir auf das Ufer zufahren würden, das Schiff dort untergehen lassen und vielleicht an Land entkommen könnten. So entschlossen wir uns, alles zu tun, damit wir vorbereitet wären, wenn der Wind in der Nacht wieder aufkäme. Dann wollten wir die Stricke lösen und eine verzweifelte Bemühung unternehmen, die Felsen zu umgehen. Nach 30 Stunden äußerster Anspannung kam wieder Wind auf. Wir lichteten die Anker, und vor Mitternacht waren wir aus der Gefahr heraus.

Bald darauf erreichten wir Montevideo, luden einen Teil unserer Fracht ab und fuhren zurück nach Rio de Janeiro. Nach Erledigung einiger Geschäfte fuhren wir weiter nach Bahia oder St. Salvador.

Auf unserer Weiterreise nach Hause wurde mir richtig deutlich, was für ein Irrtum es gewesen war, daß ich es mir selbst erlaubt hatte, für mehr als ein Jahr starke Getränke zu trinken, nachdem ich völlig abstinent gewesen war. Ich hatte aufgehört, scharfe Getränke zu trinken, weil mich das Benehmen und die schlechten Verhaltensweise, die sie verursachten, angeekelt hatte. Es war mir so deutlich,

daß Menschen, die Alkohol trinken, sich selber zerstören und schnell in das Grab eines Trinkers gehen.

Obwohl ich ganz feste Entschlüsse gefaßt hatte, damit ich nicht auf diesen Pfad des Trinkers kommen würde — ich ließ es nämlich nicht zu, daß ich an irgendeinem anderen Zeitpunkt Alkohol trank außer einmal ein Glas am Tag, und ich hielt mich fest an diesen Entschluß —, wollte ich dieses eine Glas immer unbedingt haben; und tatsächlich war mein Verlangen nach diesem einen Glas, als es zum Mittagessen ging (da trank ich es normalerweise), stärker als mein Appetit auf das Essen. Das setzte mich in Alarmbereitschaft. Als ich mehr darüber nachdachte, traf ich den feierlichen Entschluß, daß ich niemals mehr ein Glas starkes Getränk trinken würde, solange ich lebte. Das war vor 46 Jahren, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich irgendwann diesen Schwur gebrochen hätte, außer wenn ich das starke Getränk zur Medizin brauchte. Diese Umstände brachten mich fast zu einem neuen Frühling in meinem ganzen Wesen, und ich fühlte mich wie ein freier Mensch. Trotzdem trank ich noch Wein, wenn ich mit anderen zusammen war.

Wir hatten eine schöne Reise von Bahia nach Virginia und kamen in Alexandria am letzten Novembertag 1821 an. Hier erwartete mich ein Brief von meiner Frau, und darin stand, daß unser einziger Sohn gestorben sei. Herr Gardner, dem die „Talbot“ gehörte, war so glücklich, daß die Reise gut verlaufen war, daß er ein schnelles Segelschiff kaufte, in Baltimore Ladung besorgte und mich wieder auf eine Handelsreise auf den Pazifischen Ozean schickte, während die „Talbot“ in Alexandria blieb, um repariert zu werden. Während alles für unsere neue Reise vorbereitet wurde, fuhr ich von Baltimore nach Massachusetts, um meine Familie zu besuchen. Wir verließen Baltimore am Mittwoch und kamen in Fairhaven, Massachusetts, am Sonntag abend nach einer mühsamen Reise von vier Tagen an. Nirgends hatten wir angehalten, außer daß wir die Pferde gewechselt und ein schnelles Mahl eingenommen hatten, bis wir schließlich Rhode Island erreichten. Während wir in der Nacht durch Connecticut reisten, glitten die Pferde aus. Ein sehr schwerer Mann, der mit mir auf dem Sitz in der Kutsche saß, fiel auf mich und drückte mich zur Seite auf den gefrorenen Boden. Wenn der Kutscher nicht abgesprungen wäre und seine Pferde überaus schnell angehalten hätte, wären wir umgekommen. Es dauerte einige Wochen, bis ich völlig wieder hergestellt war. Trotzdem fuhr ich weiter, bis ich schließlich mein Heim erreichte.

Nachdem ich mit meiner Familie mehrere Wochen zusammen war, fuhr ich nach Baltimore zurück. Als wir gegen Mitternacht nach Philadelphia kamen, fuhren wir in einer engen Winterkutsche mit einer Tür und sieben Reisenden durch eine Wasserrinne. Die Lederriemen am Sitz der Kutscher rissen ab, und die zwei Kutscher fielen und kamen unter die Kutsche. Innen drin bemerkten wir das nicht. Ich fragte aber die anderen, warum die Pferde auf einmal so schnell seien. „Laß sie“, sagte ein anderer. „Ich habe es gern, wenn es schnell geht.“ Ich war nicht ganz zufrieden, sondern schaute aus der Tür und rief dem Kutscher zu.

Da ich keine Antwort bekam und sah, daß die Pferde mit aller Geschwindigkeit eine Straße hinunter galoppierten, schaute ich genauer und sah, daß keine Kutscher mehr da saßen und die Pferde leiteten. Ich stieß die Tür auf und war auf dem Fußtritt nur noch 20 cm über dem Boden. Ich suchte nach einer Gelegenheit, seitlich in den Schnee abzuspringen, aber die Pferde rasten die freie, geräumte Straße hinunter. Die anderen Reisenden drängten mich, jetzt zu springen, denn auch sie wollten abspringen, bevor die ganze Kutsche in Stücke zerbrach.

Schließlich sprang ich mit aller meiner Kraft vorwärts in die gleiche Richtung, in die die Kutsche raste. Ganz knapp rasten die Räder der Kutsche an mir vorbei, und ich fiel auf meinen Kopf und überschlug mich, bevor ich schließlich anhalten konnte. Wie oft ich mich umdrehte und überschlug, weiß ich nicht mehr. Ich sah, daß ich meinen Kopf stark verwundet hatte und daß das Blut kräftig herunterfloß. Ich hörte, wie die Kutsche ungeheuer schnell die Straße weiterraste. Im Mondlicht fand ich meinen Hut und rannte hinter der Kutsche her. Kurz darauf kam ich zu Herr G., dem Sohn des Schiffseigentümers, der mich von Boston aus begleitete. In seiner Angst war er einfach von der Kutsche abgesprungen und hatte sich schwer verletzt. Nachdem ich ihn einem Doktor übergeben hatte, versuchte ich herauszubekommen, was mit den anderen fünf Passagieren und mit dem Gepäck geschehen war. Ich traf die Pferde mit einem Kutscher, der mit der schwer beschädigten Kutsche zurückkam. Vier andere Reisende waren unserem Beispiel gefolgt und hatten sich nicht sehr verwundet. Der letzte der Männer war sehr schwer, und er war abgesprungen, nachdem die Kutsche die gepflasterte Straße verlassen hatte; so hatte er sich im Sand nicht verletzt.

Die Pferde waren zum Fluß gerannt und hatten dort plötzlich umgedreht. Die Kutsche war auf den Rädern heruntergebrochen und hätte wahrscheinlich alle Passagiere umgebracht, die noch innen ge-

essen hätten. Am Morgen hörten wir, daß die Kutscher noch einmal mit dem Leben davon gekommen waren. Die Räder hatten die Finger des einen zerdrückt und den Hut vom Kopf des anderen weggerissen. Nach einigen Tagen waren wir fähig, weiterzureisen, und erreichten schließlich Baltimore.

Bald nachdem ich in Baltimore angekommen war, übernahm ich das Kommando auf dem Schiff „Chatsworth“, das voll beladen wurde. Ich hatte uneingeschränkte Vollmacht, mit der Ware Handel zu treiben, wenn ich genügend Geschäft damit machen könnte. Gewehre und Munition waren auch an Bord, damit wir uns verteidigen könnten, wenn Piraten uns angreifen würden. Mein Bruder war mein Hauptmatrose. So fuhren wir am 22. Januar 1822 nach Südamerika und in den Pazifik los. In wenigen Wochen kamen wir am Kap der Grünen Inseln entlang und fuhren Richtung südlicher Ozean.

Nahe dem Äquator entdeckten wir bei gutem Wetter eine ganz besondere Art von Fischen. Sie hatten etwas ähnliches wie Ruder oder Segel. Die Wissenschaftler nennen sie „Nautilus“. Es ist eine besondere Art von Schalentieren. Mit ihren großen langen Beinen, die wie Ruder aussehen, halten sie sich aufrecht und treten bis zu 15 cm aus dem Wasser. So sehen sie wie kleine Segelschiffchen aus, die um unser Schiff herumsegeln und bei jedem kleinen Windstoß unter der Wasseroberfläche verschwinden, dann wieder auftauchen und mit der gleichen Geschwindigkeit vorantreiben, als ob sie den Seeleuten zeigen wollten, daß sie genauso gut wie sie segeln könnten. Wenn wieder ein Windstoß aufkommt, verschwinden sie sofort wieder, als ob sie Angst bekämen. Die Seeleute nennen sie „Portugiesische Krieger“.

Ungefähr am 20. März erreichten wir den Hafen von Rio de Janeiro. Nachdem wir unsere Ladung nicht völlig verkaufen konnten, segelten wir weiter zu dem Fluß La Plata. Als wir die nördliche Mündung des Flusses erreichten, konnten wir in der Stille der Nacht ganz deutlich die Seehunde hören, die von ihren Sandbänken herüberbellten, wo sie sich ausruhten. Am nächsten Tag ankerten wir bei Montevideo, um dort die Märkte aufzusuchen, und bald hörten wir, daß etwas den Fluß aufwärts in Buenos Aires unsere Ladung sehr gefragt wäre. Wir versuchten, dorthin zu fahren. Da wir keinen Lotsen hatten, liefen wir mitten in der Nacht auf Grund und waren gezwungen, einiges von unserer Ladung in das Meer zu werfen, bevor wir weiterfahren konnten. Als wir in Buenos Aires ankamen, konnten wir unsere Ladung äußerst günstig verkaufen.

Während wir in Buenos Aires ankerten, blies ein starker Wind das ganze Wasser mehrere Meilen den Fluß hinaus. Es war seltsam zu sehen, wie Hauptleute und Matrosen von einem Schiff zum anderen oder zur Stadt auf hartem, trockenem Grund liefen, wo am Tag zuvor die Schiffe noch ungefähr fünf bis acht Meter tief von Wasser umgeben waren. Aber es war gefährlich, so weit wegzulaufen, denn wenn der Wind nachließ oder sich änderte, würde das Wasser mit Kraft zurückströmen, und die Schiffe wären schnell wieder von Wasser umgeben.

Bis zur Unterdrückung der Inquisition im Jahr 1820 war in Buenos Aires keine andere Kirche erlaubt als die römisch-katholische. Es war bemerkenswert zu sehen, und wir hatten öfter die Gelegenheit dazu, was für einen unwahrscheinlichen Aberglauben die meisten Menschen über die Zeremonien der Priester hatten, besonders wenn es um die Sakramente für die Sterbenden ging. Das Klingeln einer kleinen Glocke in der Straße kündigte das Kommen der „Hostie“ an, und das hatte ungefähr folgende Ordnung: Etwas dem Priester voraus ging ein schwarzer Junge und machte ein „Ding-Dong-Geräusch“ mit einer kleinen Glocke. Manchmal kamen zwei Soldaten auf jeder Seite des Priesters mit, die ihre Gewehre auf den Schultern trugen, damit jeder sich auch hinknien würde, wenn die „Hostie“ an ihm vorbeiging. Es wurde mir gesagt, daß ein Engländer, der sich geweigert hatte, seine Knie vor der „Hostie“ zu beugen, mit dem Bajonett der Soldaten erstochen worden sei.

Reiter mußten absteigen und sich mit den anderen Männern, Frauen und Kindern in den Straßen und auch an der Schwelle der Häuser, der Läden und der Wirtschaften niederknien, während die „Hostie“ oder der Priester an ihnen vorbeizogen. Wir Fremde konnten aus einiger Entfernung zuschauen, wie die „Hostie“ kam, und weggehen, bevor die Prozession sich uns nahte.

Ungefähr 30 Meilen von Buenos Aires entfernt war ein Hafen, der Ensenado genannt wurde. Dort fuhren wir mit unserer „Chatsworth“ hin und bereiteten sie auf eine Winterreise um das Kap Horn vor.

Kapitel 12

Entscheidung, keinen Wein mehr zu trinken

Während wir in Ensenado waren, mußten wir wegen unserer Handelsgeschäfte in Buenos Aires entweder durch die Pampa oder durch riesige Prärien ziehen, die im Süden dieser Gegend lagen. Um das zu tun und auch um uns vor Räuberbanden unterwegs zu schützen, vereinigten wir uns mit einigen Gruppen und bewaffneten uns zur Verteidigung. Unser Weg führte ungefähr 20 Meilen durch die Prärie und dann 20 Meilen weiter über das Hochland zu der Stadt. Als wir einmal in dieser riesigen Prärie ohne Führer waren, fühlten wir uns wie draußen auf dem Meer ohne Kompaß. Kein Baum, kein Strauch, nur Gestrüpp und großes wildes Gras, so weit das Auge reicht. Das einzige, was die Aufmerksamkeit an sich zog und die Gedanken etwas erleichterte, waren ab und zu einige Schafherden, Schweineherden oder größeres Vieh oder Pferde, die alle ganz ruhig in ihrer Ordnung weideten. Auf den Pferden und Rindern konnte man manchmal größere und kleinere Vögel sehen, wie sie auf ihrem Rücken saßen, da sie keinen anderen Ruheplatz hatten. Wir ritten auf unseren gemieteten halbwilden Pferden und reisten so durch die „20-Meilen-Prärie“ entlang dem schmutzigen Weg des Viehs. Manchmal klammerten wir unsere Arme um den Nacken der Pferde, damit wir nicht abgeworfen wurden und in irgendwelchen Schlammlöchern zwischen den Gräsern landeten.

Nachdem wir ungefähr vier Stunden gereist waren, tauchte vor uns das Hochland auf, dann ein Bauernhaus und dann schließlich auch eine Wirtschaft, wo wir etwas zu essen bekamen und die Pferde wechseln konnten. Bald darauf sahen wir eine Herde von 100 oder mehr Pferden, die in die Prärie getrieben wurden. Hinter ihnen jagten einige Männer mit Lassos her und versuchten, die Lassos über die Köpfe der Pferde zu werfen und sie zum Halten zu bringen.

Während wir in dieser Gegend weilten, ankerten viele Schiffe aus den Vereinigten Staaten dort, und der Markt war so voll, daß ich die Gelegenheit hatte, preiswert Ladung einzukaufen. Die „Chats-

worth“ war jetzt beladen, und wir legten ab, um nach Lima in Peru zu fahren.

Wie ich mich auf meiner vorigen Reise entschlossen hatte, niemals mehr starke Getränke zu trinken und sie nur noch aus medizinischen Gründen zu mir zu nehmen, so entschloß ich mich jetzt, als wir Buenos Aires verließen, daß ich in Zukunft niemals mehr ein Glas Wein trinken würde. In diesem Entschluß war ich völlig allein, was dazu führte, daß ich später oft von denen verspottet wurde, mit denen ich Kontakt hatte, besonders dann, wenn ich mich weigerte, mit ihnen zu trinken. Aber nach all ihren Aussagen, daß es doch „nichts ausmacht oder gefährlich ist, wenn man nur etwas trinkt“, mußten sie doch zugeben, daß mein Kurs der sicherste war.

Wenn man von der nördlichen auf die südliche Erdhalbkugel fährt, ändert sich der Sternenhimmel ganz beeindruckend. Bevor man den Äquator erreicht, sinkt der gut bekannte Polarstern am nördlichen Horizont, und ein großer Teil der bekannten Sterne der nördlichen Halbkugel verschwinden aus dem Blick der Seeleute. Aber dieser Verlust wird ersetzt durch eine völlig andere Szene des südlichen Himmels, wenn man weiter auf die südlichen Polarregionen zusegelt. Hier, weit weg in den südwestlichen Himmeln, im Gebiet der Milchstraße, kann man bei sternenklaarem Himmel zwei kleine weiße Wolken sehen, die die Seeleute die Magellanschen Wolken nennen. Ferguson sagte: „Mit einem Fernrohr sehen sie aus wie ein Gemisch aus Sternen und kleinen Wolken. Aber das bemerkenswerteste aller dieser „Wolkensterne“ ist, daß mitten in dem Schwert des Orion sieben Sterne mitten durch eine Wolke hindurchscheinen. Es sieht wie eine Schlucht im Himmel aus. Und es scheint, daß man von dort in eine noch viel hellere Gegend hineinschaut. Obwohl der Abstand zwischen diesen Sternen nur wenige Breiten-Minuten beträgt, müssen sie doch unwahrscheinlich weit voneinander entfernt sein, da es Fixsterne sind. Der Raum muß breiter sein als unser ganzes Sonnensystem. Und dort drinnen scheint es wie ein ununterbrochener Tag unter zahllosen Welten, die Menschen niemals entdecken können.“

Dieser Spalt oder diese Schlucht ist ohne Zweifel der Bereich, von dem schon in der Bibel berichtet wird, in Johannes 1,51 und in Offenbarung 21,11. Das Zentrum ist mitten zwischen den Polen des Himmels und befindet sich direkt über dem Äquator der Erde, und man sieht es am 23. Januar um 9.00 Uhr am Abend. In der Bibel schon steht, daß die Welt durch das Wort Gottes gemacht worden ist. Er hat die Welt an nichts aufgehängt.

Auf unserer Weiterreise von Buenos Aires nach Kap Horn kamen wir bei den Falklandinseln vorbei, ungefähr 300 bis 400 Meilen nordöstlich des Kaps. Hier versuchten wir während eines Sturms, einen Hafen zu erreichen, indem wir die Falkland-Meerenge ansteuerten. Aber der immer schlimmer werdende Sturm zwang uns, weiter nach Süden zu fahren. Es war Juli oder August, als wir am Kap Horn ankamen, gerade die kälteste und stürmigste Zeit des Jahres. Nahezu 30 Tage kämpften wir mit starken westlichen Winden und mit Eisbergen, die von der Polargegend herkamen. Eine schwere See brach gegen unser Schiff. In dieser überaus gefährlichen Situation sah es so aus, als ob das Schiff schnell mit Wasser gefüllt und sofort sinken würde. So setzten wir die Segel noch einmal um vor den Wind. Und um dem Schiff noch mehr an Fahrt zu geben, setzten wir ein weiteres Segel. So wurde die Geschwindigkeit so schnell, daß unser Schiff nur ganz selten unter Wasser geriet. Alle waren mit aller Kraft beschäftigt, auf dem Schiff alles abzudecken. Ungefähr zwei Stunden hielten wir so durch. Dann konnten wir das Wasser aus dem Schiff pumpen, die beschädigten Teile wegräumen und uns darüber Gedanken machen, wie knapp wir einer Vernichtung entkommen waren und wie Gott in seiner Liebe für uns einen Weg aus diesen Gefahren bereitet hatte.

Nachdem der Sturm nachgelassen hatte, reparierten wir am nächsten Tag die alle erlittenen Schäden sorgfältig. Und nach 30 Tagen Kampf gegen die Westwinde und Schneestürme am Kap Horn konnten wir weiter in Richtung der Juan-Fernandez-Inseln fahren. Sie lagen ungefähr 14000 Meilen nördlich von uns. Jetzt begünstigten uns die Westwinde so, daß sich nach wenigen Tagen das ganze Klima änderte. So konnten wir bald an den Inseln vorbeifahren, die durch Robinson Crusoe so bekannt geworden waren.

Bald sahen wir die hohen Berge von Peru in der Ferne. Schließlich warfen wir unsere Anker in Callao, ungefähr sechs Meilen westlich der großen Stadt Lima. Die Produkte aus Nordamerika fanden einen guten Absatz. Einige meiner ersten Verkäufe von Mehl waren 70 Dollar pro Faß. Nachdem einige Ladungen kurz nach uns ankamen, sank der Preis auf 30,00 Dollar. Hier vermietete ich die „Chatsworth“ an einen spanischen Händler für eine Reise nach Pisco; einige hundert Meilen südlich. Ich hatte den Vorteil, daß ich meine Ladung abgeben konnte und mit seiner zurückfuhr.

Während wir in Callao waren, erschien ein Walfisch in der Bucht. Ein Walfangboot folgte ihm und schoß mit einer Harpune nach ihm.

Davon getroffen raste der Wal auf die Fischerboote zu und zog das Walfangschiff hinter sich her. Er raste durch das schäumende Wasser und tauchte direkt unter ein großes englisches Schiff, so daß die Verfolger ohne Verzögerung sofort das Tau kappen mußten, sonst hätten sie ihr Leben verloren. Der Wal raste weiter durch die Bucht. Das Schiff folgte ihm und schoß wieder nach ihm. Und so rasten sie beide aus der Bucht hinaus.

Schließlich bei Sonnenuntergang sahen wir ein Zeichen von dem Schiff, daß der Wal getötet worden sei.

Das Klima in dieser Region ist gesund, und die Landschaft ist äußerst schön. Es gibt da ganz helle Wolken und über ihnen einen tiefblauen Himmel. Dann gibt es starke Winde, immergrüne Felder und Bäume mit herrlichen Früchten. Die Erde gibt beständig reiche Frucht für Menschen und Tiere. Es gibt dort keine Regenstürme, und die Leute sagen sogar, es würde niemals dort regnen. Die Stadt selber ist im Osten von riesigen Bergen umgeben, die man leicht besteigen kann. Und in noch weiterer Entfernung sieht man die riesigen Gipfel der beständig schneebedeckten Anden.

Wir könnten noch viel sagen, um diese herrliche Gegend zu beschreiben. Aber ein einziges Erdbeben (und die gibt es hier oft), vielleicht mitten in der Nacht, wenn dann die Einwohner auf die Straßen rennen, um sich vor den einstürzenden Gebäuden zu retten, schreien, klagen, rufen und um Gnade bitten — das genügt, damit man völlig bereit ist, diese schöne Gegend mit nahezu jeder anderen Gegend auf der Erde zu tauschen, die einen ruhigen Untergrund hat.

In der Chronologie von Herrn Haskell wird beschrieben, daß im Oktober 1746 Lima von einem Erdbeben zerstört worden ist. Ich denke, daß das nicht die Stadt Lima war, sondern der Hafen dieser Stadt, nämlich Callao. Der wichtigste, zentrale Platz der Stadt Lima ist der Schloßplatz. Dort steht ein sehr altes, einstöckiges, hölzernes Gebäude. Oft wurde mir gesagt, daß hier der spanische Eroberer Pizarro gewohnt hätte, nachdem er Peru erobert hatte. Wenn das stimmt und man bedenkt, daß Pizarro lange vor dem Erdbeben 1746 das Land eroberte, dann ist dieser Teil der Stadt nicht zerstört worden, aber der Hafen, nämlich Callao, war zerstört.

Die Stadt Lima liegt ungefähr sechs Meilen vom Hafen entfernt, etwa 200 Meter über der Meereshöhe. Während ich im Jahre 1822 oder 1823 in Callao war, ungefähr 77 Jahre nach dem Erdbeben,

habe ich oft die starken Mauern angeschaut, die mehrere Meter im Wasser standen. Hier waren damals die Plätze und Gebäude, die vom Erdbeben zerstört wurden. Es wurde mir gesagt, daß zu jener Zeit eine spanische Fregatte im Hafen lag. Nach der Zerstörung durch das Erdbeben wurde sie drei Meilen im Landesinneren gefunden, ungefähr auf der Hälfte zwischen Callao und Lima, ungefähr 100 bis 150 Meter über der Meereshöhe. Wenn das wahr ist, und ich zweifle nicht daran, dann muß die Erde zunächst einmal unter das Meer gedrungen sein und das Wasser zwischen sich gedrängt haben. Auf diese Weise wurde die Fregatte ungefähr drei Meilen vom Strand wiedergefunden.

So wie es aussieht, wurde Callao tatsächlich von dem Meer überschwemmt, denn die Ruinen liegen praktisch auf Meereshöhe und zum Teil sogar unter einem See, der vom Ozean nur durch eine Sandbank getrennt ist. Ich habe gehört und auch gesehen, daß die See hier nicht mit Ebbe und Flut vorangeht wie an anderen Plätzen. Von daher ist es schon klar, daß die Wasser, die über den Ruinen von Callao liegen, nicht von dem Meer gespeist werden.

Eine weitere Besonderheit an diesem Platz war der Friedhof, der ungefähr fünf Meilen außerhalb der Stadt liegt und ganz anders als jeder andere Friedhof ist, den ich bisher gesehen hatte. Am Eingang stand die Kirche mit einem Kreuz. Ein Teil des Weges um den Friedhof hatte eine doppelte Mauer. Der Raum zwischen diesen Mauern war ungefähr 20 Meter breit. Die Mauern selber waren drei Meter hoch und zwei bis drei Meter dick. In diesen Mauern waren drei Reihen von Zellen, wo die Toten untergebracht waren. Diese Räume wurden ungefähr für sechs Monate oder länger denjenigen vermietet, die es sich leisten konnten, ihre Toten auf diese Weise zu begraben. Einige dieser Zellen waren zugemauert, andere hatten Eisentore, mit denen sie verschlossen waren. Diejenigen, die nicht verschlossen waren, konnte man noch mieten. In der Mitte zwischen den Mauern waren tiefe Gräfte, und dort konnte man die toten Körper sehen, wie sie ohne Ordnung zusammengeworfen waren. Es wurde mir gesagt, daß die Körper nach Ablauf der sechs Monate oder der bestimmten Zeit herausgenommen und dorthin geworfen würden. Auf diese Weise wäre der Raum wieder für andere frei. An anderen Stellen wurden die Toten richtig in Reihen begraben. Nahe der Kirche war eine kreisrunde Gruft. Das war ein weiterer Begräbnisort. Wenn man über das Gelände schaute, das angebracht war, damit die Lebenden nicht zu den Toten herunterfielen, konnte man Schreckliches sehen. Einige Tote standen aufrecht, andere hatten

ihre Köpfe nach unten gebeugt, alle waren in unverstellbaren Positionen, gerade so, wie sie hinuntergeworfen worden waren. Sie hatten alle noch die zerlumpte unreine Kleidung an, die sie trugen, als sie starben. Das waren natürlich die ganz Armen, deren Freunde unfähig waren, ein Begräbnis in der Erde oder die Miete für eine der Zellen zu bezahlen. Tote Soldaten wurden mit einer kleinen Zeremonie auch hier hineingeworfen. Von diesem Ort steigt ein äußerst übler Geruch von den verwesenden Körpern auf. Tatsächlich verwesen und vertrocknen sie hier.

Kapitel 13

Südamerika und Entscheidung, nicht mehr zu rauchen

Später besuchten wir die Münze in Peru, um zu sehen, wie sie die Geldstücke machten. Mitten in dem Raum war eine Grube, ungefähr 2 Meter tief und 1,50 Meter im Durchmesser. In der Mitte war die Grundlage für den Stempel für das Geldstück. Jetzt sollten mit dem Stempel Sixpence-Stücke geprägt werden. Ich wunderte mich, wie ein Mann in der Grube diese kleinen Geldstücke so unter die Presse halten konnte und so hinlegte, daß die Finger nicht von dem Stempel getroffen wurden, der mit sieben Tonnen Gewicht mehrere Male pro Minute auf die Metallstücke prägte. Sein Zeigefinger und Daumen waren immer um Haaresbreit vom Stempelrand entfernt. Der Mann schien mit diesem Geschäft völlig vertraut zu sein und machte seine Arbeit mit einer großen Leichtigkeit. Und das war so, weil er es gewohnt war. Aber wenn er seinen Daumen oder Finger verloren hätte, bevor er es gelernt hatte, was wäre dann gewesen? Ich fragte mich, wie ein Mensch so eine Arbeit lernen konnte, ohne daß seine Finger zerpreßt wurden.

Die Menschen in Peru waren römisch-katholisch, und sie hatten ungefähr 60 katholische Kirchen innerhalb der Stadtmauern, die meisten waren aus Stein und Ziegeln gebaut. Einige von ihnen waren überaus kostbar ausgestattet und hatten einen großen Hof. Dort waren herrliche Gärten. Es war notwendig für Fremde, daß sie dort einen Führer nahmen, damit sie nicht ihren Weg verloren. Überaus schöne Pflanzungen und kostbarste Bilder der Heiligen konnte man an verschiedenen Plätzen sehen. Viele Gläubige knieten sich vor ihnen nieder, machten ein Kreuz auf ihre Brust und bewegten ihre Lippen, als ob sie beteten. An vielen öffentlichen Gebetsstätten waren die tragenden Säulen mit Silber überzogen. Die reich geschmückten Altäre hatten riesige goldene Hörner. Aber die patriotischen Parteien nahmen dieses Gold und Silber und brachten es zum Geldmachen in die Münze, damit sie die Armee bezahlen konnten.

Es gab viele Festtage. Sie hatten heilige und allerheiligsten Tage. Aber das Fest, das mich am meisten beeindruckte, war das, bei dem sie

nachmachten, wie Jesus und seine Jünger beim letzten Passah das Abendmahl zu sich nahmen. Ein riesiger Tisch im Zentrum der Kirche wurde mit silbernen Schüsseln, Bechern und Platten, Messern und Gabeln usw. gedeckt. Dann wurden Jesus und die 12 Apostel in Lebensgröße in völliger Ordnung um den Tisch herumgesetzt, herrlich angezogen mit silbernen Hüten auf ihren Köpfen. Das Volk, das außen herumstand, fiel auf die Knie, voller Ehrfurcht über diesen imposanten Anblick. Während sie in dieser Haltung anbeteten, kamen die Aufseher, um uns protestantische Fremde zum Hinknien zu zwingen.

Wir wollten unbedingt sehen, wie das Fest weiterging, und so veränderten wir unseren Standort so lange, bis wir schließlich immer mehr verfolgt und gedrängt wurden, uns hinzuknien. So verließen wir den Ort und besuchten andere Kirchen, die bei dieser Gelegenheit auch geöffnet waren.

Einige dieser Kirchen haben viele Glocken. Bei den Gelegenheiten, wo sie alle zusammen ertönen, kann man fast nichts anderes mehr hören. Nach meiner Ankunft in der Stadt unterhielt ich mich gerade mit einigen Freunden, als die Glocken einen langsamen Beredigungston schlugen. Alle Geschäftigkeit in der Stadt hörte sofort auf. Alle Wagen und beweglichen Fahrzeuge standen still. Männer, Frauen und Kinder, egal was sie gerade taten oder wie interessant sie sich auch unterhielten, hörten auf zu sprechen. Die Männer, die auf den Pferderücken waren, stiegen ab, und jeder Mann nahm seinen Hut ab und wartete eine oder zwei Minuten, bis der Ton der Glocken sich zu einem freudigen Klang änderte. Dann wurde alle Geschäftigkeit wieder aufgenommen, und die Menschen bedeckten wieder ihre Köpfe genau wie vorher.

Das war zur Zeit des Sonnenuntergangs. Ich fragte meinen spanischen Freund, der ebenfalls sehr ehrfurchtsvoll war, während dieser Zeremonie, was das bedeutete. „Alle sollen sich am Ende des Tages an Gott erinnern“, antwortete er. Ich empfand, daß dies eine sehr ehrwürdige Zeremonie sei, die man überall nachmachen sollte. Aber trotzdem übertrat das gesamte Volk beständig das zweite Gebot Gottes. Die Priester hatten keine Bedenken, Spielhallen zu besuchen oder Billard zu spielen, und zwar am Sonntag genauso wie an anderen Tagen.

Als die römisch-katholische Kirche die Inquisition abschaffte, hatte diese teuflische Einrichtung in Lima ein sehr großes Gebiet eingenommen. Die Peruaner unterdrückten zu jener Zeit nicht nur die

Inquisition, sondern sie zerstörten auch die riesigen Gebäude und hinterließen einen Haufen Ruinen. Wir sahen einige Plätze, wo die Mauern heruntergebrochen waren. Uns wurden auch einige Gruben gezeigt, die unter den Ruinen waren. In einer Ecke fanden wir ein Bett aus Erde, das wenige Fuß über dem nassen Boden war und sicherlich das Bett eines Gefangenen war. Wir wurden auch zu einigen Orten geführt, die immer noch intakt waren. Das waren Orte, wo Ketzer gemartert wurden und die gerade groß genug waren, daß ein Mensch dort aufrecht stehen konnte, wenn seine Hände geradeaus nach unten hingen und die Türe zugemacht wurde. Aber wir wollen an dieser Stelle nicht noch mehr von diesen sogenannten christlichen Einrichtungen der römisch-katholischen Kirche berichten, die vom Papsttum eingerichtet wurden und den Bischöfen und Priestern Macht gaben, auf alle möglichen Arten, die sie erfinden konnten, die zu bestrafen und zu töten, die sie Ketzer nannten.

In Callao nahmen wir einige Passagiere mit, die nach Trujillo wollten. Hier verkauften wir die „Chatsworth“ für 10 000 Dollar an einen spanischen Händler. 7 000 Dollar wurden uns in Stoffstücken bezahlt, denn Gold- und Silbermünzen durften nicht ausgeführt werden; so hatte es die peruanische Regierung bestimmt. So gab es verschiedene Methoden, wie diese Bezahlung anders vonstatten gehen konnte. Ich war einverstanden, daß das Silber mir an Bord der „Chatsworth“ gegeben würde, und zwar dann, wenn die Zeit für mich kam, Lima zu verlassen. Wie sollte mir das Geld gegeben werden? Der Händler sagte: „Ich werde um Mitternacht kommen.“ „Ja, wie denn?“, fragte ich. „Ich werde es Ihnen durch einige Indianer bringen lassen.“ Ich bat darum, daß mir das Geld vorgezählt würde, bevor ich die Küste verließ, damit ich es wiedererkennen würde, und auch die Anzahl der Geldstücke, wenn sie mir gebracht würden. Der Händler antwortete, er hätte das Geld bereits vor mehreren Wochen in die Hände verschiedener Indianer gegeben. Darauf sagte ich: „Was haben die Indianer damit getan?“ „Sie haben es irgendwo vergraben.“ „Wissen Sie auch, wo?“ „Nein.“ „Was haben Sie dann für eine Sicherheit, daß sie es nicht für sich behalten?“ „Keine“, antwortete er. „Und woher wissen Sie, daß sie mir das Geld heute nacht bringen werden?“ Da sagte er: „Ich habe sie vor einiger Zeit schon in Anspruch genommen und in ihre Hände auf diese Weise Tausende von Dollars gegeben. Ich habe sie für ihre Arbeit gut bezahlt, als sie ihren Auftrag sorgfältig getan hatten. Niemals haben sie in ihrem Teil irgendeinen Fehler gemacht, und ich habe auch keine Sorge. Es sind die ehrlichsten Leute in der Welt, besonders wenn sie abgesondert für sich leben.“

Die „Chatsworth“ lag ungefähr zwei Meilen vom Ufer entfernt. Die Wellen zur Küste waren zu gefährlich, als daß Schiffe hindurchfahren könnten. Die Regierung gebrauchte ein großes Boot mit 16 Rudern, die von Indianern betätigt wurden. Wenn es notwendig war, dann fuhren sie so durch diese großen Wellen hindurch, während eine andere Gruppe Indianer am Ufer stand. Sobald sie sahen, daß eine Welle sich über das Boot ergießen wollte, stießen sie einen gewaltigen Schrei aus. Sofort wendeten dann die Leute im Boot das Schiff und fuhren direkt auf das Meer zu. Und so halfen die Männer an Land den Indianern im Boot. Nach zwei oder drei solchen Kämpfen war die Gefahr vorbei. Die Wächter am Ufer erhoben dann einen lauten freudigen Ruf: „Alles okay!“

Die Indianer hatten auch noch andere Boote, die sie „Caballos“ nannten. Das bedeutete soviel wie „Pferde“, denn sie fuhren darauf wie auf einem Pferderücken. Die Indianer glitten auf diesen „Caballos“ in einer meisterhaften Weise durch das Wasser, viel schneller als ein gewöhnliches Boot. Es war beeindruckend zu sehen, wie sie auf dieser und auf der anderen Seite dieser riesigen Wellen paddelten.

Sie legten sich auf ihr „Pferd“, während die Brecher über ihnen zusammenschlugen, und dann paddelten sie auf der anderen Seite weiter. Es wurde mir gesagt, daß diese Art Schiffe an einigen Stellen der Küste sehr wichtig wären, wo es nicht möglich wäre, mit einem Schiff durch die riesigen Brecher hindurchzukommen. Die einzige Weise, wie man zwischen den Schiffen und der Küste Kontakt aufrechterhalten konnte, war dann durch diese „Caballos“.

Die Indianer, die uns das Geld bringen sollten, mußten durch diese gefährlichen Wellen mitten in der Nacht hindurch, während ihre Wächter am Ufer in Spannung warteten, voller Sorge um ihre Rückkehr. Als wir in der Nacht die Wache hatten, bat ich meinen Bruder, den ersten Matrosen, bis Mitternacht an Deck zu bleiben, und wenn er irgend jemand über das Wasser kommen sähe, sollte er mich holen. Ungefähr um Mitternacht rief er mich und sagte: „Da sind zwei Männer, die sitzen auf dem Wasser!“ Wir ließen leere Wasserbehälter hinunter und leuchteten mit einer Laterne, als die Indianer die Taschen mit dem Silber unter ihren „Caballos“ lösten, wo sie sicher festgebunden waren, und sie in die Behälter hineintaten, die wir heruntergelassen hatten. Dann zogen wir diese Behälter an Deck. Als alles sicher an Bord war, schienen sie sehr zufrieden zu sein, ihre Arbeit getan zu haben. Es schien mir, daß es um diese Tageszeit unmöglich wäre, durch diese gefährlichen Brecher hindurchzukom-

men. Wir gaben ihnen eine Erfrischung, während sie auf ihren Wasserpferden saßen, die sie nicht zu verlassen wagten. Und bald fuhren sie, so schnell es ging, zurück, um ihre wartenden Kameraden am Ufer zu erleichtern und von ihrem Arbeitgeber die Belohnung zu empfangen. So wie ihr Arbeitgeber gesagt hatte, war uns alles in äußerster Sorgfalt überbracht worden.

Jetzt übergab ich die „Chatsworth“ dem Käufer, verabschiedete mich von den Offizieren und der Mannschaft und übergab den Befehl der „Chatsworth“ an meinen Bruder. Ich selbst fuhr an Bord eines peruanischen Schiffes nach Lima. Es war mir klar, daß ich viel riskierte, mich in die Hände dieses Fremden und seiner Mannschaft zu begeben, die vielleicht denken würden, daß das viele Geld, daß in ihren Händen war, mehr wert wäre als mein Leben. Aber ich hatte keine andere Möglichkeit, um nach Lima zu kommen. So bemühte ich mich, keinerlei Furcht und auch kein Mißtrauen ihm gegenüber zu zeigen, daß er ein Gentleman sei. Ich beobachtete ihn sehr genau und versuchte aufmerksam mitzuverfolgen, wohin das Schiff fuhr. Wir ankerten nach einer Reise von sieben Tagen in der Callao-Bay. Dort weigerte er sich, mir die 7000 Dollar in Silber zu geben, die ich ihm zur Verwahrung gegeben hatte, bis wir in Callao ankommen würden. Er sagte, daß die peruanische Regierung es nicht erlauben würde, daß er mir dieses Geld gäbe. Das hatte er genau gewußt, als ich das Geld ihm übergeben hatte, damit er es mir in Callao zurückgäbe.

Er wußte außerdem ganz genau, daß die Regierung, wenn er irgend etwas an Bord hätte, das einem Fremden gehörte, egal auf welche ehrliche Weise er es erlangt hätte, es ergreifen und für sich selber benutzen würde. So wie die Sachlage stand, würde er es weder mir geben noch die Regierung wissen lassen, daß Silber an Bord dieses Schiffes sei. Kurze Zeit später lichtete er die Anker und stach in See, um in ein anderes Land zu fahren. Sehr bald bemerkte ich seine unaufrichtigen und bösen Absichten. Zu dem Zeitpunkt war ich auf einem Walfangschiff aus New Bedford und sah ihn. Wir setzten ihm nach und holten ihn bald ein. Aber immer noch weigerte er sich, das Silber wieder herauszugeben, bis er einsah, daß ein weiterer Widerstand nicht möglich war. Sehr widerspenstig übergab er mir dann das Geld und setzte seine Reise fort. Wir übergaben das Geld einer Bank, bis wir wieder bereit waren, weiterzufahren.

Herr Swinegar, unser peruanischer Händler, gab zu Ehren von General Washingtons Geburtstag ein großes Fest für die Kapitäne und auch für die Offiziere der amerikanischen Schiffe. Da ich der ein-

zige war am Tisch, der entschieden war, keinen Wein und kein starkes Getränk zu sich zu nehmen, weil es giftig war, sagte Herr Swinegar zu einigen seiner Freunden, daß sie mich beeinflussen sollten, Wein mit ihm zu trinken. Er füllte sein Glas und forderte mich auf, ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Ich antwortete und füllte mein Glas mit Wasser! Er weigerte sich zu trinken, bis ich Wein eingefüllt hätte. Ich sagte: „Herr Swinegar, ich kann das nicht, denn ich habe mich völlig entschlossen, niemals mehr Wein zu trinken.“ Zu diesem Zeitpunkt schaute die ganze Gesellschaft auf uns. Immer noch wartete Herr Swinegar, daß ich mein Glas mit Wein füllte. Einige drängten mich, doch seiner Bitte nachzukommen. Einer der Leutnants sagte aus einiger Entfernung: „Bates, Sie werden sich doch nicht weigern, ein Glas Wein mit Herrn Swinegar zu trinken!“ Ich antwortete, ich könnte es nicht trinken. Ich fühlte mich bedrängt, und es tat mir leid, daß eine so schöne Gesellschaft so bedrängend sein konnte, nur weil ich ein Glas Wein trinken sollte, daß sie darüber fast das gute Abendessen vergaßen, das vor ihnen stand. Herr Swinegar sah, daß ich nicht umzustimmen war, Wein zu trinken, und so hörte er auf, mich zu bedrängen.

Zu diesem Zeitpunkt wurde ich durch meine tiefen Überzeugungen über das Zigarrenrauchen zu der Entscheidung befähigt, von diesem Abend an niemals mehr eine weitere Zigarre oder Tabak in irgendeiner Weise zu rauchen. Dieser Sieg erhob meine Gefühle und mein ganzes Gemüt über den Dunst des Tabakrauches, der mich in einem gewissen Ausmaß umnebelt hatte. Ich wurde von einem Götzen befreit, dem ich unter den Seeleuten zu huldigen gelernt hatte.

Kapitel 14

Heimfahrt und tiefe Überlegungen

Nachdem wir als Bezahlung für unsere Last Hartgeld bekommen hatten, das genauso viel wert war wie Gold oder Silber und genau sowenig aus dem Land transportiert werden durfte, waren wir notwendigerweise vielen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, bis wir die Bezahlung an die Eigentümer zurückbringen konnten. Viele der Kapitäne, die auf dem Pazifik Handel trieben, waren auch Überwacher. Da wir verpflichtet waren, unsere ganzen Geldmittel an zwei Zollhäusern vorbeizubringen, nämlich in Callao und Lima, die nur sechs Meilen voneinander entfernt liegen, war es notwendig, daß wir Pferde hatten, um von dem einen Platz zum anderen zu gelangen. Auf unserem Weg zurück nach Callao gaben wir jedem unserer Mitarbeiter so viele Dollars und Dublonen, wie wir vernünftigerweise riskieren konnten. Wir taten sie in die Schuhe hinein, in die Gürtel und auch unter unsere Kleidung. Das taten wir, weil es sehr gut möglich war, daß wir unterwegs von Räuberbanden angegriffen würden und weil wir von den Zollbeamten bestimmt untersucht würden, bevor wir auf unser Schiff im Hafen gelangten. Auch den Leuten von unserer Mannschaft verteilten wir Geld, bis wir wieder auf den Schiffen waren. Dann sammelten wir es ein und verwahrten es sicher in einem unserer Kriegsschiffe, wobei wir dem Kapitän ein Prozent als Entlohnung für das Aufbewahren zahlten.

Unsere Offiziere der Regierung empfingen auf diese Weise unseren ganzen Besitz und beschützten ihn auch, weil es unserer war. Zwei unserer Bootsleute wurden an dem Tag, an dem wir losfahren wollten, überprüft, sie wurden ins Zollhaus befohlen, und ich folgte ihnen. Sie hatten jeder ungefähr 200 Dollar. Die zwei Offiziere, die diese Männer aufgehalten hatten, zählten das Geld zusammen, und dann wollten sie von mir wissen, wieviel ich ihnen geben würde, wenn sie die beiden Seeleute durchließen, ohne die Nachricht dem Zollhaus weiterzureichen. „Eine Dublone“, antwortete ich. „Nein“, sagten sie, „wir werden mit Ihnen teilen.“ Ich antwortete: „Wenn Sie mein Angebot nicht annehmen, dann gehen Sie ruhig und geben Nachricht und

lassen Sie die Regierung alles nehmen, wenn Sie es wünschen.“ Sie versuchten mir zu zeigen, daß meine Vorgehensweise unrechtmäßig wäre und daß ich Schwierigkeiten bekommen würde. Und ich antwortete ihnen, ich könne nur mein Geld verlieren, aber sie etwas mehr, denn sie hatten uns angeboten, das Geld mit uns zu teilen und ihren Teil noch unter sich selbst aufzuteilen. Schließlich entschlossen sie sich, mir das Geld zu geben, außer der einen Dublone, die ich ihnen angeboten hatte. Diese Männer machten mir niemals mehr Schwierigkeiten, wenn wir an Bord gehen wollten.

Eines Tages kam eine kleine Gruppe Männern, die Geld bei sich trugen, als eine andere Gruppe von bewaffneten Männern auf Pferden auf sie losgingen und ihr Geld wollten. Sie befahlen ihnen, sich auszuziehen, damit sie wirklich alles Geld bekommen würden. Nachdem sie alles erlangt hatten, flohen sie in die Berge.

Das Schiff „Freundschaft“ aus Salem in Massachusetts hatte angeblich 11000 Dollar an Bord, nachdem sie ihre ganze Ladung in Lima verkauft hatten. Die Regierung sandte eine Kompanie von Soldaten und Offizieren des Zollamts, um das Schiff in Besitz zu nehmen. Sie suchten auf sorgfältigste Weise, fanden aber nichts. Trotzdem hielten sie das Schiff mehrere Tage fest und machten ihnen viele Schwierigkeiten. Das Geld war an Bord, aber es war so gut über der Decke der Kabine versteckt, und diese Decke war so schön gestrichen, daß niemand dort Geld vermutet hätte. Nachdem die Regierung das Schiff wieder freigegeben hatte, nahmen sie das Geld heraus und brachten es in die Vereinigten Staaten. Kurze Zeit später kam ein Schiff von Boston und wurde in dem Hafen gefangengehalten. Erst nach mehreren Monaten konnte der Kapitän das Schiff wiedererlangen und es nach Hause bringen.

In einer Unterhaltung mit einem der peruanischen Offiziere, der sich damit brüstete, daß Peru unabhängig sei und daß es von der spanischen Regierung frei sei, wurde er gefragt, was seine Ansicht über Freiheit sei. „Freiheit bedeutet: Wenn du ein gutes Pferd hast, und ich möchte es und bin stärker als du, dann nehme ich das Pferd!“ Mir schien es so, als ob diejenigen, die unser Geld und unsere Schiffe haben wollten, die gleiche Meinung hätten. Das war ihre Ansicht von Freiheit.

Während wir dort im Hafen lagerten, trennte sich ein peruianischer Leutnant von der heimatlichen Armee und schloß sich dem Feind an. Er wurde ergriffen, vor Gericht geführt und verurteilt, daß

er außerhalb der Mauern der Stadt Lima erschossen würde. Eine solche Art, jemandem das Leben zu nehmen, hatte ich noch niemals vorher beobachtet. Um meine Neugier zu befriedigen, folgte ich der riesigen Menge von Bürgern und stellte mich auf die Stadtmauer, sehr nahe an dem Platz, wo der Verurteilte hingsetzt wurde. Er wurde von einem katholischen Priester begleitet. Bald wurde eine Kappe über seine Augen gezogen. Vor ihm stand eine Gruppe von Offizieren. Als die Zeit kam, daß er erschossen werden sollte, stellten sie sich alle in Reihen auf, ungefähr 20 Meter vor dem Verurteilten. Dann kam ein Befehl, und sechs Männer schritten vor, nur wenige Meter vor den Verdammten, und zielten mit ihren Gewehren auf seinen Kopf. Dann kam wieder ein Befehl, und sie schossen. Sofort brach er zusammen und starb ohne einen Kampf. Dann entfernten sich die Soldaten wieder mit lauter, ohrenbetäubender Musik. Der Tote wurde heimgetragen. Das Aufregende an diesem Morgen war vorbei. Bald war ich wieder allein unter den vielen Bürgern, die langsam an ihre Arbeitsplätze zurückgingen, und ich war fest entschlossen, daß ich niemals mehr freiwillig zusehen würde, wie ein anderer Mensch erschossen wird.

Ich war jetzt nahezu 14 Monate auf dem Pazifik, hatte mein Geschäft fast abgeschlossen und bereitete mich auf die Rückkehr in die Vereinigten Staaten vor. Das Schiff „Candace“ unter Kapitän Burtody sollte nach Boston in Massachusetts segeln, und an Bord dieses Schiffes wollte ich gehen.

Kapitän Burtody und ich stimmten überein, daß wir ab dem Zeitpunkt, an dem wir die Anker der „Candace“ lichten, aufhören würden, Tabak zu kauen. In der letzten Woche im November 1823 wurden alle an Bord gerufen, um den Anker zu lichten. Niemand, der das nicht erfahren hat, kann sich vorstellen, was für ein Gefühl die Seele durchdringt, vom Kapitän bis zum Kabinenjungen, wenn der Befehl erteilt wird, „Anker lichten für die Heimat“.

Neues Leben, neue Energie und Kraft scheint alle an Bord zu durchdringen. Die hartgesottenen Seeleute ziehen mit aller Kraft das nasse Tau an Deck. Das riesige Schiff scheint sich mit den Seeleuten zu freuen und fährt Schritt für Schritt zum Anker, bis der Offizier ruft: „Halt! Jetzt werden die Obersegel losgemacht und am Hauptmast befestigt.“ Noch einige Drehungen an der Kurbel, dann löst sich der Anker am Grund, und das riesige Schiff ist frei. Das Schiff segelt mit aller Kraft mit dem frischen Wind davon. Die Seeleute rufen: „Wir fahren heim!“ Die Gefühle der Seeleute, die noch

im Hafen stehen, sind ungefähr: „Das Schiff hat seinen Anker gelichtet, es fährt aus dem Hafen! Nach Hause! Viel Erfolg! Wir wünschten, wir würden auch heimfahren!“

Ganz egal wie weit der Weg ist, wie viele Stürme kommen mögen oder wie weit weg von zu Hause man noch ist, das freudige Gefühl durchdringt jedes Herz: „Heim, heim, endlich nach Hause! Unsere Anker sind gelichtet, um nach Hause zu fahren!“

Unser gutes Schiff wartete jetzt auf das Schiff des Flottenadmirals, der unser ganzes Geld und Silber hatte. Als alle sicher an Bord waren, wurde das Schiff in volle Segel gestellt. Es war Nacht, und wir verließen die letzte Landesmarke und gingen auf die 8500 Meilen lange Reise. Der Steward rief, daß das Abendessen bereit sei. „Bates, da ist mein Tabak!“, sagte der Kapitän, nahm ihn aus seinem Mund und warf ihn über Bord. „Und da ist meiner!“, sagte ich, und das war das letzte Stück, das jemals meine Lippen verschmutzt hatte. Aber Kapitän B. konnte nicht überwinden, und er wollte, daß ich auch wieder in die alte Gewohnheit zurückfiel. Ich war jetzt völlig frei von allen harten alkoholischen Getränken, von Wein und von Tabak.

Schritt für Schritt hatte ich diesen Sieg erreicht, und auch mein Körper verlangte nicht mehr danach. Niemals hatte ich all diese Dinge gebraucht, außer um Gemeinschaft mit meinen Freunden zu haben. Wie viele Millionen von Menschen sind verdorben und vernichtet worden durch diese schrecklichen Gewohnheiten. Wieviel mehr fühlte ich mich als ein Mensch, nachdem ich die Herrschaft darüber gewonnen und das alles überwunden hatte.

Ich bemühte mich auch um eine weitere schreckliche Sünde, sie zu überwinden. Ich hatte nämlich von den verdorbenen Seeleuten gelernt, mich an eine schrecklich niedrige Sprache zu gewöhnen. Mein Vater war ein betender Mann gewesen von der Zeit, seit ich ihn kannte. Meine Mutter war sehr religiös geworden, als ich ungefähr 12 Jahre alt war. Niemals hatte ich gewagt, sogar nachdem ich geheiratet hatte, in irgendeiner Weise in der Gegenwart meines Vaters unehrfürchtig über Gott zu reden. Da er sich bemüht hatte, mich auf dem Weg zu erziehen, den ich später auch gehen sollte, kannte ich den Weg sehr gut. Aber all die Erlebnisse der letzten 16 Jahre meines Lebens hatten mich aus dem Pfad geworfen, und jetzt versuchte ich, wieder zurückzukommen. Auf unserer Reise von Kap Horn zum Pazifik versuchte ich, ganz ernsthaft von der schlechten Ge-

wohnheit des Fluchens wegzukommen, und ich sagte meinem Bruder, daß er auch nicht fluchen dürfte und daß er es auch den Seeleuten nicht erlauben sollte, denn ich würde es nicht dulden. Da ich jetzt sehr viel Freizeit hatte, las ich einen großen Teil meiner Zeit, und ganz besonders am Sonntag las ich viele Kapitel in der Bibel. Während ich das tat, glaubte ich, daß ich auf diese Weise mich selber zu einem guten Christen machen könnte.

Unser Schiff fuhr weiter, und als es Kap Horn erreichte, kam ein starker Sturm über uns. Aber der Wind trieb uns weiter Richtung Osten, und in 48 Stunden waren wir sicher um das Horn herumgefahren und im südlichen atlantischen Ozean, so daß wir in Richtung Norden nach Hause fuhren. Als wir den Äquator erreichten, sahen wir einige der uns gut bekannten Sterne der nördlichen Hemisphäre wieder und ganz besonders einige Orientierungssterne, die Seeleute auf den Polarstern hinweisen.

Die Nacht war klar, und die Wachleute an Deck warteten darauf, den Polarstern zu sehen. Schließlich konnte man ihn sehen, wie er gerade am nördlichen Horizont emporstieg, nur wenige Meter über dem Ozean. Dieses Auftreten des gut bekannten Sterns bedeutet für die Seeleute, die vom südlichen Ozean kommen, oft eine größere Freude als 24 Stunden guter Wind. Wenn wir überhaupt keine Instrumente an Bord hätten, dann wüßten wir schon von dem Auftauchen dieses Sterns, daß wir uns mindestens 100 bis 120 Meilen nördlich des Äquators befinden. Unser gutes Schiff „Candace“ fuhr kräftig weiter Richtung Norden.

Wir kamen unter starke Nordostwinde, und unsere Herzen freuten sich Nacht für Nacht, wenn wir denselben Stern immer höher am nördlichen Himmel emporsteigen sahen, denn er war ein unmißverständliches Zeichen, daß wir schnell Richtung Norden fuhren, näher und immer näher nach Hause.

Es wurde mir gesagt, daß portugiesische Seeleute, wenn sie von Südamerika nach Portugal heimwärts fuhren, bei dieser Gelegenheit für die bisherige Reise ausbezahlt wurden.

Wir segelten jetzt entlang der Westindischen Inseln, weg von dem Einfluß der Nordostwinde, und kamen in den gefürchteten Golfstrom an der südlichen Küste von Nordamerika. Wir fuhren mit aller Kraft einem immer stärker werdenden Südostwind voraus, der sehr danach aussah, daß er sich genauso entwickeln würde wie der

im Jahre 1818, den ich an Bord der „Frances“ erlebt hatte. Dieses Erlebnis habe ich vorher berichtet. Kapitän B. und ich unterhielten uns über unsere bisherigen Erfahrungen in solchen schweren Zeiten und wie gefährlich es für das Schiff war, wenn es solch eine plötzliche Änderung des Windes in diesen heftigen Stürmen ertragen mußte. Oft war es völlig unmöglich, das Schiff noch zu lenken, besonders in dieser Gegend hier.

Die „Candace“ war gut beladen und wahrscheinlich genauso fähig oder unfähig, in einem solchen Sturm zu bestehen, wie jedes andere Schiff. Sie jagte jetzt vor diesem heftigen Sturm dahin. Die Obersegel waren gespannt. Als die Nacht anbrach, schien der Sturm immer heftiger zu werden. Die Aufgabe der Schiffsleute und der Steuerleute war jetzt, das Schiff in der rechten Weise zu steuern. Kapitän B. hatte sich auf Deck begeben, um alle nötigen Befehle zu geben, um das Schiff durch den heftigen Sturm hindurchzuführen, und ich hatte ein völliges Vertrauen zu seiner Geschicklichkeit. Ich beschloß, nach unten zu gehen und, wenn ich könnte, auszuruhen, um so wie die anderen Reisenden aus dem Weg zu sein.

Der Regen prasselte immer mehr, und um Mitternacht hörte ich einen schrecklichen Ruf: „Alle an Deck!“ Ich raste aus der Kabine und sah, daß genau das eingetreten war, was wir am meisten befürchtet hatten: Der wütende Sturm von Südosten hatte plötzlich aufgehört und kam jetzt von der anderen Seite. Sobald ich an Deck war, sah ich, wie die Sturmsegel gegen den Mast drückten, und die Schiffsspitze riß nach Westen herum gegen die schrecklichen Wellenberge, die über uns hereinzubrechen schienen und uns sofort zerstören würden. Kapitän B. und alle Leute an Bord zogen mit all ihrer Kraft an den Hauptseilen an Steuerbord.

Da ich die bedrohende Gefahr sah, in der wir alle waren, dachte ich nicht weiter darüber nach, daß ich im Moment ja nur ein Passagier war, sondern rief mit meiner ganzen Kraft: „Laßt die Seile an Steuerbord fahren, kommt alle auf diese Seite des Schiffes, und zieht an den Backbordseilen!“ Kapitän B. hatte gedacht, daß das Schiff dem Steuer gehorchen würde und sich so nach Osten drehen würde. Als mein Rufen seine Aufmerksamkeit auf sich zog, sah ich, daß der Kopf des Schiffes sich zur anderen Richtung wandte. Da ließen sie die Steuerbordseile los und zogen an den Backbordseilen. Die Segel füllten sich wieder und das Schiff fuhr wieder mit aller Kraft voraus, obwohl in äußerster Gefahr von der schrecklichen See. Bevor die Segel sich gefüllt hatten, war es außer Kontrolle geraten und fast von

der schäumenden See überspült worden. Wie es davor bewahrt worden war, völlig in die See heruntergezogen zu werden, verstanden wir nicht. Nachdem wieder Ordnung geschaffen war, entschuldigte ich mich beim Kapitän, daß ich den Befehl über das Schiff übernommen hatte, und es wurde mir von ganzem Herzen vergeben.

Nachdem wir mit Hilfe des guten Windes den Golf durchquert hatten, kamen wir in tiefe Wasser nahe bei der Küste. Jetzt merkten wir, daß es bereits mitten im Winter war. Schließlich hörte man den freudigen Ruf: „Land!“ Es zeigte sich, daß wir in Block Island, Rhode Island ankamen. Es war tatsächlich eine große Freude, das eigene Heimatland wiederzusehen, nur 40 Meilen von zu Hause entfernt. Ja, wieder Land zu sehen nach drei langen Monaten nur Himmel und Wasser, das war eine große Erleichterung. Und dann kam ein Lotsenboot: „Wo kommt ihr her?“ „Aus dem Pazifik.“ „Und wo fahrt ihr hin?“ „Nach Boston.“ „Wollt ihr einen Lotsen durch den Vineyard Sound? Das ist der sicherste Weg im Winter.“ „Ja, legen Sie bei!“ Wenige Minuten später hatte der Lotse die völlige Kontrolle über das Schiff und führte es zum Vineyard Sound. Das Lotsenschiff lenkte wieder ab ins Meer, um ein weiteres Schiff zu treffen, das auf dem Weg nach Hause war. Und dann ging es gerade so weiter: „Was gibt es Neues in den Vereinigten Staaten, Lotse?“ „Was gibt es Neues von Europa?“ „Wie steht es in der gesamten Welt?“ „Wer ist der nächste Präsident?“ und so weiter und so fort. Kaum wird auf die Antworten gewartet. „Habt ihr irgendeine Zeitung?“ „Ja, aber das sind nicht die neuesten.“ „Das macht nichts, für uns sind sie neu genug. Seit langer Zeit haben wir nichts mehr mitbekommen vom Land der Lebenden.“

Am Abend warfen wir unsere Anker dann in Holmes Hole aus, einem Hafen in dem Vineyard Sound für Schiffe, die nach Boston fahren. Bald kam eine Reihe kleinerer Boote. Viele Körbe mit allen möglichen Früchten, Kuchen, Äpfeln und ähnlichem wurden uns angeboten.

Wir dachten, die Leute an Land müßten wohl meinen, wir wären völlig ausgehungert, nach diesen guten Dingen zu urteilen. Tatsächlich genossen wir eine Weile dieses reiche Angebot. Außerdem hatten sie große Körbe mit Garn, Strümpfen und so weiter dabei. Einige von diesen Hilfsmitteln nahmen wir gerne für diese kalte Jahreszeit zu uns. Die Körbe waren herungereicht worden, und die Leute hatten Schwierigkeiten, sie alle wieder zurückzubekommen.

Der Wind stand günstig, und bald fuhren wir um Kap Cod herum nach Massachusetts, und am nächsten Tag ankerten wir in der Stadt Boston, ungefähr am 20. Februar 1824, nachdem wir drei Monate von Callao Bay unterwegs gewesen waren.

Unsere Reise hatte sehr guten Gewinn gebracht.

55 Meilen auf der Kutsche, und wieder war ich zu Hause. Ein kleines blauäugiges Mädchen von 16 Monaten, das ich noch nie gesehen hatte, wartete dort mit seiner Mutter, um mich wieder bei der schönen und freudigen Feuerstelle zu Hause zu begrüßen. Da ich über zwei Jahre von zu Hause weg gewesen war, entschied ich mich, die Freude der Gemeinschaft mit meiner Familie und den Freunden für einige Zeit zu genießen. Nach wenigen Monaten aber entschloß ich mich, auf eine weitere Reise nach Südamerika zu gehen oder irgendwohin, wo ich dachte, es würde genügend Gewinn einbringen. Ein neues Schiff wurde geheuert und gemäß unseren Vorstellungen hergerichtet, und es wurde die „Empress“ von New Bedford genannt. Ein Teil der Ladung wurde in New Bedford eingeladen. Von dort segelten wir am 15. August 1824 nach Richmond, um dort die Ladung mit Mehl für Rio de Janeiro zu vervollständigen.

Nachdem unser Laden beendet war, fuhren wir auf dem James-Fluß und ankerten in Hampton-Roads. Dort wollten wir für unsere Bewaffnung sorgen. Da wir keine Kanone für das Schiff bekamen, fuhren wir ohne diese Bewaffnung los. Es war jetzt nicht mehr so notwendig für Handelsleute, wegen Piratenschiffen Gewehre mitzuführen, wie früher. Am 5. September 1824 verabschiedeten wir unseren Lotsen und fuhren gen Südosten, um die Nordostwinde benutzen zu können.

Von der Zeit an, wo ich mich entschlossen hatte, keinen Wein mehr zu trinken (im Jahr 1822), hatte ich trotzdem noch gelegentlich Bier oder Most getrunken. Als wir jetzt aber in Hampton-Roads die Anker lichteten, entschied ich mich, von jetzt an gar keine alkoholischen Getränke, kein Bier, keinen Schnaps oder irgend etwas dergleichen zu trinken.

Die Aussicht, eine erfolgreiche Fahrt auszuführen, war jetzt wesentlich günstiger als beim letzten Mal. Jetzt nämlich gehörte ein Teil der „Empress“ und auch ein Teil der Ladung mir selber.

Und ich hatte auch das Vertrauen in meine Partner, daß sie Ware

einkauften und verkauften, wie es zu unserem Vorteil war. Außerdem konnte ich selbst beurteilen, in welchen Teil der Welt wir fahren sollten. Aber mit all diesen vielen Vorteilen, auch Reichtümer zu erlangen, fühlte ich mich traurig und hatte Heimweh. Ich hatte für mich selbst eine Reihe von interessanten Büchern mitgenommen, wie ich dachte, um in meiner freien Zeit zu lesen. Meine Frau dachte, das wären wohl mehr Romane als nötig. Beim Packen meiner Koffer nahm sie eine Taschenbuchausgabe des Neuen Testaments, was ich nicht wußte, und legte es oben auf. Als ich diesen Koffer öffnete, um einige interessante Bücher zu finden, nahm ich dieses Neue Testament und fand ganz am Anfang ein interessantes Gedicht von Frau Hemans, das meine Aufmerksamkeit weckte.

Kapitel 15

Sündenerkenntnis

Dieses Gedicht, das oben in meinem Koffer lag, erregte meine Aufmerksamkeit. Immer wieder las ich es. Mein ganzes Interesse, Romane und Geschichten zu lesen, hörte von dieser Stunde an auf. Unter den vielen Büchern wählte ich das Buch „Aufstieg und Fortschritt der Religion in der Seele“ aus. Dieses Buch und die Bibel interessierten mich jetzt mehr als alle anderen Bücher.

Einer meiner Seeleute, Christopher Christopherson aus Norwegen, wurde bald, nachdem wir abgefahren waren, krank. Nichts in unserer ganzen Apotheke konnte ihm helfen. Sein ganzer Zustand schien immer hoffnungsloser zu werden. Der erste Teil des vorher genannten Gedichtes kam mir immer wieder in den Sinn: „Alle Zeiten gehören dir, oh Tod!“

Ich sehnte mich jetzt danach, ein Christ zu werden. Aber der Stolz in meinem Herzen und die nichtigen Verführungen der bösen Welt hielten mich immer noch fest ergriffen. Ich litt ungemein in meinem Gemüt, bevor ich mich schließlich entscheiden konnte zu beten. Es schien mir, daß ich damit viel zu lange gezögert hatte. Jetzt hatte ich Angst, daß meine Offiziere und Seeleute merken würden, daß ich mich bekehrt hatte. Außerdem hatte ich keinen stillen Ort, um zu beten. Als ich auf einige Ereignisse in meinem vergangenen Leben zurückblickte und sah, wie Gott mich gerettet hatte, als der Tod mir immer wieder ins Angesicht gestarrt hatte, und wie oft ich alle seine Gnadenerweise vergessen hatte, da empfand ich, daß ich mich ihm zu Füßen werfen mußte. Schließlich entschloß ich mich, das Gebet zu ergreifen und alle meine Sünden zu bekennen. Ich öffnete eine kleine Luke unter meinem Eßtisch, wo ich einen Platz bereitet hatte, so daß mich niemand sehen konnte, wenn sie aus irgendeinem Grund in meine Kabine kämen, während ich betete.

Das erste Mal, als ich dann meine Knie im Gebet beugte, empfand ich, daß die Haare auf meinem Kopf in die Höhe standen, weil ich

meinen Mund im Gebet zu dem großen und heiligen Gott öffnete. Aber ich entschloß mich, im Gebet fortzufahren, bis ich wüßte, daß ich Vergebung empfangen und Frieden für meine aufgewühlte Seele gefunden hatte. Ich hatte keinen christlichen Freund, der mir erzählen konnte, wie lange ich vor einer Bekehrung schon überzeugt sein müßte. Aber ich erinnerte mich, daß ich als Junge während der großen Reformation im Jahr 1807 von einigen Bekehrten gehört hatte, die ihre Erfahrungen erzählten, daß sie sagten, sie hätten mehrere Wochen lang über ihre Sünden getrauert und geklagt, bis der Herr ihnen wirklich Frieden in ihre Gemüter gab. Und ich empfand, daß es bei mir wohl ähnlich sein müßte.

Vierzehn Tage vergingen, und es kam kein Licht in mein Gemüt. Eine weitere Woche, und immer noch war mein Gemüt wie ein aufgewühltes Meer. Zu dieser Zeit ging ich in der Nacht an Deck und war überaus versucht, einfach über Bord zu springen und mich umzubringen. Ich dachte, daß das wohl eine Versuchung des Teufels sei, sofort verließ ich das Deck und erlaubte mir selbst bis zum nächsten Morgen nicht mehr, aus meiner Kabine zu gehen.

Christopher war jetzt sehr krank und schwach. Es kam mir so vor, als wenn er sterben würde; da mußte ich einfach Klarheit über meine Errettung haben. Ich brachte ihn in die Kabine, so daß ich ihm mehr Aufmerksamkeit widmen konnte, und ich sagte auch den Offizieren, daß sie mich sofort rufen sollten, falls sich irgend etwas bei ihm änderte. Ich wachte am Morgen auf, kurz nachdem es Tag geworden war. Mein erster Gedanke war: Wie geht es Christopher? Ich legte meine Hand auf seine Stirn. Sie fühlte sich kalt an. Er war gestorben. Ich rief die Offiziere der Morgenwache. „Was ist los, Herr Haffards?“, rief ich. „Christopher ist tot ! Warum haben Sie mich nicht gerufen?“ Herr Haffards antwortete: „Ich war vor einer halben Stunde bei ihm und gab ihm seine Medizin. Ich sah keine Veränderung an ihm.“ Der arme Christopher wurde jetzt auf Deck gelegt und in eine Hängematte eingenäht, mit einem schweren Sandsack an seinen Füßen. Nachdem die Zeit gekommen war, ihn zu beerdigen, wurde es mir ganz klar, daß ich jetzt ernst machen mußte. Ich empfand, daß ich im Angesicht Gottes ein Sünder war, und ich hatte keinen Mut, öffentlich zu beten. Aber ich konnte nicht zulassen, daß der arme Seemann in den Ozean geworfen würde, ohne daß irgendeine religiöse Zeremonie gehalten worden wäre. Während ich mich entschloß, daß ich es tun würde, fragte mich der Steward, ob ich ein Gebetsbuch der anglikanischen Kirche haben wollte. „Ja“, sagte ich. „Haben Sie eins?“ „Ja, Sir.“ „Würden Sie es mir bitte bringen?“

Das war genau das Buch, das ich wollte, denn als ich im englischen Dienst stand, hatte der Geistliche des Schiffes Gebete aus diesem Buch gelesen, als unsere Seeleute beerdigt wurden. Aber dies war die erste Beerdigung auf See, die unter meinem Befehl stattfand. Ich öffnete das Buch und fand auch ein passendes Gebet für diese Gelegenheit. Ein Brett wurde so vorbereitet, daß es zum Teil über die Seite des Schiffes hinausragte, und der Körper daraufgelegt. Die Füße wiesen in Richtung Meer. So konnte das Brett erhoben werden, und der Körper rutschte in den Ozean hinein. Alle außer dem Steuermann standen um den armen Christopher herum, um ihn zu verabschieden und seinen Körper dem Ozean zu übergeben. Der Gedanke, eine religiöse Bestattung in einem unbekehrten Zustand zu halten, machte mir sehr viel aus. Ich hatte den Obermatrosen gebeten, mich zu rufen, wenn er alles vorbereitet hatte. Als er rief, daß alles bereit sei, da kam ich und zitterte mit dem offenen Buch in meiner Hand. Die ganze Mannschaft nahm ihre Kopfbedeckung in ehrfürchtiger Haltung ab. Als ich zu lesen begann, zitterte meine Stimme, und ich war so ohne Kraft, daß es mir äußerst schwerfiel, klar und deutlich zu lesen. Ich fühlte so sehr, daß ich vor Gott ein Sünder war. Nachdem ich den letzten Satz gelesen hatte, hob ich meine Hand an das Brett und drehte um in die Kabine. Als ich die Treppe hinunterging, hörte ich, wie der arme Christopher ins Meer hineinplatschte. Ich ging an meinen Gebetsplatz und betete von ganzem Herzen um Vergebung aller meiner Sünden und auch für die des armen Seemanns, der jetzt immer tiefer unter die Wellen hinuntersank.

Das war am 30. September, 26 Tage nachdem wir abgefahren waren. Von da an empfand ich, daß ich immer mehr in den Willen Gottes hineinsank, und entschloß mich, die fruchtlosen Werke des Feindes zu verlassen und sorgfältigst nach dem ewigen Leben zu trachten. Ich glaubte jetzt, daß meine Sünden zu dieser Zeit vergeben worden seien. Dann machte ich den folgenden Vertrag mit Gott, den ich in dem Buch „Aufstieg und Fortschritt der Religion in der Seele“ fand:

Ein heiliger Bund mit Gott

Ewiger und ewig gütiger Gott:

Ich möchte mich selbst mit größter Demut und Erniedrigung der Seele vor Dich stellen. Ich empfinde, wie unwert ich bin, ein sündiger Wurm, um vor Deiner heiligen Majestät des Himmels, dem König der Könige und dem Herrn aller Herren, zu erscheinen. Ich komme deshalb vor Dich und anerkenne, daß ich ein großer Sünder bin.

Ich schlage mir auf die Brust und sage mit dem demütigen Zöllner: „Gott, sei mir Sünder gnädig.“ Heute übergebe ich mich mit größter Ernsthaftigkeit Dir.

Ich gebe alle meine früheren Götter auf, die über mich geherrscht haben, und ich weihe mich und auch alles, was ich besitze, völlig Dir. Gebrauche mich, Herr, als Dein Werkzeug im Dienst, ich bitte Dich, zähle mich zu Deinem besonders ausgewählten Volk. Wasche mich im Blut Deines lieben Sohnes. Ihm sei mit Dir, oh Vater, für Ewigkeit die Ehre zugeschrieben von all den Millionen, die auf diese Weise von Dir gerettet werden. Amen.

Abgeschlossen an Bord der „Empress“ von New Bedford, auf dem Meer am 4. Oktober 1824, 19 Grad 50 Minuten nördlicher Breite und 34 Grad 50 Minuten westlicher Breite auf dem Weg nach Brasilien.

Joseph Bates junior.

Ich wünschte, daß ich immer diese völlige Übergabe des Willens an Gott so empfinden würde wie an diesem Morgen, als ich diesen Vertrag unterschrieb. Aber damals konnte ich nicht glauben und auch für mehrere Monate danach nicht, daß ich irgendein anderes Gefühl hätte als ein tiefes Empfinden für die Sünde. Ich bin zufrieden, daß ich diesen Vertrag nicht immer in dem gleichen heiligen Licht gesehen habe, wie ich ihn jetzt verstehe. Aber ich bin sehr froh, daß ich ihn getroffen habe und daß Gott mein Leben bewahrt und mir die Möglichkeit gegeben hat, alles das zu tun, was ich mit ihm ausgemacht habe.

Nachdem ich diesen Vertrag unterschrieben hatte, hatte ich einen ganz bemerkenswerten Traum über einige Dinge im Postamt. Einer ging um eine geschriebene Rolle von Papier, der andere um einen langen Brief, auf dem einige Stücke fehlten, der aber folgendes enthielt:

Prüfe! Prüfe! Prüfe!
Erfahre! Erfahre! Erfahre!
Du selber! Du selber! Du selber!

Dann folgte ein langer, eng beschriebener Brief, der mit religiösen Unterweisungen begann. Ich las einige Zeilen, und dann wachte ich auf. Ich schrieb es auf ein Papier und legte es zu anderen wichtigen Papieren, aber ich habe es verloren. Es ist noch vieles mehr, was ich vergessen habe, aber ich glaube, daß der Traum, der auf diesem Papier dargestellt war, mir zeigen sollte, daß meine Sünden vergeben waren. Damals konnte ich das nicht erfassen. Ich dachte, Gott wür-

de sich so offenbaren, daß ich niemals mehr meine Bekehrung bezweifeln würde. Ich hatte noch nicht begriffen, auf welche einfache Weise Gott am Menschenherzen wirkt.

Es wäre eine große Erleichterung für mich gewesen, wenn ich von meiner schweren Verantwortung befreit worden wäre, diese Handelsreise zu unternehmen, während ich daran dachte, wie sehr meine Gedanken belastet waren. Aber unsere Reise ging voran, und wir kamen am 30. Oktober in Pernambuco an. Dort stellten wir fest, daß der Handel für uns überhaupt nicht günstig war. Aber es war wohl der beste Markt, den es zu diesem Zeitpunkt gab. Aus diesem Grund verkauften wir unsere gesamte Ladung. Ich war sehr enttäuscht, daß ich dort unter den Tausenden von Menschen niemanden fand, der seine Religion bekannte und mit dem ich hätte sprechen können. Aber ich war fest entschlossen, durchzuhalten, bis ich eine völlige und freie Erlösung gefunden hätte.

Pernambuco in Brasilien liegt an der Küste. Wenn man vom Ozean auf diese Stadt zufährt, sieht sie äußerst schön aus. Aber die Schiffe müssen wegen der starken Brandung auf offener See in einiger Entfernung vom Land Anker werfen.

Kapitän Barret von Nantucket in Massachusetts kam bald nach uns im Hafen an. Auch er wollte hier verkaufen, und so schickte er eines seiner Boote aus, um seine Frau an Land zu bringen. Als dieses Boot mit Frau Barret zum Strand hintrieb, da versammelte sich eine ganze Anzahl von uns, um sie gemeinsam mit Kapitän Barret zu empfangen. Eine Anzahl schwarzer Sklaven wartete auch. Ihre Aufgabe war es, zu den Booten hinauszuwaten und sowohl die Ladung als auch die Passagiere auf ihre Schultern zu nehmen, um sie so gut wie möglich sicher durch die Wellen zum Land zu tragen. Dieser Weg durch die großen Wellen kostete 12,50 Cent, wenn alles gut ging. Bald war entschieden, wer die Ehre haben sollte, diese amerikanische Dame durch die riesigen Wellen hindurchzutragen. Kapitän Barret bat seine Frau, sich auf die Schultern eines der Schwarzen zu setzen, der jetzt auf sie wartete. Mit dieser Art zu reisen war Frau Barret überhaupt nicht vertraut. Außerdem schien es ihr sehr zweifelhaft, ob dieser Mann mit ihr auf den Schultern durch die brandenden Wellen hindurchkäme. Aus dem Grund zögerte sie und war still. Kapitän Barret und seine Freunde drängten sie und sagten, daß es keine andere Möglichkeit gäbe. Schließlich setzte sie sich auf seine Schultern, ergriff ihn mit beiden Händen bei seinem Kopf, während er sie aufrecht und in voller Manneskraft sicher in die Arme ihres Ehemanns

trug, der in unserer Mitte stand. Seine Freunde riefen laut und voller Freude und lobten ihn für seine männliche Art, wie er diese amerikanische Dame an Land getragen hatte.

Hier wie zu anderen Gelegenheiten wurde ich von meinen Begleitern immer wieder angegriffen, weil ich mich weigerte, Wein oder andere giftige Getränke zu mir zu nehmen, ganz besonders den Wein zum Abendessen, was in Südamerika sehr üblich ist. Ich möchte hier ein Beispiel erzählen.

Eine große Gruppe von uns aß mit dem amerikanischen Konsul, Herrn Bennet. Seine Frau an der Tischfront füllte ihr Glas und sagte: „Kapitän Bates, werde ich wohl die Freude haben, mit Ihnen ein Glas Wein trinken zu dürfen?“ Ich antwortete und füllte mein Glas mit Wasser. Frau Bennet lehnte ab, wenn ich nicht mein Glas mit Wein füllen würde. Sie wußte sehr wohl von unserer bisherigen Bekanntschaft, daß ich keinen Wein trank, aber sie empfand, daß sie mich dazu verführen müßte, meine Entschlüsse zu mißachten. Da unsere wartende Position die Aufmerksamkeit aller auf sich zog, sagte einer von ihnen: „Herr Bates, weigern Sie sich, mit Frau Bennet ein Glas Wein auf ihre Gesundheit zu trinken?“ Ich antwortete, daß ich zu keinerlei Gelegenheit Wein trinken würde und bat Frau Bennet, mein Angebot anzunehmen. Bereitwillig nahm sie daraufhin das Angebot an und trank auf meine Gesundheit ein Glas Wein und ich auf ihre Gesundheit ein Glas Wasser. Jetzt wendete sich die Unterhaltung auf das „Weintrinken“ und wie ich mich diesbezüglich verhielt. Einige meinten, daß ein Glas Wein nichts ausmache. Es stimmt schon, aber die Person, die ein Glas trinkt, wird sehr wahrscheinlich ein weiteres Glas trinken und noch ein weiteres, bis keine Möglichkeit zur Umkehr mehr da ist. Einer sagte: „Ich wünschte, ich könnte es genauso tun wie Kapitän Bates. Es ginge mir sicherlich viel besser.“ Ein anderer meinte, ich wäre wohl ein ehemaliger Alkoholiker. Ganz sicher wäre doch nichts dabei, in Maßen zu trinken. Ich bemühte mich, sie zu überzeugen, daß es der bessere Weg wäre, überhaupt keinen Alkohol zu trinken. Bei einer anderen Gelegenheit sagte ein Kapitän zu mir: „Sie sind wie der alte Herr . . . aus Nantucket. Er hat kein gesüßtes Wasser getrunken!“

Nach sechs Wochen, nachdem wir den größten Teil unserer Ladung in Pernambuco verkauft hatten, segelten wir für eine weitere Reise nach St. Katharina in 27 Grad und 30 Minuten südlich. Sorgen und der Druck des Geschäfts hatten mir meine geistige Freude, die ich bei der Ankunft in Pernambuco noch hatte, etwas genommen.

Jetzt hatte ich wieder mehr Zeit, die Schrift zu durchforschen, und ich las andere Bücher über Religion. Zu diesem Zeitpunkt begann ich, ein Tagebuch über meine Gedanken und Gefühle zu schreiben. Das war eine große Hilfe für mich. Ich schickte es meiner Frau, so oft ich ihr schrieb. Diese ganzen Blätter wurden in einer Rolle zusammengebunden und zur Seite gelegt und sind ungefähr 35 Jahre lang nicht gelesen worden. Ich habe mir überlegt, daß das eine der Rollen war, die ich in dem eigentümlichen Traum über meine Erfahrung im Glauben sah. Ich dachte, daß es ein großes Vorrecht sei, wenn nur einer da wäre, der Christus bekannte, um mit ihm über meine Gedanken und Gefühle zu sprechen oder auch mit ihm beten zu können.

Wir erreichten St. Katharina am 1. Januar 1825. Dort kauften wir Ladung für die Nordküste Brasiliens ein.

Diese Insel ist vom Hauptland durch einen engen Kanal getrennt. St. Katharina ist der einzige Handelshafen auf Hunderte von Meilen an der Küste. Im Norden sind hohe Berge, wo Wächter nach Wale Ausschau halten. Wenn dann das Signal gegeben wird, daß Wale gesichtet worden sind, dann laufen Fischerboote aus, um sie zu fangen und zu töten. Aus diesen Tieren wird Öl gewonnen. Vor 50 Jahren noch war dieses Geschäft äußerst blühend, aber die Wale kamen immer seltener, so daß das Geschäft immer schlechter wurde.

Als ich Pernambuco verließ, fand gerade eine Revolution im Staat statt, und Mehl war Mangelware. Es wurde erwartet, daß die brasilianische Regierung es zulassen würde, diesen Artikel an der Küste zu handeln, wenn weiter so ein Bedürfnis bestand. Aus diesem Grund lud ich in St. Katharina für Pernambuco ein.

Viele der Leser werden dieses Produkt „Farina“ nicht kennen. Es ist den süßen Kartoffeln recht ähnlich, nur viel länger. Sie reifen zwischen 9 oder 18 Monaten, wenn sie nicht durch Frost zerstört werden. Sie werden dann zu einer Art Mehl verarbeitet. Das Ganze nennt sich „Brasilianisches Mehl“. Es wird mit heißer Suppe oder als eine Art Brot gegessen. Die Ärmeren nehmen es in die Finger, schieben es einfach so in den Mund und spülen es mit Wasser hinunter. Zur jetzigen Zeit wird viel in die Vereinigten Staaten importiert.

Als wir in Pernambuco ankamen, war wohl ein Bedarf nach „Farina“, aber die Regierung duldete nicht, daß wir anlegten, da es für fremde Schiffe nicht erlaubt war, entlang der Küste zu handeln. We-

nige Tage später kam über Land eine Botschaft von dem Präsidenten einer der nördlichen Provinzen. Er lud mich ein, in den Hafen von Paraiba zu kommen, um dort meine Ladung zu löschen. Hier verkaufte ich meine gesamte Ladung zu einem guten Preis. Die Regierung wollte einen großen Teil für ihre Truppen haben. Da die Dürre andauerte und mein Schiff ein schnelles Segelschiff war, gab der Präsident mir die Garantie, daß ich eine weitere Fracht einführen dürfte. Er gab mir auch einen Brief, um mich dem Präsidenten von St. Katharina vorzustellen und ihn zu bitten, mir zu helfen. Als wir wieder in St. Katharina ankamen und die Händler über den Bedarf im Norden hörten, da wollten sie nicht an mich verkaufen, bis sie selbst einige Schiffe abgeschickt hatten. Nachdem dadurch einige Wochen Verzögerung entstanden, suchte ich einen Dolmetscher, und wir fuhren mit unserem Schiff die Küste entlang. Wir verließen das Schiff und sagten, wir kämen am nächsten Tag wieder. Dann zogen wir in die Berge, um „Farina“ von den Bauern zu kaufen. An einigen Gehöften fanden wir ganze Räume, Schlafzimmer, Wohnzimmer usw. voll von „Farina“, um es vor dem Regen zu bewahren. Es sollte verkauft werden.

Viele Räume waren einfach mit diesem Produkt vollkommen zugestopft.

Die Händler in St. Katharina hörten, daß wir Erfolg gehabt hätten, das Produkt von Bauern zu kaufen und es über Boote in unser Schiff zu bringen. So versuchten sie mit aller Kraft, Vorurteile gegen uns zu erregen. Aber die Silberstücke mit 40, 80, 120 Cent, mit denen wir die Bauern für ihr „Farina“ zu besten Marktpreisen bezahlten, überzeugten sie wohl mehr. Die erste Nacht in den Bergen konnte ich nicht schlafen. Ich hatte zwei schwere Taschen mit Silber, und die Nacht war über uns hereingebrochen, während wir mit dem Besitzer im Geschäft standen. Ich sagte zu dem Mann durch meinen Dolmetscher: „Hier sind zwei Taschen mit Silber, mit denen wir „Farina“ kaufen wollen. Ich möchte gern, daß Sie sie sicher bis zum nächsten Morgen aufbewahren.“ „Ja, gerne!“, antwortete er und verbarg sie in einer Truhe.

Kapitel 16

Wachstum im Glauben

Als es Zeit war, zu Bett zu gehen, wurde mir ein kleiner, dunkler Raum gezeigt. Ich hatte keine Einwendungen, denn ich dachte, ich könnte nichts besseres tun, nachdem ich ein solches Vertrauen in diesen Mann gesetzt hatte und mein ganzes Geld in seine Hände gegeben hatte. Nach meinem Abendgebet legte ich mich hin, nicht um zu schlafen, sondern ich dachte über meine völlig unsichere Situation nach und lauschte der Unterhaltung des Fremden mit meinem Dolmetscher, die bis spät in die Nacht dauerte. Nur wenige Worte konnte ich verstehen. Meine Information bezüglich des verräterischen Charakters dieser Menschen erwies sich als grundlos, zumindest was diesen Fremden anging, denn als der Morgen kam und wir ihm sein „Farina“ zahlen wollten, da zeigte er ein großes Gefühl der Dankbarkeit für das große Vertrauen, das wir in ihn gesetzt hatten. Das öffnete uns den Weg, mit seinen Nachbarn auch zu handeln.

In meinen Verhandlungen mit den Menschen dort, die alle Katholiken waren, fand ich keinen, mit dem ich über Religion hätte reden können. Oft dachte ich darüber nach, was für ein Vorrecht es sein müßte, auch nur einen Christen kennenzulernen, und wie glücklich wäre ich, eine Stunde in einer Versammlung von betenden Christen zu sein oder irgend jemand anderes beten zu hören, außer mir selber. Ich empfand ein solch starkes Verlangen nach einem abgeschiedenen Platz, um meine Seele zu entlasten und meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, daß ich den starken Wunsch hatte, in einen dichten Wald zu kommen, damit ich zumindest in einem gewissen Ausmaß erleichtert würde. Bald darauf öffnete sich eine Gelegenheit.

Mit meiner Bibel in der Hand ging ich aus der Stadt am Strand entlang, bis ich schließlich einen Weg in den dichten Wald fand. Dort ging ich hinein. Hier endlich hatte ich die Freiheit, über alles zu beten, und so hatte ich es noch nie erfahren. Es war wirklich wie der Himmel bei Jesus Christus. Und immer wenn meine Geschäfte es er-

laubten, zog ich mich am Nachmittag irgendwo in diesen Wald zurück. Manchmal stieg ich aus Sorge vor den Reptilien auf einen hohen Baum und setzte mich fest in die Zweige, wo ich überaus schöne Zeiten hatte, um die Bibel zu lesen. Dort sang ich, dort betete ich, und dort lobte ich den Herrn. Seine kostbare Wahrheit war die Freude meiner Seele, aber, so seltsam es klingt, ich konnte immer noch nicht glauben, daß meine Sünden vergeben waren. Aber ich freute mich, daß ich innerlich noch immer von dem Glauben völlig überzeugt war. Immer wenn die Zeit kam, daß ich mich wieder zurückziehen konnte, hatte ich das Gefühl, daß ich diese Zeit unbedingt brauchte, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals ohne einen besonderen Segen von dieser stillen Stunde zurückkehrte. Oh, wie dunkel und traurig war es doch, nach diesen herrlichen Zeiten zurück in die Menschenmenge zu kehren.

Die Katholiken in Brasilien haben zahlreiche Festtage, und sie nennen sie Feiertage oder heilige Tage. Während wir im Hafen von St. Katharina lagen, war einer dieser jährlichen Feiertage. Wir hatten das Vorrecht, die Entrüstung dieser Menschen gegen einen sterblichen Feind zu sehen, nämlich Judas Ischariot, der seinen Herrn verraten hatte. Auf den katholischen Schiffen nahmen die Seeleute eine Puppe und hängten sie auf. Nachdem sie eine Weile gewartet hatten, damit er sterben konnte, ließen sie ihn ins Meer fallen. Dann schlugen sie ihn mit Prügeln, zogen ihn nochmals heraus und warfen ihn wieder ins Meer. Und so ging das fort und fort. Aufhängen, ertränken, schlagen, bis alle ihre entrüsteten Gefühle befriedigt waren. Dann wurde er mit seinem Hals am Ufer festgebunden. Er wurde nicht beerdigt, sondern er wurde Jungen in die Hände gegeben, die ihn auf einen öffentlichen Platz oder irgendwelche Straßen zogen und ihn mit ihren Prügeln und mit Steinen schlugen, bis er völlig zerfetzt war.

Von St. Katharina lichteten wir den Anker und segelten mit der Ladung fort. Als wir in Paraiba ankamen, hörten wir, daß da immer noch großer Hunger bestand. Als die Behörden hörten, daß wir einige unserer Nahrungsmittel den hungernden Armen geben wollten, erlaubten sie ihren Gefangenen herauszukommen, um auch um Nahrung zu bitten. Da es mir nicht erlaubt war, unseren Besitz auf diese Weise herauszugeben, gab ich nur sehr ungern etwas ab. Aber ich empfand es als Vorrecht, diesen Armen zu essen zu geben, die fast verhungerten. Viele waren nahezu nackt. Sie lagen im Hafen, als ob das ihre einzige Hoffnung war, um nicht zu verhungern.

Ich zählte sie nicht, aber ich denke, es waren manchmal 50 Leute, die gleichzeitig kamen. Die Art und Weise, wie sie diese Dinge aßen, die sie von uns bekommen hatten, zeigte, daß sie sehr, sehr hungrig waren.

Ein armer Mann vom Landesinneren kam mit einem völlig erschöpften Pferd, um etwas „Farina“ für seine Familie zu kaufen. Er sagte uns, er wäre mehr als 200 Meilen gekommen. Er erzählte, daß das Volk und das Vieh vor Hunger sterben würde. Das hätte er den ganzen Weg entlang gesehen. Soweit ich mich erinnere, sagte er, daß es mehr als zwei Jahre lang nicht geregnet hatte.

Nachdem wir unsere Ladung abgegeben hatten, erlaubte mir der Präsident, eine weitere Ladung zu importieren, und er gab mir wiederum einen Brief mit der dringenden Bitte an den Präsidenten der Provinz, uns zu erlauben, eine Ladung mit Nahrungsmitteln für Paraiba zu kaufen.

Um diese Zeit kamen die Kapitäne J. und G. Broughton von Marblehead, Massachusetts, in Paraiba an. Das waren die ersten bekennenden Christen, die ich kennenlernte, seit ich die Vereinigten Staaten verlassen hatte. Mit Kapitän G. Broughton hatte ich während der wenigen Tage, die wir uns kannten, sehr schöne Unterhaltungen. Sie waren wirklich erfrischend und erbauend. Von dem Zeitpunkt an, als ich einen Bund mit Gott geschlossen hatte, hatte ich es mir zur Gewohnheit gemacht, meine ganze Zeit vor dem Frühstück im Gebet zu verbringen, die Bibel zu lesen und nachzudenken. Ich habe jetzt gelernt, daß das der beste Weg ist, einen Tag zu beginnen.

Im August 1825 segelten wir von Paraiba auf unsere vierte Reise. Wir fuhren Richtung „Espiritu Santo“ in 20 Grad südlicher Breite. Als wir dort ankamen, hatten wir einige Schwierigkeiten, den Ankerplatz ohne einen Lotsen zu finden. Es ist mir nicht bekannt geworden, warum dieser Platz „die Bucht des Geistes“ heißt, aber ich denke, es war die romantischste und am wildesten ausschauende Bucht, die ich jemals gesehen hatte. Der Wind piffte durch die Klippen und dunkel ausschauenden Plätze der zerklüfteten Berge. Oft kam er so plötzlich, daß wir Sorge hatten, daß unser Anker losreißen würde, bevor die Segel eingerollt waren. Als wir später mit unserem Boot zu der Stadt fuhren und zu dem Regierungssitz des Präsidenten gingen, sahen wir dieselbe wilde Gegend wie vorher. Wir brachten unseren Brief mit der besonderen Bitte an den Präsidenten, aber er lehnte unsere Bitte ab, uns Ladung zu verkaufen, da es entgegen des Gesetzes sei. Es wur-

de mir gesagt, daß er selbst „Farina“ ausführte und sehr glücklich darüber war, daß er gehört hatte, daß Paraiba der beste Markt sei.

Wir segelten von dort weiter Richtung Süden zum St. Franzisko-Fluß. Da wir zur Zeit des Sonnenuntergangs an der Küste entlangfuhren, konnten wir gerade das Land vom Mast aus sehen. Wir richteten unseren Kurs so aus, daß wir auch während der Nacht immer in Sichtweite des Landes waren. Ungefähr um 8.00 Uhr abends sahen wir, wie das Wasser sehr weiß wurde. Zu diesem Zeitpunkt fuhren wir recht schnell unter vollen Segeln. Wir ließen unser Senkblei hinunter, und zu unserer Überraschung war es nur ungefähr 10 Meter tief. Wir drehten sofort vom Land weg und fuhren mit der ganzen Kraft unserer Segel fort. So fuhren wir fast drei Stunden, bevor wir tiefes Wasser fanden. In dieser Zeit waren wir unter äußerster Spannung und hatten Angst, daß unser Schiff auf Grund laufen und von der schäumenden See in Stücke geschlagen würde. Nach unseren Berechnungen vom Morgen waren wir ungefähr 20 Meilen vom Land entfernt, 21 Grad und 30 Minuten südlicher Breite, als wir um 8.00 Uhr abends das erste Mal das weiße Wasser entdeckten. Nirgends auf unserer Karte war dieser gefährliche Platz verzeichnet. Wir waren dem Herrn sehr dankbar, daß er uns aus dieser unvorhergesehenen Gefahr befreit hatte.

Am St. Franzisko-Fluß waren so viele Schiffe, die beladen wurden, daß es uns nicht möglich war, dort Last aufzunehmen. So fuhren wir weiter zum Rio Grande, ungefähr 500 Meilen weiter im Süden. Anstatt der zerklüfteten Berge, die hinter uns lagen, war hier nichts weiter als niedrige Sanddünen, die vom Wind hin und her getragen wurden, so wie Schneeverwehungen in Nordamerika aussehen. Auch das Meer treibt diese Sanddünen unter Wasser in jede Richtung. Es wurde mir der Leuchtturm gezeigt, der auf einer trockenen Sandbank stand, und es wurde mir gesagt, daß diese Sandbank jetzt dort sei, wo früher der Schiffskanal war. Anstelle von Lotsen, die auf die Schiffe gehen, so wie ich es gewohnt war, sahen wir ein großes offenes Schiff, das sich uns näherte. Auf dem Schiff waren Lotsen und andere Leute. Einer dieser Männer hielt eine Fahnenstange, und andere hatten lange klingende Stäbe. Sie forderten uns auf, in einer angemessenen Entfernung hinter ihnen herzufahren. Als sie vorbeifuhren und nach dem tiefsten Wasser fühlten, da nahmen sie die Fahnenstange und steuerten nach rechts oder links oder zeigten, daß wir anhalten sollten. Jedem dieser Hinweise wurde sofort gehorcht, bis sie schließlich den Leuchtturm erreichten. Dort stiegen die Lotsen auf das Schiff und führten es zum Ankerplatz.

Die Stadt Rio Grande liegt, vom Leuchtturm aus gesehen, mehrere Meilen flußaufwärts. Als ich vor wenigen Jahren schon einmal dort war, hatte ein heftiger Sturm den Sand in die Stadt getrieben und wirklich einige Häuser bis zum ersten Stockwerk und andere bis zu den Fenstern des zweiten Stockwerks damit angefüllt, so daß die Einwohner daraus fliehen und wieder neue bauen mußten. Viele bauten weiter als eine Meile entfernt, und dort lebten sie jetzt. Es war sinnlos, den Sand aus ihren Häusern herauszuschaukeln, wenn sie ihn nicht wirklich eine größere Entfernung weit wegbringen konnten. Diese Arbeit hätte mehr Geld gekostet, als ein neues Haus zu bauen. Aus diesem Grund hatten sie einfach die alten Häuser verlassen. Der Sand war so fein, daß er seinen Weg in die Häuser hineinfindet, auch wenn alle Türen und Fenster verschlossen waren. Das konnte ich mehr als einmal erfahren, als ich dort war.

Ich kann mich erinnern, daß ich später einen Bericht von einem englischen Reisenden gelesen habe, der am Ufer des ägyptischen Meeres war und in sein Tagebuch hineinschrieb, wie leicht es doch für Gott gewesen sein müßte, die Prophezeiung in Jesaja 11,15 zu erfüllen. Ich denke, er hat deutlich gesehen, daß ein kräftiger Wind über das Meer sehr bald Sandbänke entlangtreiben kann, ganz ähnlich wie ich das in der oben beschriebenen Stadt gesehen habe. In Rio Grande nahmen wir Ladung auf.

Nach 30 Tagen Fahrt von Rio Grande kamen wir wieder in Paraiba an. Hier holten wir uns wieder wie üblich einen Lotsen vom Kattamaran.

Einer unserer Seeleute, den wir mit Pocken hier zurückgelassen hatten, war bald, nachdem wir Paraiba verlassen hatten, gestorben. Ich hatte ihn in der Obhut des britischen Konsuls gelassen, der mir auch geholfen hatte, meine Geschäfte mit dem Zoll abzuwickeln. Sein Hauptbeamter, ein Brasilianer, hatte sein zweijähriges Kind verloren, das an dem Abend, nachdem ich angekommen war, beerdigt werden sollte. Der Konsul selbst war einer der ersten Trauernden während der Prozession. Er lud mich ein, neben ihm zu laufen. Da ich noch niemals eine solche Zeremonie gesehen hatte, nahm ich die Einladung gerne an. Von ihm konnte ich jetzt eine ganze Menge über Prozessionen und ähnliches lernen, was ich auch gerne wissen wollte. Ungefähr um 8.00 Uhr formten sich zwei Reihen von Menschen auf beiden Seiten der Straße. Wachskerzen wurden angezündet und jedem einzelnen in die Hand gegeben. Die Leiche, die ganz reich angezogen und mit frischen Blumen geschmückt war, wurde in

einen kleinen Korb mit vier Griffen gelegt. Vier kleine Jungen trugen diesen Korb. Der tote Junge sah aus wie ein kleines süßes Kind, das schlief. Die Prozession mit dem Priester, der vor dem Kind die Straße entlangging, und mit zwei langen Reihen von Menschen mit erleuchteten Kerzen auf jeder Seite sah in der dunklen Nacht sehr beeindruckend aus. Der ganze Weg war ungefähr eineinhalb Meilen lang und ging zu einer alten steinernen Kirche oben in der Stadt.

Als wir in die Kirche hineingingen, sah ich, wie einer der Steine auf dem Boden der Kirche emporgehoben wurde, und daneben war ein kleiner Haufen von Knochen und Schmutz. Der Konsul sagte mir, daß dort das Kind hineingelegt werden sollte. Das Kind wurde beim Altar abgesetzt. Der Priester sprach einige wenige Momente, dann sprengelte er über das Kind etwas, das sie „ein heiliges Wasser“ nannten. Einiges von diesem Wasser fiel durch Zufall oder auch beabsichtigt über einige von uns, die dort standen. Nachdem dieser Teil der Zeremonie erledigt war, drehten alle außer dem Kind mit der Prozession wieder um. Herr Harden, der Konsul, erzählte mir bei unserer Umkehr, wie das Kind schließlich begraben würde.

Nachdem wir unsere Ladung in Paraiba gelöscht hatten, brachten wir unser Geld in Verstecken unter und nähten es in Häuten ein und segelten nach New York. Nach einer guten und erfolgreichen Fahrt von ungefähr 30 Tagen, mit Ausnahme von kalten, eisigen Stürmen an der Küste, erreichten wir Ende März 1826 den Bereich nahe der Stadt New York. Da wir keine Krankheit an Bord hatten, wurde es uns erlaubt, am Sonntag an Land zu gehen, um uns den Gottesdienst der niederländischen reformierten Kirche anzuhören. Das war die erste religiöse Versammlung, der ich beiwohnte, seit ich mich entschlossen hatte, Gott zu dienen, und es machte mir sehr viel Freude. Es schien mir einfach gut zu sein, dort zu sein. In wenigen Tagen wurden wir aus der Quarantäne entlassen, und ich war glücklich, meinen Freund und meine Schwester in New York zu treffen. Die Quarantäne war eine Zone auf dem Meer nahe bei New York, wo wir mit dem Schiff einige Zeit warten mußten.

Mein Bruder F. ging statt meiner an Bord der Empress, um nach Südamerika zu segeln, und ich fuhr heim nach Fairhaven, um wieder bei meiner Familie zu sein und mit meinen Freunden zusammen zu sein, nachdem ich wiederum 20 Monate weg gewesen war.

Eine meiner alten Bekannten kam, um mich willkommen zu heißen, und fragte äußerst freundlich, seit wann ich denn eine Hoffnung

hätte oder seit wann ich mich bekehrt hätte. Ich antwortete, daß das noch nicht geschehen sei. Sie war eine gute Christin und schien sehr enttäuscht über meine Antwort zu sein. Meine Frau hatte vorher schon versucht, mich zu ermutigen zu glauben, daß Gott mir um Christi Willen vergeben hätte. Ich bat sie, mich in einer solch wichtigen Sache nicht zu täuschen. Sie sagte, daß sie mich nicht täuschen wollte, aber daß sie von meinen Briefen und auch von meinem Tagebuch während meiner Abwesenheit den Eindruck gewonnen hätte, daß ich, wenn sie bekehrt wäre, es erst recht sei. Ich antwortete, daß ich erst völlig von meiner Bekehrung überzeugt sein wollte, bevor ich mich darüber freuen würde.

Ich hatte mich fest entschlossen, daß ich zu Hause einen Altar errichten würde, sobald ich zurückgekehrt wäre. Satan versuchte mit aller Macht, mich auf verschiedene Weise davon abzuhalten, aber ich war entschlossen, damit anzufangen, wenn wir unser erstes Frühstück einnahmen. Zu diesem Zeitpunkt kam einer meiner früheren Freunde, der sehr viel gegen eine Erfahrungsreligion hatte, zu Besuch. Zunächst fühlte ich mich seltsam, aber mein Gewissen und meine Pflicht behielten die Oberhand. Ich öffnete die Bibel und las ein Kapitel, dann kniete ich mit der Familie nieder und übergab uns selbst und unseren Freund dem Herrn. Er schaute sehr nüchtern und zog sich bald zurück. Nach diesem Sieg kann ich mich nicht erinnern, daß ich jemals wieder irgendein Hindernis hatte. Ich denke, wenn ich hier nachgegeben hätte, dann hätte ich es viel schwerer gehabt, in gleicher Weise ein anderes Mal zu beten.

Ich hatte jetzt das Vorrecht, an religiösen Versammlungen teilzunehmen, christliche Freunde zu haben und auch jede Woche ein Gebetstreffen in meinem eigenen Heim zu haben. Der Älteste H., ein Prediger der Kongregationalisten, der ein besonderer Freund meiner Eltern war, lud mich ein, ein besonders interessantes religiöses Erweckungstreffen ungefähr 20 Meilen entfernt in Taunton zu besuchen. Nachdem ich ihm meine vergangene Erfahrung erzählt hatte und mich Taunton näherte, bat ich den Ältesten H., mich nicht einzuladen, auf diesem Treffen zu sprechen, denn darin hatte ich noch keine Erfahrung. Dieser Abend, den ich besuchte, war für Neubekehrte und für diejenigen, die sich der Sünde überführt fühlten. Der Prediger dieser Kirche und Ältester H. fragten nach den Gedanken der einzelnen Menschen und baten auch die Neubekehrten zu erzählen, was der Herr für sie getan hatte. Da es das erste Treffen dieser Art war, das ich erlebte, hörte ich mit äußerstem Interesse und größter Aufmerksamkeit zu, um genau mitzubekommen, wie diese Men-

schen in einer so kurzen Zeit bekehrt worden waren. Die einfache Geschichte, was der Herr für sie getan hatte, als sie sich der Sünde überführt sahen und von dem Gewicht der Schuld und der Scham niedergedrückt waren, und wie sie dann mit ihrer ganzen Last zum Herrn gingen, ihre Sünden bekannten und befreit wurden — manche im stillen Gebet, manche in einer Versammlung, andere zu Hause —, wie Gott ihren aufgewühlten Seelen Frieden gegeben hat und was für verschiedene Gefühle sie hatten, wenn ihre Lasten sie verließen, all das schien mir völlig klar zu sein. Da waren so viele Ähnlichkeiten zu meiner Erfahrung, daß ich mir sagte: Das ist das Wirken des Heiligen Geistes durch den Heiland Jesus Christus.

Während ich den Zeugnissen zuhörte, erschien es mir, daß ich diese Sprache verstand, und ich begann nachzudenken und fragte mich: Ist das Bekehrung von Sünde? Ist es das wirklich? Dann habe ich das gleiche auch erfahren: „Mein Herz brennt in mir.“

Oh, wie sehr wünschte ich doch, daß der Älteste H. mich auch rufen würde, daß ich sprechen sollte, daß ich auch erzählen könnte, was der Herr für mich getan hatte!

Ungefähr 18 Monate lang war ich nicht bereit gewesen, zu glauben, daß der Herr meine Sünden vergeben hatte. Ich hatte nach irgendeinem Beweis gesucht; ich hatte danach gesucht, daß seine Macht offenbar würde (ich wußte überhaupt nicht, wie das geschehen sollte). Ich wollte, daß er es mir so klar machte, daß ich überhaupt keinen Zweifel mehr haben konnte. Meine eingeschränkte Sichtweise von Bekehrung und mein riesiges Verlangen, in dieser Sache nicht getäuscht zu werden, veranlaßten mich, die einfache Art und Weise zu übersehen, wie Gott herniederkommt, um den schuldigen, bittenden Sündern zu vergeben.

Nach dem Ende dieser Versammlung war meine Zunge völlig bereit, Gott für das, was er in den vergangenen Monaten für mich getan hatte, zu preisen. Von dieser Zeit an waren alle Zweifel und alle Finsternis in Hinsicht auf meine Bekehrung und meine Annahme bei Gott weg, wie der Morgenreif in der Sonne dahinschmilzt, und Friede wie ein Fluß beherrschte Wochen und Monate lang mein Herz und mein Gemüt. Ich konnte jetzt von der Hoffnung erzählen, die in mir war, und ich konnte mit den Aposteln sagen: „Wir wissen, daß wir vom Tod ins Leben durchgedrungen sind, denn wir lieben unsere Brüder.“ „Alte Dinge sind vergangen; siehe, alles ist neu geworden.“ (1. Johannes 3,14; 2. Korinther 5,17.)

Kapitel 17

Ein Mäßigkeitsschiff

Im Frühjahr 1827 fand in Fairhaven eine Erweckungsbewegung statt, ganz besonders in der Christlichen Kirche. Zu dieser Zeit waren meine eigenen Gedanken sehr damit beschäftigt, mich mit einer christlichen Glaubensrichtung zu verbinden. Meine Ehefrau war schon mehrere Jahre ein Glied der Christlichen Kirche gewesen, schon vor unserer Hochzeit. Nach unserer Hochzeit war ich mit meiner Frau, wenn ich zu Hause war, dorthin gegangen und hatte auf diese Weise etwas ihr Verständnis der Bibel kennengelernt. Sie nahm die Bibel als ihre einzige Lebensregel für den Glauben und legte alle eigenen Vorstellungen zur Seite.

Meine Eltern waren schon seit langer Zeit Glieder in einer der Kongregationalisten-Kirchen. Alle ihre bekehrten Kinder waren auch in dieser Kirche, und sie hofften sehr, daß wir uns mit ihnen verbinden würden. Aber sie hatten einige Punkte in ihrem Glauben, die ich nicht verstehen konnte. Ich möchte nur zwei nennen: ihre Art und Weise der Taufe und ihre Lehre über die Dreieinigkeit. Mein Vater, der ein Diakon in dieser Kirche war, bemühte sich, mich zu überzeugen, daß ihre Lehren in diesen Punkten richtig seien. Ich sagte ihnen, daß es mir Schwierigkeiten bereitete, was sie über die Taufe dachten. Er sagte: „Ich ließ dich taufen, als du ein kleines Kind warst.“ Ich antwortete, daß das nach seinem Glauben schon sein könnte. Aber die Bibel sagt uns, daß wir erst glauben müßten und dann getauft würden (Markus 16,16; 1. Petrus 3,21). Ich war ja noch ein Kind und war zu diesem Zeitpunkt unfähig gewesen zu glauben. Was die Dreieinigkeit anging, sagte ich, daß es für mich unmöglich sei, zu glauben, daß der Herr Jesus Christus, der Sohn des Vaters, und der allmächtige Gott, der Vater, das gleiche Wesen seien. Ich sagte zu meinem Vater: „Wenn du mich überzeugen kannst, daß wir insofern eins sind, als du mein Vater bist und ich dein Sohn und auch ich dein Vater und du mein Sohn, dann kann ich an die Dreieinigkeit glauben.“

Unsere Auseinandersetzung in dieser Sache führte mich dazu, äußerst ernsthaft darüber zu beten, ganz besonders was die Taufe anging. Nachdem ich das getan hatte, öffnete ich die Bibel und hatte den 27. Psalm aufgeschlagen. Als ich den letzten Vers gelesen hatte, sagte ich: „Herr, ich will! Wenn ich auf dich warte nach deinem Wort, dann muß ich untergetaucht werden, begraben mit Christus in der Taufe.“ (Kolosser 2,12.) Der Herr stärkte mein Herz und machte mich in diesem Moment frei, daß ich meine Pflicht wirklich völlig klar sehen konnte. Seine Verheißung war süß und mächtig. Wenige Tage später wurde ich untergetaucht und verband mich mit der Christlichen Kirche.

Als wir nach der Taufe unsere Kleider wechselten, bat ich Ältesten M., der mich getauft hatte, mir zu helfen, eine Mäßigkeitsgesellschaft zu gründen. Da meine Gedanken jetzt wieder frei waren, fühlte ich mich sehr beeindruckt, meine Energien mit den anderer zu verbinden, um die ausufernden Bosheiten und Unmäßigkeiten, wenn es irgendwie möglich wäre, einzudämmen. Seit ich aufgehört hatte, starke Getränke zu trinken, war es mir klar, daß das einer der wichtigsten Schritte gewesen war, die ich jemals unternommen hatte. Aus diesem Grunde wollte ich denselben Segen auch für andere, die um mich herum lebten, haben. Ältester M. war die erste Person, die ich fragte, mir hierbei zu helfen. Da er nicht mit mir arbeitete, ging ich alleine voran und gab eine Schrift für andere Teilnehmer heraus. Ältester G., ein Prediger der Kongregationsgemeinde, seine zwei Diakone und einige Menschen von anderen Gruppierungen schrieben sich gerne in die Liste ein. So waren wir 12 oder 13 und gründeten die „Fairhaven-Mäßigkeitsgesellschaft“.

Die meisten unserer Mitglieder waren Kapitäne gewesen und hatten viele von den schlechten Einflüssen gesehen, die der Alkohol zu Hause und unterwegs bewirkt. Aus diesem Grunde schienen sie eher bereit zu sein, ihren Namen und ihren Einfluß herzugeben, um dieses Monster zu bändigen. Ältester G. rief aus: „Kapitän Bates, genau das habe ich mir gewünscht!“ Ein Treffen wurde organisiert, und wir wählten Steven Merihew zum Präsidenten und Herr Charles Drew zum Sekretär. Als wir über die Satzung diskutierten, stimmten wir darüber ab, daß wir uns selbst völlig jedes alkoholischen Getränkes enthalten wollten. Da es hierfür kein Beispiel gab, bestimmten wir, daß Rum, Gin, Brandy und Whisky als starke Getränke gelten würden. Wein, Bier und Apfelwein waren so allgemein als Getränk im Gebrauch, daß die Mehrheit unserer Mitglieder zu diesem Zeitpunkt nicht bereit war, sie auf die Liste zu schreiben. Einige unserer Mit-

glieder, die Minderheit, fragten sich, ob es überhaupt möglich wäre, eine Satzung zu haben, wenn wir nicht alle alkoholischen Getränke darauf schreiben würden. Eines unserer Mitglieder, das immer sehr viel für seine besuchenden Freunde tat, sagte: „Herr Präsident, was soll ich denn tun, wenn meine Freunde von Boston kommen?“ „Mache es so wie ich, Kapitän S.“, sagte ein anderer. „Ich habe meinen Freunden schon seit zehn Jahren in meinem Haus keinen Alkohol mehr angeboten.“ „Das stimmt nicht“, sagte der Präsident. „Es sind 20 Jahre!“ Das sagte er bestimmt deshalb, weil dieser Mann mit der Gewohnheit, seinen Freunden Alkohol anzubieten, aufgehört hatte, bevor andere überhaupt dazu bereit waren.

Wir erkundigten uns, ob es bis dahin irgendwo anders solche Mäßigkeitsgesellschaften schon gab. Wir erfuhren, daß einige wenige in Boston kürzlich übereingekommen waren, sich Fässer zu kaufen und ihren Alkohol zu Hause zu trinken, anstatt kleine Mengen in den Läden zu kaufen. Diese Verbindung wurde die „Faß-Gesellschaft“ genannt.

Wenn es irgendwie eine Mäßigkeitsgesellschaft vor der einen in Fairhaven gegeben hatte, dann jedenfalls kannten wir sie nicht. Kurze Zeit, nachdem wir unsere Organisation gegründet hatten, wurde von einem der unseren berichtet, daß er unsere Vereinbarung gebrochen hätte. Er leugnete es ab. „Aber du warst doch betrunken“, sagten wir. Er sagte, daß er nichts anderes außer Apfelwein getrunken hätte und daß das doch erlaubt sei. (Es wurde uns berichtet, daß seine Frau gesagt hatte, es wäre ihr viel lieber, er würde Brandy trinken, denn wenn er von Apfelwein betrunken wäre, dann wäre er schrecklich.) Während wir mit diesem Mann sprachen, erklärte er immer wieder, daß er das Gesetz unserer Vereinigung nicht durchbrochen hätte. Aber es war offensichtlich, daß er den Geist unserer Vereinigung und den Gedanken der Vereinigung verletzt hatte. Er war nicht bereit, das zuzugeben, und er versprach auch nicht, sich zu bessern. Aus dem Grund wurde er ausgeschlossen.

Unsere Vereinigung sah jetzt die Notwendigkeit gekommen, ihre Satzung zu verbessern, indem sie die Worte „hartes Getränk“ ersetzte durch „jegliches berauschendes Getränk oder irgend etwas, das dies unterstützt“. Aus dieser Reform ergab sich schließlich, daß sämtliche berauschenden Getränke ausgeschlossen wurden, außer für den medizinischen Gebrauch. Diese Reform führte dazu, daß wir die „Tee-Totalers“ genannt wurden.

Vor dieser Tatsache wurde unsere Mäßigkeitsvereinigung überaus bekannt. Unser Vereinigungshaus war immer wieder von Leuten aller Klassen überfüllt, die Vorträge zu dem Thema hören wollten, und sowohl Männer als auch Frauen kamen in großer Menge und schlossen sich der Mäßigkeitsgesellschaft an. Es kamen auch viele Bürger von New Bedford und schlossen sich an. Es dauerte nicht lange, bis auch dort und in anderen Städten ähnliche Gesellschaften gegründet wurden. Bald wurden Vorbereitungen getroffen, um eine „Bristol-County-Mäßigkeitsgesellschaft“ zu organisieren, und schließlich wurde eine „Staatsmäßigkeitgesellschaft“ gegründet. Mäßigkeitsschriften, Vorträge usw. wurden mehr und mehr über das ganze Land verbreitet, und schließlich kam auch der Widerstand, wie das Meer sich erhebt. Das führte dazu, daß die Mäßigkeitsbewegung etwas abflaute. Dann kam die „Kaltwasserarmee“ von kleinen Kindern mit vier Jahren und älter, die ganz einfache Lieder sangen, um das Wasser, das reine kalte Wasser, zu loben. Kein Getränk war so gut wie unvermishtes kaltes Wasser.

Ihre einfachen aufrüttelnden Ansprachen, ganz besonders wenn sie in Treffen zusammen waren, schien die ganze Bewegung nochmals anzustacheln und führte die Eltern dazu, sich völlig aller be rauschenden Getränke zu enthalten. Als ich kürzlich meine Unterlagen nochmals durchschaute, sah ich in dem Buch Namen von fast 300 Kindern, die zu unserer „Kaltwasserarmee“ in Fairhaven gehörten.

Mitten in unseren Mäßigkeitsarbeiten kam mein Bruder aus Südamerika auf der „Empress“ an. Bald wurde sie wieder beladen und fuhr unter meiner Führung nach Südamerika. Wir segelten am Morgen des 9. August 1827 von New Bedford los. Es fiel mir jetzt außerordentlich schwer, meine Familie und Freunde zu verlassen, viel mehr als jemals zuvor.

Unser Lotsenschiff verließ uns, und wir hatten eine starke Brise, die uns schnell für eine lange Reise auf den wilden Ozean führte. Wie gewöhnlich waren unsere Anker weggepackt und für den Fall eines Sturmes alles an einem sicheren Platz verwahrt. Als die Nacht anbrach, ungefähr 50 Meilen entfernt, mußten alle auf Deck kommen. Alle waren Fremde für mich, da sie am Tag zuvor von Boston gekommen waren. Ich las aus den Schiffspapieren die Namen und ihre Bereitschaft vor, diese Reise durchzuführen. Dann bat ich um ihre Aufmerksamkeit, während ich die Regeln darstellte, die ich während unserer Reise an Bord beachtet haben wollte.

Ich sagte, wie wichtig es sei, freundliche Gefühle füreinander zu hegen, während wir allein auf dem Ozean wären. Ich erzählte auch, daß ich oft bittere Gefühle gesehen hatte und wie Haß an Bord entstanden sei, wenn man sich gegenseitig nicht mit dem richtigen Namen nannte. So sagte ich: „Hier ist zum Beispiel William Jones; nun seid euch darüber klar, daß wir ihn, während wir diese Reise machen, alle William nennen werden. Hier ist John Robinson; nennt ihn John. Hier ist James Stabs; nennt ihn James. Wir werden es nicht erlauben, daß irgend jemand mit einem anderen Namen genannt wird.“ Genauso las ich die Namen von den ersten und zweiten Matrosen vor und bat sie, sich immer höflich gegeneinander zu verhalten. Sie sollten sich auch bei ihrem normalen Namen nennen. Wenn sie von anderen anders genannt würden, bat ich sie, es mir zu sagen. Eine weitere Regel besagte, daß es nicht erlaubt war, während der Reise zu fluchen. William Dunn sagte: „Ich hatte immer das Recht, das zu tun, Sir.“ „Gut“, antwortete ich. „Aber hier dürfen Sie es nicht.“ Und ich nannte das dritte Gebot und versuchte, ihm zu zeigen, wie schlecht es war, zu fluchen. Darauf sagte er: „Ich kann es nicht, Sir!“ Ich erwiderte: „Dann werde ich dir helfen.“ Er dachte darüber nach, und dann sagte er: „Wenn ich in der Nacht bei schlechtem Wetter herausgerufen werde, um die Segel zu hissen, und nichts klappt, dann fluche ich, bevor ich denken kann.“

Darauf sagte ich zu ihm: „Wenn du das hier tust, dann werde ich dir schon zeigen, was ich dir dann tun werde; ich werde dich rufen, dich nach unten schicken und die anderen Matrosen bitten, deine Pflicht für dich zu tun.“ Dunn sah, daß ihn das dermaßen entwürdigte, und deshalb sagte er: „Ich werde es versuchen, Sir.“

Eine weitere Regel an Bord bestand darin, daß am Sonntag keine Kleider gewaschen oder gestopft werden sollten.

Ich sagte der Mannschaft: „Ich habe eine ganze Reihe Bücher und Broschüren dabei, die ihr jeden Sonntag haben könnt. Ich werde mich auch bemühen, euch zu helfen, daß ihr den Tag des Herrn heilig haltet. Ihr werdet jeden Samstag nachmittag freihaben, eure Kleider zu waschen und eure Kleider zu stopfen, sowohl auf dem Meer als auch im Hafen. Ich erwarte, daß ihr jeden Sonntag morgen mit sauberen Kleidern erscheint. Wenn wir im Hafen ankommen, könnt ihr am selben Samstag nachmittag an Land gehen und euch das Land anschauen. Ihr könnt dort machen, was ihr wollt, wenn ihr nüchtern an Bord zurückkommt. Denn wir werden den Sabbat [gemeint ist der Sonntag] an Bord im Hafen verbringen und wir werden keine Freiheiten am Sonntag an Land haben.

Wiederum bemerkte Dunn: „Das ist doch aber das Vorrecht der Seeleute, und es war mir immer erlaubt, am Sonntag an Land zu gehen.“ „Das weiß ich wohl“, sagte ich und unterbrach ihn. „Ich kann dir aber dieses Vorrecht nicht geben.“ Dann versuchte ich, ihm zu zeigen, wie schlimm es war, das Gesetz Gottes zu brechen und wieviel besser es ihnen doch gehen würde, wenn sie sich mit Lesen erfreuen und versuchen würden, ihre Gedanken zu schulen, als wenn sie sich mit den ganzen Bosheiten der Seeleute beschäftigen würden, während sie in fremden Häfen an Land seien.

„Was ich euch auch noch sagen will, ist, daß wir keinen Alkohol an Bord haben oder irgendwelche berauschenden Getränke.“ „Da bin ich froh!“, sagte John R. Das war wahrscheinlich die erste Reise, die er jemals ohne diese Getränke gemacht hatte. Ich sagte: „Wir haben eine Flasche mit Brandy und auch eine Flasche mit Gin in der Medizinkiste. Das werde ich euch geben, genauso wie jede andere Medizin, wenn ich denke, daß ihr sie braucht. Das ist aller Alkohol, den wir an Bord haben. Und das ist auch alles, was ich jemals an Bord dieses Schiffes während unserer Reise zu haben beabsichtige. Und ich verbiete vollständig, daß ihr irgendein alkoholisches Getränk an Bord bringt, wenn ihr in irgendeinem der fremden Häfen die Gelegenheit habt, an Land zu gehen. Am liebsten würde ich euch überzeugen, daß ihr auch nicht trinkt, wenn ihr an Land seid. Wenn ihr zur Pflicht gerufen werdet, während ihr Bereitschaft habt, erwarte ich, daß ihr schnell und freundlich kommt, und ihr könnt euch bald zurückziehen, sobald eure Arbeit getan ist.“

Wenn ihr euch an diese Regeln haltet, wenn ihr euch wie Männer verhaltet, dann werdet ihr sehr freundlich behandelt werden, und wir werden eine gute Reise zusammen haben.“ Dann kniete ich mich hin, übergab uns selbst dem großen Gott, der mit seiner Gnade über all unseren Händen war, um uns zu schützen und uns auf unserem Weg durch den Ozean zu unserem Ziel zu führen.

Am nächsten Morgen wurden alle außer dem Mann am Steuerrad eingeladen, um am Morgengebet teilzunehmen. Wir sagten den Seeleuten, daß das morgens und abends unsere Regel wäre. Und wir sagten auch, daß wir uns freuen würden, wenn sie alle mitmachen würden, und daß wir mit ihnen und für sie beten wollten.

Um die Mannschaft zu ermutigen, zu lesen und ihre Gedanken zu schulen, schlugen wir vor, zweimal pro Woche ein Papier herauszugeben. Das sollte während der Reise Dienstag und Freitag morgen

sein. Bevor wir abgesegelt waren, hatte ich eine ganze Reihe Bücher vorbereitet. Ich hatte die neuesten Zeitungen und auch die letzten Ausgaben von interessanten religiösen Zeitschriften gesammelt. Diese waren zum Beispiel „Zions Herald“. Wir gaben die erste Nummer heraus und baten um die Rückgabe dieser Nummer, bevor wir die nächste herausgaben. Und so kam immer neues Lesematerial unter die Seeleute. Diese neue Idee von halbwöchigen Informationsblättern auf See interessierte die Mannschaft überaus. Als die erste Nummer herauskam und sie sie lasen, schienen sie sehr angesprochen zu sein, und während der gesamten Reise waren sie interessiert. Am Vormittag ging ich öfter an der Morgenwache vorbei, wobei ich unbeobachtet war, und hörte zu, wie sie sich laut dieses Papier vorlasen und wie sie ihre Bemerkungen dazu machten.

Wenn am Sonntag das Wetter günstig war, hatten wir einen religiösen Gottesdienst an Deck. Ansonsten versammelten wir uns in der Kabine und lasen eine ausgewählte Predigt oder aus der Bibel. Wenn wir im Hafen waren, war die Aufmerksamkeit nicht so groß wie auf dem Meer. Manchmal schien es ihnen doch sehr schwerzufallen, nicht mit den Schiffsleuten anderer Schiffe an Land gehen zu dürfen. Aber wir hatten Frieden und Ruhe an Bord, während auf den anderen Schiffen Aufruhr und Betrunkene herrschte. Nach wenigen Wochen schon war es schön zu sehen, wie sie von unserer kleinen Bibliothek am Sonntag morgen ihre Bücher auswählten und sie lasen. Sie lasen auch die Bibel, um ihre Gedanken zu schulen. Es war so anders, als es früher an Bord von Schiffen war. Sie waren auch freundlich und gehorchten gerne, wenn sie gerufen wurden. Und so ging es voran. Nach 47 Tagen erreichten wir sicher Paraiba an der Ostküste von Südamerika. Von dort setzten wir unsere Reise nach Bahia (das ist San Salvador) fort, wo wir am 5. Oktober ankamen. Da wir unsere Ladung dort nicht verkaufen konnten, fuhren wir weiter nach St. Katharina.

Bevor wir in Bahia ankamen, wurden wir von einigen Piraten beschossen. Der Kapitän dachte, wir hätten Gewehre und Pulver an Bord für die Feinde, die Brasilianer. Da sie aber sahen, daß das nicht der Fall war, ließen sie uns wieder frei.

Kapitel 18

Piraten

Nachdem wir in St. Katharina angekommen waren, verkauften wir unsere Ladung und beluden das Schiff wieder mit Reis und Farina und segelten nach Rio de Janeiro. Mehrere Tage, nachdem wir St. Katharina verlassen hatten, entdeckten wir früh am Morgen in der Ferne ein seltsames Segel. Es bewegte sich auf uns. Sehr bald begannen sie auf uns zu schießen. Aber wir kümmerten uns nicht um sie und fuhren auf unserem Kurs unter leichter Brise weiter. Den Zuckerhut und andere hohe Berge beim Hafen von Rio de Janeiro konnte man jetzt in der Ferne sehen, sie waren ungefähr 80 Meilen von uns entfernt. Wir sahen, daß dieses seltsame Segelschiff sehr schnell näher kam, und mit Hilfe eines Fernglases entdeckten wir, daß sie mit langen Rudern voranzogen und immer wieder auf uns feuerten. Wir hißten die amerikanische Flagge und entdeckten bald, daß es ein Schiff war mit der Flagge von Buenos Aires. Wir hatten acht Passagiere an Bord, sechs von ihnen waren brasilianische Handelsleute, die nach Rio de Janeiro wollten, um ihre Waren zu vermehren. Sie waren überaus aufgeregt, als sie hörten, daß sich ein Feind näherte. Ich sagte ihnen: „Wenn Sie wollen, dann werde ich alle Segel spannen, und sofern der Wind stärker wird, werden wir ihnen davonfahren. Wenn er aber nicht stärker wird, dann werden sie über uns kommen, und das wird Probleme bringen. Ich habe keine Angst vor ihnen, während wir unter amerikanischer Flagge fahren. Aber wenn wir sie herankommen lassen, dann werden sie aufhören, auf uns zu schießen, und werden uns freundlicher behandeln. Sie können wählen, was ich tun soll.“ Sehr bald entschieden sie sich, daß wir sie besser an uns herankommen lassen sollten. Und so taten wir es auch und warteten ruhig auf die Annäherung des Feindes.

Innerhalb einer Stunde kamen sie sehr nahe und riefen: „Schiff ahoi! Hallo! Lassen Sie Ihr Boot herunter und kommen Sie sofort herüber!“ „Ja, Sir.“ Wiederum schrien sie: „Kommen Sie herüber, Sir, und bringen Sie Ihre Papiere mit!“ „Ja, Sir.“ Ich befahl dem zweiten Matrosen, das Schiff zu übernehmen, während wir neben

diesem Freibeuterschiff lagen. Als wir an Deck kamen, kamen zwei übelaussehende Männer mit der Pistole in der Hand auf mich zu, und der Kapitän stand in der Kabine und sagte: „Warum haben Sie nicht gehalten, Sir, als wir auf sie geschossen haben? Ich hätte gute Lust, sie auf der Stelle zu erschießen.“ Und sofort kam eine ganze Reihe gotteslästerlicher Flüche. Ich antwortete: „Ich bin in ihrer Hand, Sir. Sie können tun, was Sie wollen.“ Und dann fügte ich hinzu: „Ich habe mein Schiff gehalten, sobald ich sah, wer Sie waren.“ Dabei zeigte ich auf die Fahne. „Das ist eine amerikanische Flagge, und ich hoffe, daß Sie das respektieren.“ Wiederum äußerte er eine Reihe von Flüchen und drohte, daß er mein Schiff versenken würde; dann schrie er: „Gehen Sie weg hier, Sir!“ Dann nahm er meine Papiere. Als ich zurückging, sah ich, daß meine ganze Mannschaft bei mir war, und ich sagte: „Herr Bowne, warum sind Sie nicht an Bord geblieben?“

„Sir, sie haben uns befohlen, daß wir alle hinter Ihnen hergehen, und sie haben eine eigene Mannschaft an Bord gebracht. Dort fahren sie an Bord der ‚Empress‘.“ Dann fragte der Führer dieser Freibeuter: „Kapitän, was haben Sie als Ladung?“ „Reis und Farina“, war meine Antwort. „Habt ihr auch Munition für die Feinde unter eurem Farina?“ „Nein, Sir; so etwas haben wir nicht mit. Sie haben meine Papiere und Rechnungen, was die Ladung angeht.“ Er sagte, er wüßte sehr gut, daß ich die Brasilianer unterstütze und er würde mich als Preis nach Montevideo mitnehmen. Darauf sagte ich: „Wenn Sie das tun, werde ich dort Freunde haben.“ „Warum?“, sagte er. „Sind Sie schon einmal dort gewesen?“ „Ja“, antwortete ich. Darauf sagte er: „Ich werde Ihr Schiff anzünden und es auf den Boden des Meeres versenken.“

Dann kam seine Mannschaft mit unserem Schiff an die Seite, um die Beute zu nehmen. Darauf sagte ich: „Kapitän, wollen Sie unser Schiff plündern?“ „Ja“, antwortete er. „Ich habe diesen Männern versprochen, daß sie plündern dürften, wenn sie euch einholen und dieses Schiff ergreifen würden.“ Als ich mich wehrte, wurde er nur um so böser und fluchte und schwor, was er alles mit uns tun würde. Meine Papiere und Briefe wurden dann auf dem Deck ausgebreitet. Ich fragte ihn, was er mit meinen privaten Papieren und Briefen wollte. Darauf antwortete er, er wolle die Briefe finden, die ich mit den Feinden, nämlich den Brasilianern, geschrieben hätte. Darauf sagte ich: „Sie haben die Briefe meiner Frau von den Vereinigten Staaten.“ Darauf sagte er: „Die können Sie haben und auch ihren privaten Besitz.“ Wiederum brachten sie Beute herüber, und ich sagte: „Ihre

Männer haben gerade mein Fernglas eingesteckt, kann ich es bitte haben?“ „Nein“, sagte er. „Ich habe es ihnen erlaubt, zu erbeuten, wenn sie euch einholen, und ich kann sie nicht davon zurückhalten.“ Als er die Rechnung sah, fragte er plötzlich: „Wo ist euer Geld?“ Ich antwortete: „Sie haben meine Papiere und die Rechnungen der Ladung. Wenn Sie irgendwelches Geld finden, nehmen Sie es.“ Darauf befahl er seinen Offizieren, das Schiff sorgfältig zu durchsuchen. Da sie nichts fanden, sagten sie dem Steward, daß sie ihn aufhängen würden, wenn er nicht sagen würde, wo das Geld des Kapitäns war. Er sagte, daß er nichts von irgendwelchem Geld wüßte. Unser Geld hatten wir in Form von Silbermünzen. Niemand wußte, wo es war, außer mir selber. Ich hatte es in Taschen verborgen, wo ich wenig Angst davor hatte, daß irgendwelche Piraten es finden würden. Dieser Kapitän war ein Engländer mit einer vermischten, wild ausschauenden Mannschaft, die zu jeder mörderischen Tätigkeit bereit war. Zwei- oder dreimal fuhren sie mit ihrem Schiff so nahe an uns heran, daß ich Angst hatte, sie würden ein Schiff zerstören. Da ich sagte, sie sollten vorsichtig sein, fing er wieder an, auf übelste Weise gegen mich zu schimpfen. Nach ungefähr einer Stunde beruhigte er sich ein wenig und lud mich ein, in die Kabine zu kommen, um mit ihm ein Glas Grog zu trinken. „Nein danke, Sir“, antwortete ich. „Ich trinke überhaupt nichts.“

Aber er trank, und so ging er für einige Momente unter Deck, um von diesem tödlichen Getränk zu trinken. Kurz bevor er wieder heraufkam, sagte ich zu den brasilianischen Handelsleuten: „Sagt bloß nichts zu mir über euer Geld; verbergt es, so gut ihr irgendwie könnt. Ich werde ohne Zweifel danach gefragt werden, und wenn ich nichts darüber weiß, kann ich auch nichts sagen.“ Sie gaben ihre Golduhren den Seeleuten, die sie verbargen. Später erzählten sie mir, daß sie einen großen Teil ihrer Golddukaten in die Töpfe des Kochs hingeworfen hatten, wo das Rind- und Schweinefleisch in Salzwasser für das Abendessen kochte. Diese Handelsleute hatten viele Sommerkleider dabei, die die gierigen Freibeuter an sich rissen. Sie ließen ihnen nur noch ihre Hemden und Schlafanzüge.

Nach einer Weile war die unersättliche Mannschaft, die unser Schiff nach Geld durchsuchte, hungrig, und sie ergriffen das Rind- und Schweinefleisch, das gerade kochte. Eine gnädige Vorsehung muß sie davon zurückgehalten haben, daß sie den goldenen Schatz am Grund des Topfes entdeckten. Wenn sie es nämlich entdeckt hätten, hätten sie sicherlich gedacht, daß es davon an anderen Plätzen noch wesentlich mehr gab, und ganz sicher wären einige

von uns aufgehängt oder erschossen worden, bevor die Suche beendet worden wäre.

Während dieser schrecklichen Zeit von sieben bis acht Stunden, von 11.00 Uhr morgens bis zum Sonnenuntergang, wurden meine Mannschaft und ich selber an Deck zusammengedrängt und bekamen nichts zu essen. Dort standen wir, als spät am Nachmittag die brasilianischen Handelsleute an Bord gebracht wurden. Sie wurden als Kriegsgefangene betrachtet. Diese armen Menschen sahen äußerst bemitleidenswert aus. Die Aussicht für sie schien äußerst dunkel und zweifelhaft zu sein. Ich hatte sie nach unserer Abfahrt von St. Katharina untereinander über unsere Gebete am Morgen und Abend reden hören. Sie dachten, es wäre keine Gefahr und sie hätten eine sichere Reise nach Rio de Janeiro. Jetzt wurde ihr Glaube geprüft. Da standen sie. Ihre Augen hatten sie auf den Kapitän des Piratenschiffes gerichtet und auf unsere kleine Gruppe.

Kurz vor Sonnenuntergang rief der Kapitän alle seine Leute von der „Empress“. Als unser Boot mit ihnen zurückkam, sagte er zu mir: „Sie können jetzt Ihre Papiere nehmen und auch Ihr Boot und auf Ihr Schiff zurückgehen.“ „Danke, Sir“, antwortete ich. „Können die Passagiere mitgehen?“ „Nein!“, sagte er. „Sie sind meine Gefangenen.“ „Das weiß ich, Sir; aber ich wäre Ihnen äußerst dankbar, wenn Sie sie mir zurückgeben würden.“ Er antwortete, daß er sehr gut sein Geschäft kenne. Ich hätte die Freiheit, wieder an Bord zu gehen, wenn ich wollte, aber die Gefangenen könnte ich nicht haben. Meine Männer waren bereits wieder an Bord gegangen und warteten auf mich.

Diese armen Leute verstanden kein Englisch, aber man konnte ihnen sehr gut ansehen, was für eine Angst über das ihnen bevorstehende Schicksal sie erduldeten. Alles schien von wenigen Momenten abzuhängen. Ich versuchte, das Innerste in diesem Menschen und die menschlichen Gefühle anzureden, wie er denn mit Gefangenen, die nicht bewaffnet waren, umgehe. „Diese Menschen haben sich wie richtige Gentleman an Bord meines Schiffes verhalten; sie haben alle 50 Dollar für die Reise gezahlt, bevor wir St. Katharina verlassen hatten; sie haben ruhig ihr persönliches Geschäft durchgeführt. Was weltliche Güter angeht, werde ich nichts verdienen, es ist mir bereits bezahlt worden; aber ich möchte meinen Auftrag an ihnen erfüllen und sie sicher nach Rio de Janeiro bringen. Sie haben euch niemals etwas getan, und hier sind sie euch im Weg. Kapitän, werden Sie sie mit mir gehen lassen?“ „Nehmen Sie sie“, sagte er mit einem unterdrückten Ton. „Danke, Sir, für Ihre Freundlichkeit.“ Die Art

und Weise, wie diese Männer wieder auf unser Schiff hinübergingen, als es ihnen angewiesen wurde, zeigte sehr deutlich, daß sie sehr gut verstanden hatten, was über sie gesagt worden war. Dann entschuldigte sich der Kapitän für seine unfreundliche Weise im Umgang mit uns. Ich sagte ihm „good-bye“, und bei Sonnenuntergang waren wir wieder alle an Bord der „Empress“.

Hier auf dem Schiff war alles in größter Unordnung. Alles war einfach herausgerissen, und die erste Welle, die über Deck gehen würde, würde alles hinunterreißen. Die Passagiere und auch die Mannschaft arbeiteten äußerst sorgfältig, um die „Empress“ wieder fahrtüchtig zu machen. Und als schließlich die Nacht über uns einbrach, waren wir außer Reichweite der Kanonen der Piraten. Wir hatten eine gute Brise, und die Passagiere gratulierten sich gegenseitig für ihre sichere Befreiung von diesem schrecklichen Tod. Als wieder Ordnung hergestellt war, versammelten wir uns wie gewöhnlich in der Kabine, um Gott für seine Güte an diesem Tag zu danken und besonders, daß er uns aus der Macht dieser schrecklichen Piraten auf hoher See befreit hatte. Dank seinem heiligen Namen! Die Seeleute gaben den Passagieren ihre Armbanduhren zurück und was immer sie ihnen gegeben hatten, um es sicher aufzubewahren. Auch die Golddukaten waren sicher in dem Kochtopf. Nichts von dem Geld hatten die Feinde wegnehmen können. Aber die Koffer hatten sie geöffnet, und sie sahen nicht gerade schön aus. Am Nachmittag des nächsten Tages warfen wir im Hafen von Rio de Janeiro Anker. Als die Nachricht dieser Vorkommnisse die Stadt erreichte, schickte der Gouverneur eine Fregatte aus, um die Piraten zu verfolgen. Aber sie konnten sie nicht finden.

Am Sonntag sahen wir die Bethel-Flagge an Bord eines englischen Schiffes im Hafen. Mit meiner Mannschaft ging ich zu ihnen hinüber. Es waren nicht viele anwesend, und die dumpfe, formale Art, wie sie ihren Gottesdienst abhielten, nahm alles geistige Interesse weg.

Nachdem das Treffen abgeschlossen war, wurden die Offiziere der verschiedenen Schiffe in die Kabine eingeladen, wo auf dem Tisch verschiedene Arten alkoholischer Getränke aufgestellt waren. Alle wurden eingeladen zu trinken. Ich lehnte ab, an diesem Teil teilzunehmen, und ging zu meinem Schiff zurück, sehr enttäuscht, daß ich keinen Segen bekommen hatte, nach dem ich mich doch so sehr gesehnt hatte. Bevor wir den Hafen verließen, kamen einige Freunde zu uns auf die „Empress“, und wir hatten ein interessantes Gebets-treffen mit dem Segen des Himmels.

Da die Zollbehörde es mir verweigerte, meine Ladung in Rio de Janeiro zu verkaufen, fuhren wir ab und segelten wieder Richtung St. Katharina. Als wir dort ankamen, hatte der Präsident dieser Gegend gerade von der Provinz vom Rio Grande eine Nachricht bekommen, mit der Bitte, ihnen zwei Ladungen „Farina“ für die Truppen im Süden zu senden. Er gab mir das Vorrecht für die erste dieser zwei Ladungen und gab mir einen Brief für die Behörden in Rio Grande mit. So vorbereitet segelten wir weiter und erreichten den Rand des Rio Grande am letzten Tag des Jahres 1827. Wenn Seeleute diese Küste erreichen, können sie nicht vorsichtig genug sein, denn die Sandbänke, die unter und über der See sind, wechseln beständig ihren Ort. Als wir am Ende des Tages die Küste erreichten, änderte sich alles so schnell, daß wir in offener See ankerten und dort bis zum nächsten Morgen warteten. Dann stellten wir fest, daß wir ungefähr 30 Meilen von der Küste entfernt waren. Die Sandbänke am Ufer sind zwischen 5 und 12 Fuß hoch und machen es äußerst schwierig, manchmal den Leuchtturm zu sehen. Manchmal ist man schon vorher durch die großen Sandbänke in Gefahr. Die verschiedenen gekenterten Schiffe, die man innerhalb weniger Meilen entlang dieser Sandbänke sieht, sind Zeugen dafür. Es erfordert äußerste Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit der Schiffsleute, diesen Platz zu erreichen, ohne Schaden zu nehmen.

Es ist beeindruckend, wie man dort frisches Wasser für die Schiffe im Hafen bekommt. Die Wasserkanister werden an Land gezogen, und die Seeleute graben kleine Gruben in den Sand, ungefähr 20 bis 30 Fuß vom Ozeanrand entfernt. In zwei oder drei Minuten sind diese Gruben mit reinem frischen Wasser gefüllt, das man ganz leicht abschöpfen kann. Das Wasser, das auf diese Weise gewonnen wird, ist oft nicht mehr als zwei Fuß über der Höhe des salzigen Meerwassers. Bei freundlichem Wetter kann man häufig die Frauen in den Sanddünen nahe dem Salzwasser sehen, wie sie Höhlen in den Sand graben, um frisches weiches Wasser zu bekommen und ihre weißen guten Kleider darin zu waschen. Wenn die Kleider dann auf dem Sand in dem herrlichen Sonnenschein ausgebreitet werden, sind sie in einer Stunde trocken. Wenn sie trocken sind, fällt der Sand mit einem Schütteln ab, und die Kleider sind völlig sauber, denn der Sand enthält überhaupt keinen Staub.

Während wir im Hafen lagen, hatten wir an Bord unseres Schiffes jeden Sonntag unsere Treffen. Aber keiner der Nachbarn, die auch dort ankerten, kam, um sich mit uns zu vereinen. Vielmehr zogen sie es vor, ihre Freizeit an Land zu verbringen. Gewöhnlich ka-

men die Männer am Abend aufgewühlt und rebellisch zurück. Unsere Mäßigkeitsgrundsätze und unsere religiösen Übungen an Bord waren neu und natürlich hatten schon manche etwas dagegen. Aber trotzdem mußten sie zugeben, daß wir einen Frieden und eine Ruhe an Bord hatten, die ihnen fremd war, und zwar ganz besonders Sonntag abends. Der Kapitän eines Schiffes von Philadelphia, das nahe bei uns lag, verspottete und verfluchte meine religiösen Ansichten äußerst heftig. Eines Tages traf ich ihn. Er benutzte die Gelegenheit zum Spotten ganz besonders, wenn wir geschäftlich zu tun hatten. Manchmal beruhigte er sich etwas und lobte mich für meine Freundlichkeit, und dann versprach er, nicht mehr zu fluchen, wenn ich da war. Aber immer wieder vergaß er seine Versprechen.

Als sein Schiff schließlich abfuhr, schrieb ich ihm einen Brief und bat ihn, sich von seinem schlechten Weg abzuwenden und dem Herrn zu dienen. Ich verdeutlichte ihm die Folgen, die auf ihn zukommen würden, wenn er diesen Weg weitergehen würde, und bat ihn, das zu lesen, wenn er mehr Zeit hätte. Er ging auf seine Reise und kam nahe seinem Bestimmungshafen an, als eines Tages, während seine Offiziere und Mannschaft beim Abendessen saßen, ganz unerwartet und plötzlich eine Böe sein Schiff ergriff und es zum Kentern brachte. Seine Mannschaft kam gerade noch mit dem Leben davon. Sie wurden von einem anderen Schiff aufgenommen, und der Kapitän gelangte nach New York. Dort traf er einen alten Bekannten von mir, dem er die ganzen Umstände erzählte, wie er mich in Rio Grande kennengelernt und wie ich ihm diesen Brief gegeben hatte mit den religiösen Unterweisungen. Er sagte, wie er geflucht und gegen mich geschimpft hatte, daß ich der Grund für sein gegenwärtiges Unglück sei. Das Gericht, das ihn in so einer plötzlichen Weise heimsuchte und das Gott zugelassen hatte, führte ihn zweifellos zu der Überzeugung, daß seine gotteslästerliche Art und Weise der Grund für dieses Unglück war. Nun versuchte er, sein belastetes Gewissen auf irgendeine Weise zu erleichtern und sich selbst zu rechtfertigen. Aus diesem Grund fand er Erleichterung, indem er alle Schuld auf mich warf.

Nach einiger Verzögerung verkauften wir unsere Ladung der Regierung, legten unser Geld in trockenen Fellen an und fuhren wieder nach St. Katharina.

Nachdem wir ungefähr acht Meilen zum Leuchtturm hin gesegelt waren, mußten wir am Eingang des Hafens für die Nacht Anker legen und auf den Tagesanbruch warten, damit uns ein guter Wind sicher durch die Sandbänke hindurchführen würde.

Nachdem ich meine Buchführung von Herr Carroll, dem brasilianischen Geschäftsmann, bekommen hatte, den ich dazu beschäftigt hatte, meine Geschäfte durchzuführen, schaute ich sie durch und fand keinen Irrtum darin. Trotzdem schien es mir, als hätte ich mehr Geld bekommen, als mir zustand. Zu diesem Zeitpunkt beschäftigten mich aber einige andere Dinge, die notwendig waren (so wie es ganz normal ist, wenn man auf eine weitere Reise gehen will). Und das ging so lange, bis wir schließlich gezwungenermaßen nahe dem Leuchtturm ankerten. Da entdeckte ich, daß dieser Geschäftsmann sich in der Abrechnung geirrt hatte, und zwar zu meinen Gunsten. Natürlich war das nicht meine Schuld; aber er hatte mir 500 Dollar zuviel in Goldtalern bezahlt. Es gab nur einen Weg, um mit ihm Kontakt aufzunehmen; es konnte nur dadurch geschehen, daß man ein Boot hinschickte. Aber unsere unsichere Situation an dem Ort, wo wir jetzt lagen, zwischen den Sandbänken und den Brechern, machte es notwendig, daß nicht nur das Boot, sondern auch unsere ganze Mannschaft an Bord war, dann nämlich, wenn unser Anker brechen und uns in der Nacht nicht mehr halten würde. Aber das Geld gehörte mir nicht, und ich empfand, daß Gottes Segen nicht darauf ruhen würde, wenn ich meine Reise fortzusetzen würde, ohne zu versuchen, dieses Geld zurückzubringen. Von meinem Schiff würde vielleicht niemand mehr in Zukunft hören und auch nicht von dem Geld von Herr C. Dafür läge die Schuld dann bei mir. Aus diesem Grund schickte ich das Boot mit folgendem Brief zurück: „Sehr geehrter Herr Carroll! Nachdem ich mich von Ihnen verabschiedet hatte, wunderte ich mich, woher ich soviel Geld bekommen hatte. Als ich die Abrechnungen überschaute, dachte ich zunächst, sie wären in Ordnung. Heute abend, nachdem ich etwas zur Ruhe gekommen war und keinen Frieden hatte, schaute ich die Abrechnungen nochmals durch und erkannte einen Irrtum von 500 Dollar und 34 Cents. Ich habe mir überlegt, wie ich Ihnen am besten dieses Geld wiederbringen könnte; da es jetzt spät ist und wir auf guten Wind am Morgen hoffen, habe ich mich entschlossen, ein Boot zu Ihnen zu senden. Um die Sorgfalt meiner Männer zu erhöhen, habe ich ihnen einen Lohn versprochen. Ich kann mir keinen anderen sicheren Weg vorstellen. Joseph Bates, Brig Empress am Rande des Rio Grande, 8. März 1828.“

Durch Gottes Segen kam das Boot mit dem Dank des Geschäftsmannes gut zurück. Es war zur rechten Zeit, um früh am Morgen mit einem guten Wind in See zu stechen. Wir hatten eine sehr gute Reise nach St. Katharina, wo wir weiter Häute und Kaffee luden und Richtung New York absegelten.

Die brasilianische Regierung war in solcher Unruhe wegen ihres Krieges mit Buenos Aires, daß sie in ihrem Handel sehr zurückhaltend war.

Unsere Reise nach Hause war schön und gut. Wiederum freuten wir uns über den altbekannten Nordstern, als wir etwas nördlich des Äquators aus dem südlichen Ozean herauskamen. Nachdem wir die nordöstliche Spitze von Südamerika umsegelt hatten, steuerten wir wieder nach Nordwesten. Bald kamen wir unter den starken Einfluß der Nordost- und Ostwinde, die uns nach Hause zu unseren Freunden trugen, manchmal mit einer Geschwindigkeit von 200 Meilen in 24 Stunden. Die Seeleute rechnen ihre Tage so wie die Astronomen von Mittag bis Mittag. Jede Nacht, wenn der Nordstern erschien, war er höher an der nördlichen Hemisphäre und zeigte uns, daß unser Weg nach Norden voranging.

Während wir auf unserem Weg entlang der Westindischen Inseln fuhren, kam ich eines Morgens an Deck und sah, daß unsere Segel rot waren. Ich rief einen unserer Seeleute und bat ihn, zu schauen, was das sei. Er antwortete: „Es ist Sand!“ Ich bat ihn, einiges in seine Hand abzubürsten und zu mir herunterzukommen. Er brachte das herab, was er in seiner Hand von feinem roten und grauen Sand festhalten konnte. Sobald die Segel durch den Sonnenschein trocken waren, fiel alles hinunter, und unsere Segel waren genauso weiß wie am Tag zuvor. Als ich meine Fahrtenbücher und meine Karten sorgfältig durchschaute, da war es klar, daß das nächste Land in östlicher Richtung Afrika war. Und von dort kam der Wind. Das war ungefähr 1500 Meilen entfernt. Der nördliche und südliche Ozean war weit offen vor uns und hinter uns. Viele hundert Meilen im Westen von uns lag die Nordküste von Südamerika. Es war daher klar, daß der viele Sand, der an unseren Segeln haften blieb, weil sie naß waren, nicht vom Westen kam, nicht vom Norden und nicht vom Süden, sondern daß er mit den Wolken über die Wüsten von Arabien gezogen war. Es war uns von Reisen oft erzählt worden, daß dort in der Wüste der Sand häufig emporgewirbelt und in großen Säulen von Wirbelwinden weggetragen wird. Genau das steht auch in Jesaja in Kapitel 21,1.

Dementsprechend wird auch erzählt, daß diese Sandsäulen vor starken Winden daher treiben und ungefähr 48 Stunden, nachdem sie die Küste Afrikas verlassen hatten, etwa 1500 Meilen über dem nordatlantischen Ozean ihren Sand „abladen“, wahrscheinlich auch über der Nordküste von Südamerika bis in den Pazifik.

Kapitel 19

Bekehrungen an Bord

Während unserer Fahrt nach Hause schien unsere ganze Mannschaft aufmerksamer und empfänglicher für religiöse Unterweisung zu sein, die wir ihnen gaben. Es war offensichtlich, daß der Geist Gottes in unserer Mitte wirkte. James S. zeigte deutlich, daß er sich zu Gott bekehrt hatte und war sehr glücklich, während er nach Hause fuhr. Die Religion schien sein ganzes Thema zu sein. Während einer Nachtwache erzählte er mir seine Erfahrung und sagte: „Erinnern Sie sich nicht an die erste Nacht unserer Fahrt von zu Hause weg, als Sie alle an Deck riefen und die Regeln für unsere Reise darstellten?“ „Ja“, antwortete ich. „Sir, zu dem Zeitpunkt war ich am Steuerrad, und als Sie aufgehört hatten, als Sie sich an Deck niederknieten und mit uns beteten, Sir, wenn Sie zu dem Zeitpunkt eine Hake genommen und mich am Steuerrad niedergeschlagen hätten, hätte ich mich nicht schlechter fühlen können; noch niemals hatte ich nämlich so etwas vorher gesehen.“ Auch Thomas B. bekannte seine Bekehrung zu dieser Zeit.

Unsere Reise nach Hause war sehr schön, obwohl uns ein heftiger Sturm eine Zeitlang zu schaffen machte. Aber der Herr befreite uns mit seinem gewaltigen Einfluß daraus, und bald danach erreichten wir sicher den Hafen von New York City. Die erste Nachricht von zu Hause lautete, daß mein geschätzter Vater ungefähr vor sechs Wochen gestorben sei. Darauf war ich nicht vorbereitet. Er hatte nahezu 79 Jahre gelebt, und ich hatte ihn immer als Haupt der Familie gesehen. Ich glaube, ich habe nie ernsthaft daran gedacht, daß er vielleicht nicht mehr da wäre, wenn ich von meinen langen Reisen nach Hause zurückkehren würde.

Während wir noch in der Stadt waren, hatte ich das Vorrecht, an einem Abend eine Gebetsgemeinschaft auf einem anderen Schiff, das im Hafen lag, zu besuchen. Es bereitete mir viel Freude. Solche Treffen waren damals noch in den „Kinderschuhen“, aber seit der Zeit ist es mehr und mehr üblich, Sonntag morgens auf beiden Seiten des

Flusses an Bord der Schiffe Gebetsversammlungen zu haben, um den Seeleuten und den jungen Männern, die oft ohne Zuhause und Freunde herumlungern, etwas Gutes zu geben. Zweifellos sind viele durch solche Bemühungen vor dem Ruin gerettet worden, während andere Heimatlose, die sich nicht diesem Einfluß ausgesetzt haben, in die Verzweiflung getrieben wurden oder völlig in der Traurigkeit versunken sind. Meine eigenen schweren Erfahrungen in meiner Jugend hatten mich mit solchem Leid bekannt gemacht.

Auf einer meiner vorherigen Reisen hatte ich einen jungen Mann dafür gewonnen, mich nach Hause nach Massachusetts zu begleiten.

Während ich jetzt in der Stadt war und durch den Park kam, sah ich einen jungen Mann im Schatten sitzen, der sehr traurig aussah. Er sah dem, von dem ich gerade gesprochen habe, sehr ähnlich. Ich setzte mich neben ihn und fragte ihn, warum er so traurig sei. Zuerst zögerte er, aber dann begann er mir zu erzählen, daß es ihm sehr schlecht ging. Er hätte nichts zu tun und wüßte nicht, wohin er gehen sollte. Er sagte mir, daß sein Bruder ihn für eine Apotheke in der Stadt beschäftigt hätte, aber daß er kürzlich dort aufgehört und die Stadt verlassen hätte und daß er jetzt ohne Heim und Freunde sei. Ich fragte ihn, wo seine Eltern lebten. Er antwortete, in Massachusetts. „Mein Vater ist ein Prediger der Kongregationalisten-Kirche in Boston“, sagte er. Ich lud ihn ein, an Bord meines Schiffes zu kommen und einer meiner Mannschaft zu werden. Ich würde ihn ungefähr 60 Meilen von seinem Zuhause wieder absetzen. Sofort nahm er mein Angebot an, und als wir in New Bedford in Massachusetts ankamen, kam sein Vater, um ihn wiederzusehen. Er war mir gegenüber so dankbar, daß sein Sohn gut zurückgekommen war und daß er ihn wieder treffen konnte.

Als wir in New York ankamen, wollte meine gesamte Mannschaft mit nur einer Ausnahme an Bord bleiben und die Ladung abladen. Sie wollten nicht ausbezahlt werden, so wie es normal war, wenn man von einem fremden Hafen ankam. Sie wollten weiter dabeibleiben, bis wir in New Bedford ankamen, wo die Empress für eine neue Reise wieder fertiggemacht wurde. Nachdem wir unsere Ladung abgeladen hatten, segelten wir weiter und erreichten schließlich am 20. Juli 1828 New Bedford, 21 Jahre, seit ich meine erste Reise nach Europa als Kabinenjunge gemacht hatte.

Einige meiner Leute fragten mich, wann ich denn die nächste Reise machen würde; sie wollten auf mich warten. Und viele sagten, daß

die letzte Reise ihre beste Reise gewesen wäre, die sie je gemacht hätten. Es freute mich zu wissen, daß die Seeleute empfindsam für eine Verbesserung der Umgangsweise auf dem Ozean waren (so wie es bei uns der Fall war), und zwar genausogut wie an Land. Ich glaube, daß solche Verbesserungen überall durchgeführt werden können, wo immer die Aufseher und Angestellten bereit sind, sie zu machen. Viele haben gesagt, daß Seeleute immer Alkohol trinken werden, daß sie so viele schlechte Gewohnheiten hätten, daß es sinnlos sei, zu versuchen, sie zu verbessern. Ich glaube, man kann mit Sicherheit sagen, daß der normale Gebrauch von berauschenden Getränken sämtliche Gewohnheiten verschlechtert.

Wenn Regierungen, Schiffseigentümer und Kapitäne nicht dauernd Alkohol als Getränk an Bord ihrer Kriegs- und Handelsschiffe hätten, dann wären Zehntausende von intelligenten und unternehmungsmutigen jungen Männern gerettet und ein großer Segen für ihre Freunde geworden, für ihr Land, für die Kirche, als Bauern, als Ärzte, als Richter und als Handelsleute oder in irgendwelchen anderen Berufen.

Nachdem ich einiges von diesen Dingen kennengelernt hatte, hatte ich mich entschlossen, in der Furcht Gottes eine Reform zu unternehmen, obwohl Mäßigkeitsbewegungen zu der Zeit noch ganz am Anfang standen und Mäßigkeitsschiffe völlig unbekannt waren. Als ich auf unserer letzten Reise die Ankündigung gemacht hatte, daß wir keinen Alkohol an Bord hätten, außer für medizinische Belange, da rief einer aus, daß er ganz froh darüber sei. Diese eine Stimme für diese Reformarbeit von einem Fremden, der seine Freude ausdrückte, weil kein Alkohol an Bord ausgeschenkt würde, freute mich so sehr und war ein deutliches Zeugnis von der Macht menschlichen Einflusses. Ich glaube, daß er sehr tief getroffen war, und ich kann mich nicht erinnern, daß er irgendwann irgendwelchen Alkohol trank, während er mit mir auf See war. Auch kein anderer tat es, außer einem William Dan, den ich vorher ein- oder zweimal auf unserer Reise ermahnt hatte, während er für eine Arbeit an Land war.

Das, was als so nötig angesehen wurde, um die Seeleute bei ihrer Arbeit freudig zu machen, erwies sich nicht nur als unnötig, sondern es war tatsächlich ein großer Segen, wenn sie keine berauschenden Getränke hatten.

Einige Zeit nach dieser Reise hatte ich Kontakt mit einem Schiffsbesitzer in New Bedford, der persönlich interessiert war, seine eige-

nen Schiffe mit Vorräten, Alkohol und all den anderen Notwendigkeiten für eine lange Reise auszurüsten. Wir hatten darüber geredet, wie wichtig eine Reform für starke Getränke sei, als er sagte: „Kapitän Bates, ich habe gehört, daß Sie mit Ihrer Mannschaft auf Ihrer letzten Reise ohne starke Getränke ausgekommen sind.“ „Ja, Sir“, antwortete ich. Darauf sagte er: „Das ist das erste „Mäßigkeitsschiff“, von dem ich jemals gehört habe.“

Mein Bruder F. übernahm jetzt den Befehl über die „Empress“ und segelte wieder nach Südamerika, um nochmals eine Reise nach den Grundsätzen der Mäßigkeit durchzuführen, so wie unsere vorige Reise. Während meiner letzten Reise hatte ich viel über das soziale Leben mit meiner Familie und meinen Freunden nachgedacht, das ich so lange Jahre nicht hatte. Ich wünschte jetzt, mich ausschließlich dafür einzusetzen, die Bedingungen in religiösen und moralischen Dingen für mich, die Familie und meine Bekannten zu verbessern.

Kapitel 20

Mäßigkeits- und Antisklavereibewegung

Im letzten Kapitel haben wir mit dem Bericht meiner letzten Reise aufgehört und damit, daß ich jetzt das Leben an Land mit meiner Familie und meinen Freunden genoß. Mein Leben zur See war beendet. Ich betrachtete es wieder als großes Vorrecht, mich mit meinen Brüdern in der Christlichen Kirche zu vereinigen. Ich engagierte mich auch wieder mit meinen früheren Bekannten in der Mäßigkeitsbewegung, die während meiner Abwesenheit weiter vorangeschritten war.

Mein Vater hatte als letzten Willen ausgedrückt, daß ich mit meiner Mutter gemeinsam auf seinem Gut leben sollte. Bevor das Jahr beendet war, starb aber auch meine Mutter. Jetzt richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die Landwirtschaft und begann eine kleine Farm aufzubauen, die mir mein Vater vererbt hatte. Mit Hilfe einer kleinen Zeitschrift, dem „Neuengland Farmer“, lernte ich viel von der Theorie kennen. Und mit etwas Bargeld konnte ich bald eine kleine Farm aufbauen, aber ich hatte kein oder nur ein sehr geringes Einkommen.

Meine Frau hatte oft gesagt, sie wünschte, daß ich eine Arbeit zu Hause hätte, um auch zu Hause leben zu können. Ich versprach ihr, daß ich, auch wenn ich eine gewisse „Kompetenz“ auf See erlangt hätte, das Geschäft aufgeben und an Land bleiben wollte. Als sie mich fragte, was ich denn für eine Kompetenz meinte, antwortete ich: „Zehntausend Dollar.“ Nachdem ich die Schönheiten der christlichen Hoffnung kennengelernt hatte, empfand ich es viel leichter, all den Dingen, die mir offenstanden, entgegenzusehen und in die Arbeit hineinzugehen, die der Herr segnen würde.

Jetzt genoß ich das Vorrecht, die Zeitungen zu lesen, besonders die über Religion und Umgangsformen. Die Bedürfnisse der Seeleute wurden nun mehr und mehr über eine Zeitung, die „Das Seemannsmagazin“ genannt wurde, erörtert. Einige Freunde kamen zusam-

men, und wir organisierten eine „Fairhaven-Seemannsgesellschaft“. Wir gaben auch ein kleines Heft „Der Missionsherold“ heraus und regten fremde Missionen an. Das alles betraf mich immer mehr. Mein Umgang mit diesen sogenannten „Heiden“ befähigte mich mehr und mehr, ihre Not, was Religion und Umgangsformen anging, zu sehen. Auch interessierte mich mehr und mehr die Arbeit der „Amerikanischen Traktatgesellschaft“, die in Boston, Massachusetts, im Jahre 1814 organisiert wurde und alle evangelikalen Bekenntnisse der Vereinigten Staaten einschloß. Mit Freuden las ich viele ihrer Traktate und half sie zu verbreiten.

Aber mein Interesse wurde immer geringer, als ich sah, daß sie nicht bereit waren, über die unterdrückten Sklaven in ihrem Land zu schreiben, nachdem sie von Sklavereieignern dazu aufgefordert worden waren, sich darüber zu äußern. Es wurde richtig klar, daß ihre angeblich grenzenlose Wohlfahrt die ganze menschliche Gesellschaft umfaßte, von allen Farben, allen Rassen, außer denen, die unter der Sklavenherrschaft standen und umkamen, weil sie keine Kenntnisse über religiöse Dinge in ihren Kirchen und in ihren Heimen hatten. Dieser Zwiespalt ruhte ganz besonders auf den Managern dieser Gesellschaft.

Zu dieser Zeit begann ich eine Broschüre zu lesen, „Das afrikanische Magazin“, das in Washington im Jahr 1817 von der amerikanischen Kolonisationsgesellschaft herausgegeben wurde. Der Charakter und die Tendenz dieser Gesellschaft werden folgendermaßen beschrieben:

„Von den 17 Vizepräsidenten wurden nur fünf von den Freien Staaten gewählt, während 12 Manager, mit einer Ausnahme, Sklavenhalter waren. Die ersten zwei Artikel lauteten folgendermaßen:

1. Die Gesellschaft soll die Amerikanische Gesellschaft genannt werden, um die freien Farbigen der Vereinigten Staaten zu kolonialisieren.
2. Die Aufmerksamkeit soll darauf gerichtet werden, die freien Farbigen in unserem Land, in Afrika und in anderen Plätzen zu kolonialisieren. Die Gesellschaft soll mit der Regierung zusammenarbeiten.“

Der Gegenstand war mir neu, und ich hatte, während ich auf See war, wenig Kenntnis darüber. Eine Zeitlang erschien es mir, daß die

Arbeiter in diesem Werk aufrichtig in ihrer Arbeit für die Farbigen und der Abschaffung der Sklaverei waren. Als aber die Antisklavereibewegungen zwischen 1831 und 1834 entstanden, da wurde es offensichtlich, daß sie die schlimmsten Feinde dieser farbigen freien Menschen waren und daß sie tatsächlich dafür arbeiteten, daß die Sklaverei in den sklavenhaltenden Staaten aufrechterhalten wurde. Sie brachten den größten Widerstand gegen Männer und Maßnahmen dieser Antisklavereibewegung auf.

Bis zum Jahre 1832 war die Gemeinde, der ich mich angeschlossen hatte, in einer gemieteten Halle in Fairhaven untergebracht. Jetzt dachten wir, daß es notwendig wäre, ein eigenes Gotteshaus zu haben. Vier Brüder vereinigten sich und bauten ein Haus, das „Washington-Street Christian Meeting House“ genannt wurde. Nachdem es fertiggestellt und eingeweiht worden war, begannen wir, einige religiöse Treffen dort zu halten. Der Herr erhörte deutlich unsere Gebete, goß seinen Heiligen Geist auf uns aus, und viele Seelen wurden gerettet. Dadurch wurden auch die anderen Kirchen sehr angeregt, und das Werk Gottes dehnte sich sehr in der ganzen Gegend aus. In den folgenden Wochen ertönten die Kirchenglocken am Morgen, am Mittag und am Abend für Predigtveranstaltungen und soziale Treffen. Wir sahen sehr deutlich, daß alle die Unbekehrten sehr unter dem Wirken des Heiligen Geistes standen.

Unser Ort war schon von mehreren Erweckungsbewegungen ergriffen worden. Aber da ich immer weg gewesen war, hatte ich nur zwei miterlebt und die gegenwärtige. Die erste war im Jahr 1807 gewesen, als das Volk tief in die Weltlichkeit und den menschlichen Stolz gesunken war. Das Werk, das für sie getan wurde, war wunderbar, aber völlig unerwartet. Obwohl wir damals einen festgesetzten Predigtendienst und regelmäßige Predigten hatten, gab es nur zwei Familienaltäre, nämlich bei Herrn J. und bei meinen Eltern. Ich erinnere mich, daß mich diese Arbeit sehr beeindruckte, daß ich gerne die Gebetsversammlungen besuchte und daß ich zu diesem Zeitpunkt dachte, daß der Herr mir meine Sünden vergeben hatte. Aber wie viele andere Jugendliche auch erzählte ich meine Sünden meinen Eltern nicht. Ich dachte nämlich, daß Religion eigentlich etwas für ältere Menschen wäre und nicht für Jugendliche wie mich. Bevor diese Bewegung völlig unterging, war ich sehr mit meiner ersten Europareise beschäftigt.

Seit dem Jahr 1824, als ich meinen Bund mit Gott schloß, hatte ich mich an die Grundsätze der völligen Enthaltensamkeit gegenüber

berauschenden Getränken gehalten. Aber ich hatte weiter Tee und Kaffee getrunken, ohne daran zu denken, daß sie giftig und erregend sind. Das Ganze ging sieben Jahre lang. Da ich nicht viel darüber wußte, war ich auch nicht bereit, mich überzeugen zu lassen, daß diese Stimulanzen mich beeinflussten. Eines Tages hatten meine Frau und ich ein Treffen bei unseren Nachbarn. Dort wurde uns Tee ausgeschenkt, der etwas stärker war als normal. Das hatte eine solche Wirkung auf meinen gesamten Organismus, daß ich bis Mitternacht nicht ausruhen oder schlafen konnte. Von diesem Zeitpunkt bis heute war es mir dann völlig klar, daß es der Tee war, der mich so durcheinander gebracht hatte. Von da an war ich überzeugt, daß Tee ein berauschendes Getränk sei, und so habe ich es völlig von meinen Gewohnheiten gestrichen. Bald darauf stellte ich auch den Gebrauch von Kaffee ein. Es ist jetzt ungefähr 30 Jahre her, daß ich zum letzten Mal bewußt Tee oder Kaffee getrunken habe.

Wenn mich jetzt ein Leser fragen will, was ich denn dadurch gewonnen hätte, dann antworte ich ihm, daß meine Gesundheit besser und mein Verstand klarer geworden ist und daß mich mein Gewissen deshalb nicht mehr belastet.

Sylvester Graham sagte in einer seiner Abhandlungen über die Wissenschaft des menschlichen Lebens: „Nichts ist sicherer, als daß sowohl Tee als auch Kaffee zu den wirkungsvollsten Giften aus dem Pflanzenreich gehören.“

Im „Transsilvanischen Journal der Medizin“ wird Tee als ein schmerzlinderndes Mittel angesehen, das in manchen Fällen genauso wie Opium wirke. Die amerikanische Enzyklopädie sagt: „Die Auswirkungen von Tee auf den menschlichen Organismus entsprechen dem eines sehr milden Betäubungsmittels, und in kleinen Dosen wirkt es wie andere Betäubungsmittel anregend.“

Dr. Combe schreibt in seinem Werk über die Verdauung und Ernährung: „Tee und Kaffee schädigen nicht nur den Magen, sondern die Gesundheit des Verstandes und des gesamten Nervensystems, insbesondere wenn er stark, in großen Mengen und spät am Abend getrunken wird.“

Ich verkaufte mein Anwesen im Jahr 1831 und war im Jahr 1832 sehr damit beschäftigt, mein neues Wohnhaus und meine kleine Farm aufzubauen. Ich hatte auch Kontakt zu meinen drei christlichen Freunden und baute mit ihnen das „Washington-Street

Meeting-House“. 1831 wurde festgestellt, daß es 3000 Mäßigkeitsgesellschaften in den USA gab, mit ca 300000 Mitgliedern. So waren also in vier Jahren — seit dem Jahr 1827 — aus einem kleinen Beginn bei uns in Fairhaven so viele Mäßigkeitsgesellschaften entstanden. Auch viele Schiffe hatten die Mäßigkeitsreformen angenommen.

Ungefähr gegen Ende des Jahres 1831 und zu Anfang des Jahres 1832 gab es immer mehr Antisklaverei-Gesellschaften in den USA. Sie wurden immer mehr anerkannt. Als dieses Werk voranging, wurden immer mehr Mitarbeiter mißhandelt und bedrängt, wenn sie versuchten, Informationsveranstaltungen durchzuführen oder für die armen, unterdrückten Sklaven in unserem Land zu bitten. Die Kolonisationsbewegungen standen in diesem üblen Handeln an vorderster Stelle.

Alle ihre Erklärungen für die Wohlfahrt der freien Farbigen und ihr großes Verlangen, den unterdrückten Sklaven zu helfen und letztendlich unser Land von dem Fluch der Sklaverei zu befreien, verschwinden wie der Tau am Morgen, wenn man über das abscheuliche gewaltvolle Vorgehen in New York und anderen Orten nachliest, mit dem die Bitten für die unterdrückten Sklaven verhindert werden sollten. Der „New Yorker Commercial Advertiser“ und der „Courier and Enquirer“ waren die besten Freunde dieser Kolonisationsbewegung und des Sklavenhaltens.

Zu diesem Zeitpunkt begann ich zu empfinden, wie wichtig es sei, einen klaren Stand für die Unterdrückten einzunehmen. Meine Arbeit in der Mäßigkeitsbewegung hatte eine Sichtung unter meinen Freunden verursacht, und ich empfand, daß ich nicht noch mehr von ihnen verlieren wollte. Aber meine Pflicht war klar, und ich konnte mein christliches Leben nicht ausleben, wenn ich weiter auf der Seite der Unterdrücker stehen würde, wenn Gott nicht auch dort war. Auch könnte ich seine Verheißungen nicht beanspruchen, wenn ich mich aus dem Streit heraushalten würde und auf neutralem Grund stehen wollte. Also war meine einzige Alternative die, mich für die Sklaven einzusetzen. Und dafür entschied ich mich.

In unseren religiösen Versammlungen sprachen und beteten wir und „dachten an die Gefangenen, als wären wir Mitgefangene“ (Hebräer 13,3). Einige fühlten sich beleidigt und hatten Sorge, daß eine Uneinigkeit entstehen würde. Trotz der entgegengesetzten Vorstellungen und Gefühle unter uns gab es einige, die an den Grundsät-

zen zur Abschaffung der Sklaverei festhielten. Und da dieses Werk zwischen den Jahren 1832 und 1835, in denen es viele Auseinandersetzungen von allen Seiten her gab, voranging, gab es auch einen Aufruf zu einer Versammlung in Fairhaven. Vierzig Bürger kamen zusammen und gründeten die „Fairhaven Antisklaverei-Gesellschaft“ in Anlehnung an die „Neuengland-Antisklavereigesellschaft“. Darüber wurden einige Nachbarn überaus zornig, und sie riefen auch einige Versammlungen ein, um in entschiedener Weise gegen uns zu arbeiten. Es ging ihnen nicht um die Grundsätze, die wir hatten, denn diese Grundsätze entsprachen der amerikanischen Verfassung. Nein, sie wandten sich dagegen, daß wir uns zusammengeschlossen hatten, um für die Abschaffung der Sklaverei zu bitten. Das hielten sie für verfassungsfeindlich und nicht dem Willen des Volkes entsprechend. Uns wurde oft gedroht, daß unsere Versammlungen gestört würden, aber glücklicherweise konnten wir trotzdem vorangehen.

Einer unserer Mitglieder wurde, als er nach Charleston, South Carolina, reiste, vor die Stadtobere gestellt, und es wurde ihm vorgeworfen, daß er der „Fairhaven Antisklaverei-Gesellschaft“ angehöre. Um der schlechten Behandlung zu entkommen, widerrief er seine Einstellungen zur Sklaverei. Das erzählte er uns später. Der Widerstand zeigte sich im Norden, wo immer mehr Gesellschaften entstanden, deutlicher als im Süden.

William Lloyd Garrison, der Herausgeber der Zeitschrift „Der Befreier“, die gegen die Sklaverei war, wurde zu jener Zeit (1835) in vielen Zeitungen als einer der hartnäckigsten Sklavereigegner bezeichnet. Auf seinen Kopf wurden Belohnungen, meines Wissens bis zu 50 000\$, ausgesetzt. Die Bürger von Boston im Umfeld der Washington Street, dort wo die Versammlungen gegen die Sklaverei gehalten wurden, erregten sich immer mehr, bis sie sich schließlich eines Nachmittags um das Gebäude versammelten, das Herrn Garrison gehörte. Sie verfolgten ihn zu einer Zimmermannswerkstatt, in die er geflohen war, zerrten ihn vor die versammelte Menge auf der Straße und legten ihm eine Schlinge um den Hals, um ihn zu erhängen. Einige seiner Freunde, die die ganzen Vorgänge beobachteten und die drohende Gefahr sahen, eilten zu ihm hin, um in dem Durcheinander einen Teil des Strickes zu ergreifen, so daß er sich nicht um seinen Hals zuziehen konnte. Mehrere Menschen aus der Menge hielten das andere Ende des Strickes. Alle rannten und schrien in großer Aufregung durcheinander. Die große Menge der „Männer von Stand und Ansehen“ standen dabei und sahen mit atemloser Span-

nung, was mit dem Opfer geschah. In der Zwischenzeit rannten die Menge und die Freunde von Herrn Garrison weiter, bis sie schließlich an den Toren des Leverett-Street-Gefängnisses ankamen. Dort erreichten es seine Freunde, daß das Gefängnis geöffnet wurde und Herr Garrison zum Erstaunen seiner Verfolger aus ihrer Reichweite gelangte. Der Gefängnisaufseher ließ ihn auch nicht ohne Befehl der Gerichtsbeamten wieder frei. Sobald der Sturm abflaute, wurde Herr Garrison in Ehren entlassen. Er nahm wieder seine Position ein und kämpfte weiter für die Abschaffung der Sklaverei in Amerika. Zeitungen, die für die Sklaverei schrieben, versuchten den schlechten Geschmack von diesen Vorgängen in der Hauptstadt der „Pilgerväter“ zu beseitigen. Sie versuchten allen Anschein wegzunehmen, daß es sich dabei um das Werk einer aufgewühlten Menge handelte. Sie behaupteten, daß die Menschen, die sich bei dieser Gelegenheit versammelt hatten, „Männer von Stand und Ansehen“ waren.

Vor dem beschriebenen Vorfall und während die Frage der Sklaverei heftig diskutiert wurde, zeigte sich am Himmel eine wunderbare Erscheinung, die Bestürzung und Unruhe unter den Menschen hervorrief: Sterne in unbeschreiblich großer Zahl fielen vom Himmel! Viele Wachleute in den Städten, Seeleute auf dem Meer, die die Nachtwache hielten, sowie andere, die wach waren und ihre Freunde zusammenriefen, um das Fallen der Sterne zu beobachten, berichteten, was sie gesehen hatten. Auch die Zeitungen jener Zeit schrieben darüber. Ich möchte hier einige Auszüge zitieren. Der erste stammt aus dem „New York Journal of Commerce“ vom 15. November 1833: Henry Dana Ward schreibt zum Abschluß des oft zitierten Berichtes:

„Wir fragten den Wachmann, wie lange das Schauspiel gedauert habe. Er sagte: ‚Ungefähr gegen 4 Uhr war es am dichtesten.‘ Wir schauten zu, bis die aufgehende Sonne die fallenden Sterne und die Fixsterne verschwinden ließ, bis schließlich nur noch der Morgenstern am Himmel stand, um den Tag anzukündigen. Achten Sie bitte auf die Bemerkungen eines meiner Freunde, eines Geschäftsmannes, der ebenso gebildet ist wie die meisten intelligenten Geschäftsleute dieser Stadt, die sich aber nicht ausführlich mit Wissenschaft beschäftigt haben. Als wir uns zum Frühstück niedersetzten und über die Vorgänge sprachen, sagte er: ‚Ich hielt meinen Blick fest auf den Morgenstern gerichtet. Ich dachte, daß wir sicher sind, solange dieser Stern fest steht; aber jeden Moment fürchtete ich, daß er verschwinden würde und mit ihm die anderen Sterne

ebenfalls weggleiten würden.‘ Der Leser wird zustimmen, daß diese Bemerkung eines intelligenten Augenzeugen durch einen unwiderstehlichen Eindruck hervorgerufen wurde, daß sich das ganze Himmelszelt bewegte, daß alle Sterne durcheinandergerieten, aber daß Hoffnung vom Morgenstern her leuchtete, der niemals herrlicher erschien.“

In einer späteren Veröffentlichung ist hinzugefügt: „Die Dämmerung dauerte eine volle Stunde an diesem Morgen und war früher als normal, und der ganze östliche Himmel erschien wie milchiges Glas, so wie ich es noch nie vorher und auch später nie mehr gesehen habe. Ein offener Torbogen von herrlichem Licht erhob sich im Osten, und über diesem Bogen strahlte der Morgenstern unbeschreiblich schön in seiner Helligkeit und Festigkeit an dem dunklen, durchsichtigen und fast explodierenden Firmament.“

Aus dem „Baltimore Patriot“: „Herr Munroe, als ich heute am frühen Morgen aufwachte (13. November 1833), konnte ich eines der größten und alarmierendsten Schauspiele beobachten, das jemals Menschaugen sehen durften. Das Licht in meinem Zimmer war so hell, daß ich die Zeiger meiner Uhr sehen konnte, die über meinem Mantel hing. Ich dachte, dieses Licht käme von einem Feuer, vermutlich in meinem Vorgarten. Ich sprang zum Fenster und sah, wie Sterne oder andere Himmelskörper in Strömen herabfielen, zahlreicher als ich je die Schneeflocken in einem Schneesturm oder Regentropfen bei einem Gewitter gesehen habe.“

Aus dem „Christian Advocate and Journal“ vom 13. Dezember 1833: „Die Erscheinung der Meteoriten am Morgen des vergangenen 13. Novembers war in ihrer Art so einzigartig und interessant, daß sie mehr als nur einer Bemerkung wert ist. Die lebendigen und anschaulichen Beschreibungen, die in unterschiedlichen Zeitschriften veröffentlicht wurden, übertreiben nicht die Realität. Tatsächlich kann die Herrlichkeit dieses Schauspiels mit Worten nicht beschrieben werden. Ich zögere nicht zu behaupten, daß es unmöglich ist, eine Vorstellung von dieser Schönheit zu haben, wenn man es nicht selber gesehen hat. Es schien, als ob der gesamte Sternenhimmel sich um einen Punkt versammelt hätte, und zwar gerade im Zenit, als ob von da wieder Sterne zu allen Teilen des Horizontes wie Blitze hinweggeschossen; und trotzdem nahm es kein Ende; Tausende folgten Tausenden, als ob sie gerade geschaffen worden waren, und sie erleuchteten den Himmel mit Linien strahlenden Lichtes.“

Der „Commercial Observer“ vom 25. November 1833, kopiert aus dem „Old Countryman“, schreibt: „Wir berichten von dem Feuerregen, den wir am letzten Mittwoch morgen beobachtet haben, ein erschreckendes Zeichen, ein sicherer Vorbote, ein Gnadenzeichen für den großen Tag, an dem die Erdenbewohner erleben werden, wie das 6. Siegel geöffnet wird. Die Zeit steht unmittelbar bevor, die nicht nur im Neuen Testament, sondern auch im Alten beschrieben wird. Ein treffenderes Bild als einen Feigenbaum, der seine grünen Blätter (oder Feigen) abwirft, wenn er von einem Sturm bewegt wird, kann man sich nicht vorstellen.“

Ein Auszug aus dem „People’s Magazine“, Boston vom Januar 1834: „Das Rockingham Register nennt den Sternenfall einen ‚Feuerregen, man konnte Tausende von Sternen auf einmal sehen.‘ Einige berichten: ‚Es begann mit einem schrecklichen Lärm.‘“

Der Lancaster „Examiner“ schreibt: „Die Luft war mit einer unzählbaren Menge von Meteoren oder Sternen gefüllt . . . Hunderttausende strahlender Körper konnte man in jedem Moment fallen sehen . . . sie fielen in einem Winkel von ungefähr 45° auf die Erde herab, und sie sahen aus wie Feuerblitze.“

Der Salem „Register“ berichtet, daß sie in „Moca im Roten Meer“ gesehen wurden. Das „Journal of Commerce“ schreibt, daß „das Schauspiel 300 Meilen diesseitig von Liverpool genauso herrlich war wie hier“, und daß in der Region „St. Lawrence“ zu dieser Zeit ein Schneegestöber herrschte und die Sterne wie Blitze erschienen „ . . . und daß sie in Germantown, Pa, wie große Hagelschauer aussahen“.

Der Kapitän eines Walfangschiffes aus New Bedford, den ich kannte, berichtete, daß er die fallenden Sterne überall um sich herum sah, als er an der Küste von Kalifornien vor Anker lag.

Professor Olmstead vom Yale College sagte: „Der Sternenfall von 1833 war so umfassend, daß er einen beträchtlichen Teil der Erdoberfläche abdeckte. Von der Mitte des Atlantiks im Osten zum Pazifik im Westen; von der Nordküste Südamerikas bis zu den britischen Besitzungen im Norden konnte man das Schauspiel überall in ähnlicher Weise beobachten. Diejenigen, die das Vorrecht hatten, diesen Sternenfall am Morgen des 13. Novembers 1833 zu beobachten, sahen vermutlich das größte Schauspiel eines himmlischen Feuerwerks, das jemals seit der Erschaffung der Welt gesehen worden ist.“

Kapitel 21

William Miller predigt

In Verbindung mit diesen bedeutenden Zeichen am Himmel durchsetzte auch die Reform der Lebensgewohnheiten die Vereinigten Staaten wie ein Sauerteig. Allem Anschein nach gab es irgendwie eine unsichtbare Macht, die jene unterstützte, die sich gegen die Massen stellten und ihre Energie und ihre Kraft für Männer, Frauen und Kinder einsetzten, um ihnen zu helfen und der Unmäßigkeit und Sklaverei entgegenzustehen.

Diese Unmäßigkeit und Sklaverei würde uns schließlich, wenn sie nicht aufgehalten würde, völlig unter den Standard jeder zivilisierten Nation auf der Erde erniedrigen, bevor diese Generation sterben würde.

Das Unentschuldigbarste in diesem Werk war, daß sich sogar Pfarrer und Prediger, die einen christlichen Charakter vorgaben, für die Sklaverei einsetzten, den Genuß und Handel von Rum unterstützten und einen großen Teil ihrer Gemeinden und Versammlungen unter ihrem Einfluß hielten. Andere blieben stumm und warteten, wie ihre Freunde sich entscheiden würden. Einige allerdings hatten auch einen ehrenwerten festen Stand im Werk der Reform.

Es gab mehr und mehr Gesellschaften, die sich an verschiedenen Plätzen für die Verbesserung der Lebensgewohnheiten einsetzten, und genauso gab es Friedensbewegungen, die den Krieg abschaffen wollten. Sie schlugen vor, alle Streitereien und Schwierigkeiten, die bedeutend waren, zur Seite zu tun und sich auf eine Versammlung aller Nationen zu beziehen.

Nachdem ich meine Farm, von der ich vorher erzählt hatte, fertig aufgebaut hatte, begann ich Maulbeerbäume zu züchten, um mit ihren Blättern Seidenraupen zu füttern und so Seide zu gewinnen. Ich hatte an meinem Ort ein Schulhaus erbaut und wollte eine Schule für die Jugend einrichten, damit sie ein Handwerk erlernen konn-

ten. Ich hatte mir vorgenommen, sie eine Zeitlang einzusetzen, das Blätterwerk der Maulbeerbäume zu sammeln und mich bei dem Füttern der Seidenraupen zu unterstützen; während dieses Werk voranging, gingen auch die anderen Bereiche des Geschäftes voran, so wie das Vorbereiten und das Verkaufen der Seide. Nachdem ich einiges über dieses Thema gelesen hatte, konnte ich sehen, daß die Seide sowohl in Neuengland als auch in Europa produziert werden konnte. Während meine Bäume reiften, fütterten wir die Seidenraupen für zwei oder drei Zeiträume mit nur geringem Aufwand. Das zeigte mir, daß mit genügender Aufmerksamkeit und Sorgfalt das Geschäft durchaus lohnenswert war. Viele, die zu diesem Zeitpunkt so wie ich ein Geschäft begannen, begaben sich in den Bereich der Spekulation. Sie versuchten, Bäume für den Verkauf zu züchten. Einige wurden reich, doch viele wurden enttäuscht und gelangten dabei in den Bankrott. Man konnte einfach keinen großen Gewinn machen, wenn man mit dem Geschäft der Seidengewinnung erst begann. Ich versuchte weiter, meine Bäume aufzuziehen, bevor ich in das Geschäft eintrat, und ich hatte viele Bäume, die Frucht brachten. Schließlich wollte ich allein von diesem Geschäft leben.

Im Herbst des Jahres 1839, während ich auf meinem Landstück beschäftigt war, kam Ältester R., ein Verwandter von mir, ein Prediger in der christlichen Gemeinde und rief mich und fragte, ob ich nicht nach New Bedford gehen wollte, das ungefähr zwei Meilen entfernt war, um an diesem Abend eine Predigt von ihm über das zweite Kommen Christi zu hören. Ich fragte Ältesten R., ob er wohl irgend etwas über das Kommen des Heilandes darlegen oder beweisen könnte. Er antwortete, daß er das wohl könnte. Er sagte, daß er in dem Gemeindehaus der christlichen Kirche in New Bedford fünf Vorträge über diesen Gegenstand halten würde. Ich versprach, mit ihm dorthin zu gehen, aber ich war sehr erstaunt, daß irgend jemand etwas über die Zeit, wann der Heiland zum zweiten Mal kommen würde, sagen könnte.

Kurz zuvor, als ich an einem Abend Freunde besuchte, sagte Ältester H., daß er gehört habe, daß da ein Herr Miller wäre, der im Staat New York erzählt hätte, daß der Herr Jesus Christus im Jahr 1843 wiederkommen würde. Ich glaube, das war das erste Mal, daß ich von dieser Sache hörte. Es erschien mir so unmöglich, daß ich versuchte, dem zu widersprechen, aber es wurde mir gesagt, daß dieser Herr Miller eine sehr große Menge aus der Bibel darlegte, um es zu beweisen. Aber als ich hörte, daß Ältester R. Schriftzeugnisse über diesen Gegenstand in seinem ersten Vortrag darlegen

würde, war ich höchst interessiert. Genauso war auch meine Ehefrau sehr interessiert.

Nach dem Treffen waren wir ein ganzes Stück nach Hause geritten und in Gedanken noch sehr in dieses wichtige Thema vertieft, bis ich schließlich das Schweigen brach und sagte: „Das ist die Wahrheit!“ Meine Frau antwortete: „Du bist immer so schnell in allem!“ Ich antwortete, daß Ältester R. es für mein Verständnis so deutlich dargelegt hatte, aber wir würden ja noch weiter hören. Die Treffen gingen weiter, die Versammlungen waren sehr gut besucht, und immer mehr Leute kamen, und ich empfand, daß meine Gedanken sehr über dieses wichtige Thema erleuchtet wurden.

Jetzt erhielt ich das Buch von William Miller mit seinen 19 Lektionen, das ich mit tiefstem Interesse durchlas, ganz besonders seine Argumente über die prophetischen Perioden von Daniels Vision. Ich hatte sie bisher, wenn ich die Bibel gelesen hatte, als so schwierig empfunden, daß ich mich fragte, was denn für eine Wichtigkeit in jenen Tagen liegen konnte, die mit den Prophezeiungen der Kapitel 7 und 8 verbunden waren. Jetzt lernte ich, daß jene Tage sich auf Jahre bezogen und daß diese Jahre 1843 zu Ende gehen sollten. Nach Herrn Millers Auslegung der Prophezeiungen würde Jesus zu diesem Zeitpunkt persönlich das zweite Mal auf die Erde kommen.

Mit meinem eingeschränkten Einblick in diesen Gegenstand des zweiten Kommens Christi sah ich, daß Herr Miller recht hatte, wenn er auf das baldige Kommen des Heilands wartete, und daß der wichtigste Punkt der ganzen Darlegung in der Frage bestand, wann denn die prophetischen Perioden im Buch Daniel begannen, damit man sie bis zu ihrem Schluß nachverfolgen konnte. Die erste Ausgabe der Schrift von William Miller stammt aus dem Jahr 1832. Einige sagen, daß er seine erste Darlegung im August 1833 gegeben habe. Seine ersten Vorlesungen in Boston/Massachusetts in der Chardon-Straße und Marlborough-Kirche fanden im Winter 1840 statt. Dies öffnete den Weg für den Ältesten Josua V. Himes aus Boston, der als Herausgeber die erste Zeitschrift über das zweite Kommen unseres Herrn und Heilands Jesus Christus veröffentlichte. Diese Zeitschrift nannte er im März 1840 „Die Zeichen der Zeit“; sie wurde in Boston/Massachusetts herausgegeben.

Da Ältester Himes genausowenig Mittel zur Verfügung hatte wie jeder andere Prediger, der zu dieser Zeit öffentlich und kühn die Notwendigkeit einer moralischen Reform predigte und sein äußerstes

Verlangen darlegte, eine Zeitschrift über diesen Gegenstand und über den Gegenstand des zweiten Kommens Christi zu veröffentlichen, gab ihm ein älterer Seekapitän aus dem Staate Maine, der anwesend war, einen Silberdollar. Ältester Himes sagte: „Mit diesem einen Dollar werden wir beginnen, ‚The Signs of the Times‘ zu veröffentlichen.“

Um einen Eindruck über den Effekt von Herr Millers Predigten zu dem Thema des zweiten Kommens Christi zu geben, werde ich hier einige Absätze aus Briefen zitieren, die in „The Signs of the Times“ am 15. April 1840 veröffentlicht wurden. Der erste kommt aus der Feder des Ältesten Millard aus New Hampshire. Er schreibt:

„Am 23. Januar kam Bruder Miller in die Stadt und begann in der Kapelle seine Vorlesungen über das zweite Kommen Christi. Während der neun verbleibenden Tage kamen immer mehr Menschen, um ihm zuzuhören. Bevor er seine Vorträge beendete, kam eine sehr große Anzahl von beängstigten Seelen nach vorne, um zu beten. Unsere Treffen gingen jeden Tag und jeden Abend weiter und auch eine Zeitlang, nachdem er den Ort verlassen hatte. Ein solch bedeutendes Gefühl, wie es die ganze Versammlung durchwehte, haben wir an diesem Ort seither nie mehr beobachtet. Häufig kamen an einem Abend 60 bis 80 nach vorne, um zu beten. Ein solch ehrfürchtiger Geist war an diesem Versammlungsort, daß ein verhärteter Sünder es kaum hätte aushalten können. Alles war ordentlich und heilig. Normalerweise waren die Seelen, sobald sie befreit waren, auch bereit, es zu verkünden, und sie ermahnten ihre Freunde in überaus ansprechender Weise, zur Quelle des Lebens zu gehen.“

Unsere Treffen setzten sich Abend für Abend sechs Wochen lang fort. Wochenlang klangen die Kirchenglocken für die täglichen Treffen in unserer Stadt wie ein beständiger Sabbat. Tatsächlich war eine solche Bewegung in Portsmouth noch niemals vorher beobachtet worden. Es wäre schwierig, die Anzahl der Bekehrungen in dieser Stadt zu zählen. Vermutlich waren es zwischen 500 und 700. Niemals seit ich gelebt habe, konnte ich mich mehr des Himmels erfreuen als in unseren letzten Treffen und Taufgelegenheiten. Am Ufer versammelten sich Tausende, um dieser heiligen Einrichtung beizuwohnen, und viele verließen den Platz mit Tränen.“

Ein anderer Brief des Ältesten Fleming aus Portsmouth lautet:

„Die Dinge gehen mit Macht voran. Letzten Abend kamen ungefähr 200 Personen zum Gebet nach vorne, und das Interesse scheint

dauernd zuzunehmen. Die gesamte Stadt ist aufgeregt. Die Vorträge von Bruder Miller erzeugen keine Angst, im Gegenteil. Die große Aufregung besteht vielmehr bei denen, die nicht nach vorne kommen. Aber diejenigen, die sorgfältig zuhören, sind weit entfernt von einfacher Aufregung und Alarmiertheit. Das Interesse, das durch die Vorträge erweckt worden ist, ist von sehr überlegter Art, und obwohl es die größte Erweckung ist, die ich jemals gesehen habe, so ist doch die geringste leidenschaftliche Erregung darin. Es scheint besonders die männlichen Mitbürger zu treffen. Was diesen Effekt hervorruft, ist folgendes:

Bruder Miller nimmt einfach das Schwert des Geistes, aus der Scheide gezogen und bloß, und legt die scharfe Kante an das nackte Herz, und dann schneidet es; das ist alles. Vor der Schneide dieser mächtigen Waffe fällt die Gottlosigkeit. Falsche Fundamente verschwinden, und die Handelsleute Babylons wundern sich.

Es scheint mir, daß das der Erweckung in der apostolischen Zeit sehr ähnlich ist, vielmehr als irgend etwas, das in diesen modernen Zeiten jemals gesehen wurde.“

Am 6. April schreibt derselbe Autor:

„Es hat wohl niemals soviel religiöses Interesse unter den Einwohnern dieser Gegend gegeben wie zur Zeit. Herr Miller muß als Instrument angesehen werden, obwohl es viele leugnen werden. Viele sind nämlich völlig unwillig zuzugeben, daß Gott als Folge des Wirkens von Herrn Miller ein gutes Werk getan hat. Und trotzdem ist es äußerst offensichtlich, daß es Gottes Werk ist. Bei einigen unserer Treffen haben bis zu 250 Personen ihr Verlangen nach Religion ausgedrückt, indem sie nach vorne kamen, um zu beten. Und zwischen 100 und 200 haben angegeben, daß sie sich während dieser Treffen bekehrt hätten.

Und jetzt hat sich das Feuer in der ganzen Stadt entzündet und auch im umliegenden Land. Einige Rumhändler haben ihre Läden geschlossen und sie als Versammlungsorte zur Verfügung gestellt. Jene Orte, die ehemals der Unmäßigkeit und Schlägerei hingegeben waren, gelten jetzt als Orte von Gebet und Lobpreis. Ungläubige, Deisten, Universalisten und die am meisten heruntergekommenen Menschen bekehrten sich. Gebetsgemeinschaften wurden fast zu jeder Stunde überall in der Stadt von ganz verschiedenen Glaubensrichtungen oder von einzelnen eingerichtet. Ich wurde in den Raum einer unserer Banken geführt, wo ich 30 oder 40 Männer verschie-

dener Glaubensrichtungen sah, die sich um 11.00 Uhr morgens zum Gebet versammelten! In knappen Worten einen passenden Eindruck von dem Interesse zu geben, das in der Stadt war, ist fast unmöglich. Einer der größten Buchverkäufer sagte mir, daß er in diesem Monat, seit Herr Miller hier war, mehr Bibeln verkauft hatte als vorher in vier Monaten.“

Was wurde nun von anderen über Herrn Miller und seine Lehre gesagt?

Herr Hawley schreibt an den Ältesten Himes am 10. April 1840: „Während eines Gespräches, das ich mit Ihnen vor einigen Tagen hatte, baten Sie mich, einen Bericht über die Ergebnisse der Vorträge von Herrn Miller in unserer Gegend zu geben. Bevor ich Ihrer Bitte nachkomme, möchte ich gerne bemerken, daß ich nicht den Vorstellungen von Herrn Miller anhänge. Aber ich stehe dieser Auseinandersetzung sehr positiv gegenüber. Ich glaube, daß die Vorträge von Herrn Miller mit der Evangeliumswahrheit durchdrungen sind. Wo immer auch seine Irrtümer bezüglich des Kommens unseres Herrn liegen mögen, so tut er doch viel Gutes. Ich freue mich, daß dieser Gegenstand des zweiten Kommens Christi in unserer Gemeinde so frohen Herzens diskutiert wird, daß die öffentliche Meinung über die großen Themen der Religion geweckt wird, um die wachsende Weltlichkeit und Sinnlichkeit der gegenwärtigen Zeit in Grenzen zu halten. Herr Miller hat Vorträge in dieser und auch in weiteren angrenzenden Städten mit bemerkenswertem Erfolg gehalten. Es folgten wertvolle Erweckungen in religiösen Dingen in allen diesen Orten. Ich möchte auch deutlich sagen, daß ich nichts in seinen ganzen Darlegungen sehen kann, daß die Menschen zur Unmoral hinführt. Im Gegenteil, ich glaube, daß es den entgegengesetzten Effekt hat. Die Fakten sprechen zu deutlich in dieser Sache, als daß man sie nicht bemerken kann.“

Aus Maine wird im „Wesleyan-Journal“ im Mai 1840 berichtet:

„Herr Miller hat in Portland in der Gemeinde in der Kasko-Straße vor überfüllten Häusern Vorträge über sein bevorzugtes Thema, das Ende der Welt, gehalten. Da wir als getreue Darleger für die vergangenen Ereignisse gelten, wird von uns erwartet, daß wir etwas zu diesem Mann und zu seinen Ansichten sagen.“

Herr Miller ist ungefähr 60 Jahre alt, ein einfacher Farmer von Hampton im Staat New York. Er ist ein Mitglied der Baptisten-Kirche an diesem Ort, von wo er gute Zeugnisse für sein Verhalten

bringt. So wie wir sehen, hat er viele Zeugnisse von Geistlichen verschiedener Glaubensrichtungen, die seinen allgemeinen Charakter als gut darstellen. Wir meinen, daß er ein Mann mit einer einfachen allgemeinen Schulbildung ist. Offensichtlich besitzt er einen starken Verstand, der über 14 Jahre sich ausschließlich auf das Erforschen der biblischen Prophezeiungen spezialisiert hat. Die letzten acht Jahre seines Lebens hat er damit verbracht, über sein bevorzugtes Thema Vorträge zu halten. Die Theorie von Herrn Miller besteht darin, daß im Jahr 1843 Christus persönlich wieder auf diese Erde kommen wird. In einer sehr eindrucklichen Art und Weise bringt er all die geheimnisvollen Zahlen der biblischen Prophetie auf das bedeutende Jahr 1843 zusammen. Zuerst läßt er die 2300 Tage (oder Jahre) aus Daniel 8,14 zur gleichen Zeit beginnen wie die 70 Wochen (oder 490 Jahre). Diese letzte Zeitperiode hörte zu der Zeit auf, als der Messias starb, im Jahre 33 nach Christus. Die erste Zeitperiode braucht deshalb 1810 Jahre länger oder bis zum Jahr 1843, wo das Ende kommen wird.

Herr Miller hängt sich an die buchstäbliche Auslegung und läßt niemals zu, daß nur eine gleichnishafte Auslegung richtig ist, angenommen wenn es wirklich erforderlich ist, um ein genaues Verständnis zu bekommen, oder wenn es von einem Ereignis getroffen wird, das dargestellt werden sollte. Zweifellos glaubt er ganz fest all das, was er selbst lehrt. Seine Vorträge sind durchtränkt mit äußerst eindringlichen Ermahnungen an die Gottlosen, und er geht mit den Universalisten um wie mit Handschuhen aus Stahl.“

Kapitel 22

Erste Konferenzen

„The Signs of the Times“ von Boston, Massachusetts, vom 1. und 15. September 1840 veröffentlichte einen Aufruf für eine Generalkonferenz in Hinsicht auf das Kommen unseres Herrn Jesus Christus:

„Die Unterzeichnenden, Gläubige an das bevorstehende zweite Kommen Christi, vereinigen sich, eine allgemeine Konferenz aller Geschwister in den Vereinigten Staaten und von anderen Ländern einzuberufen, die ebenso auf die nahe Wiederkunft warten. Dieses Treffen soll in Boston am 14. Oktober 1840 um 10.00 Uhr morgens beginnen und 2 Tage oder so lange, wie es notwendig erscheint, dauern. Der Gegenstand der Konferenz wird nicht sein, Glaubensorganisationen zu gründen oder Geschwister anzugreifen, die eine andere Meinung über die Wiederkunft haben, sondern die Wahrheit sorgfältig und offen im Geist Christi zu diskutieren, in dem wir auch vor seinen Gerichtsstuhl treten können.

William Miller, Henry Dana Ward, Henry Jones, Henry Plumer, John Truar, Josiah Litch, Joshua Atwood, Daniel Merrill, David Millard, L.D. Fleming, Joseph Bates, C.F. Stevens, P.R. Russell, Isaiah Seavy, Timothy Cole, J.V. Himes.

Wir haben weitere Namen bekommen, die aber zu spät kamen, um sie mit in die Liste aufzunehmen. Es wird erwartet, daß nur die sich aktiv an der Konferenz beteiligen, die ihren Glauben an die nahe Wiederkunft unseres Herrn Jesus Christus und seines Königreiches bekennen. Es wird auch erwartet, daß keiner an der Diskussion teilnimmt, der nicht vorher dem Einladungskomitee seinen Beitrag vorgestellt hat, den er auch in der Diskussion vorbringen will.“

In Übereinstimmung mit diesem Aufruf traf sich die Generalkonferenz in der Hardon-Street-Kapelle in Boston am 14. Oktober 1840 und dauerte zwei Tage mit zunehmendem Interesse. Am Ende die-

ses Treffens wurde mit ungefähr 200 Teilnehmern verschiedener Glaubensrichtungen ein Abendmahl abgehalten. Viele von ihnen kamen aus abgelegenen Ortschaften. Das Treffen schloß mit dem Lied „Wenn Du, gerechter Richter, kommen wirst“.

Der Geist Gottes war von Anfang an über der Versammlung. Aber jetzt schien er die ganze Versammlung zu bewegen. Der Gesang der Lieder, der eben erwähnt wurde, geschah unter dem Geist Gottes und auch mit Verstand. „Dank sei dem Herrn für eine solch schöne Gelegenheit!“

Von dieser Konferenz wurde ein Rundschreiben mit 150 Seiten herausgegeben, das Tausenden weitergegeben wurde, die den Glauben an Jesu zweites Kommen hatten; sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in anderen Ländern. Ältester Himes nahm dieses Werk mit dem ganzen Eifer auf, den auch Josua im Alten Testament zeigte. Er predigte, er gab heraus, er verbreitete das Licht, das über die zweite Ankunft Christi gefunden wurde. Das tat er nicht, weil er an das zweite Kommen Christi im Jahr 1843 glaubte, denn in einer Unterhaltung mit ihm einige Zeit, nachdem er „The Signs of the Times“ herausgegeben hatte, erzählte er mir, daß er nicht mit genügender Klarheit sehen konnte, daß Christus zu diesem Zeitpunkt wiederkommen würde, weshalb er es auch nicht glaubte. Ich fragte: „Wenn das Ihre Position ist, warum verkündigen Sie dann diese Sache in einer solch öffentlichen Weise?“ Seine Antwort war, daß er diese Position einnahm, um alles Licht herauszubringen, das über diese Sache bekannt war, und weil es auf diese Weise möglich sei, daß er klarer sehen würde und es doch noch glauben würde. Später tat er es und gab dies auch zu.

Ich kannte Ältesten Himes von seiner Jugend an und war seit vielen Jahren eng mit ihm in der gesamten Reformbewegung jener Tage befreundet. Oft wurde ich durch seine Predigten erfreut, gestärkt und aufgebaut. Ich wußte, daß er überaus eifrig, aber nicht fanatisch, für die Sache Gottes einstand. Der Gegenstand, den ich hier erzähle, zeigt die Stärke seines Charakters und daß er für seine Arbeit, die er tat, nicht von Menschen bewegt wurde.

Vor dieser Konferenz hatte ich mich selbst als einer der Eigentümer der New Bedford-Brücke engagiert. Ich war für die Reparatur verantwortlich und auch dafür, daß sie beständig für Wagen und Fußgänger passierbar war. Deshalb gab es immer wieder Zweifel, ob ich auch zu den Treffen kommen könnte.

Gleichzeitig waren wir damit beschäftigt, Steine aus dem Kanal herauszuholen, die bei niedrigem Wasserstand ein Hindernis für die schwerbeladenen Schiffe waren, die hindurchfahren mußten. In unserer Arbeit mit diesem neuen Geschäft, nämlich die Steine und die Felsen vom Grund des Meeres herauszuholen, war die Passage früh freigelegt, so daß ich mit meiner Frau losreisen konnte, um an der ersten Konferenz in der Welt teilnehmen zu können. Darüber waren wir äußerst erfreut. Bruder Miller war nach Gottes Weisheit plötzlich krank geworden und konnte sein Heim in Low Hampton in New York nicht verlassen, um der Konferenz beizuwohnen. Viele waren darüber sehr enttäuscht.

Nach der großen Konferenz, die vorher erwähnt wurde, wurden viele Prediger eingeladen, um über die Wiederkunft Christi zu predigen. Im März 1841 begann Bruder Miller eine Serie von Vorträgen in der Washington-Street in Fairhaven durchzuführen. Ich dachte, wenn er über das zweite Kommen Christi meinen Freunden und Nachbarn predigen würde, dann wäre ich bereit, meinen Platz im Versammlungshaus anderen zu übergeben, falls das Haus überfüllt wäre. Ich hatte seine Vorträge schon gelesen, und ich dachte wohl, daß ich das meiste verstehen würde, das er predigte. Aber nachdem ich seinen ersten Vortrag gehört hatte, fühlte ich, daß ich bei keinem weiteren Treffen fehlen konnte, denn seine Predigt war äußerst tief und ging weit über das Geschriebene hinaus. Das Haus war so voll, daß ein großer Teil sich gar nicht hinsetzen konnte, und doch war alles völlig ruhig. Es schien so, als ob jeder für sich selber zuhören würde. Und ich glaube, daß sie es auch taten. Am nächsten Tag nach diesem Vortrag konnte jeder seinen Nachbarn fragen hören: „Wart ihr letzte Nacht auch bei dem Treffen?“ „Ja.“ „Habt ihr jemals vorher eine solche Predigt gehört?“ „Nein.“ „Was denkt ihr über die Lehre?“ usw. Viele baten Bruder Miller, daß er sich doch mit ihnen über diese Lehre unterhalten möge, und waren sehr froh über seine prompten und bereitwilligen Bibelzitate, die er zur Antwort gab. Die Ältesten Himes und Cole begleiteten ihn nach Fairhaven. Seine Arbeitswoche mit uns brachte eine sehr deutliche Veränderung unter dem Volk hervor.

Seine nächste Vorlesungsreihe begann in der folgenden Woche im nördlichen christlichen Gemeindehaus in New Bedford, ungefähr zwei Meilen entfernt. Man nahm an, daß es hier ungefähr 1500 Zuhörer geben würde, eine Menge, die in dem Haus gleichzeitig untergebracht werden konnte. Ein großer Teil der angesehenen Menschen und auch der Prediger und Geistlichen waren anwesend. Niemals

vorher war eine solche religiöse Erweckung vorhanden gewesen. Das Interesse schien tief und weitreichend.

Am Ende des letzten Treffens sprach Herr Miller von ganzem Herzen die Geistlichen an, ermahnte sie zur Treue für ihr verantwortliches Werk und sagte: „Ich habe euren Leuten über das baldige Kommen von unserem Herrn Jesus Christus gepredigt, so wie ich es von der Bibel verstehe. Wenn ihr meint, daß es richtig ist, was ich gepredigt habe, dann ist es überaus wichtig, daß ihr es auch in euren Versammlungen predigt. Wenn ich aber falsch liege, dann bitte ich euch, mich zu berichtigen.“ Er drückte ein starkes Verlangen aus, sich nochmals mit ihnen zu treffen, bevor er diesen Ort verlassen würde, um diesen Gegenstand mit ihnen zu überprüfen. Der Baptisten-Prediger schlug vor, sich am nächsten Morgen um 9.00 Uhr in der William-Straße zu versammeln.

Zum damaligen Zeitpunkt war ich kein Prediger, aber ich hatte ein großes Verlangen, dieses Treffen zu besuchen, um zu hören, wie diese Geistlichen die Botschaft vom zweiten Kommen Christi aufgenommen hatten. Auf Bitten hin wurde einer Anzahl von Laiengliedern, ich eingeschlossen, erlaubt, an diesem Treffen teilzunehmen. Als das Treffen am Morgen begann, zählte ich 22 Geistliche, die in dieser Gegend oder wenige Meilen im Umkreis wohnten und ungefähr 40 Laienglieder. Nachdem dieses Treffen organisiert war, schlug Bruder Miller vor, mit den Prophezeiungen aus Daniel zu beginnen, und er bat den Leser der Schrift, mit dem zweiten Kapitel zu beginnen. Manchmal bat Bruder Miller den Vorleser innezuhalten, und dann fragte er die Geistlichen, wie sie das verstünden, was gerade gelesen wurde. Zunächst schauten sie sich gegenseitig schweigend an und schienen unwillig, ihre Kenntnisse in dieser Sache zu zeigen, oder sie wollten sehen, wer nun eine Antwort gäbe. Nach einiger Zeit antwortete einer der ausgebildeten Geistlichen: „Wir glauben es so, wie Sie es sagen, Sir.“ „Gut“, antwortete Bruder Miller. „Wenn ihr in diesem Punkt übereinstimmt, dann gehen wir weiter.“ Niemand sagte darauf etwas. Der Vorleser fuhr fort bis zu einer weiteren Frage. Wiederum war alles still, bis derselbe ausgebildete Geistliche antwortete: „Wir glauben es wie Sie, Sir.“ Und so gaben sie vor, daß sie das gleiche glaubten, bis zum Ende des Kapitels. Es war überaus erfreulich zu sehen, wie all diese Geistlichen von verschiedenen Glaubensbekenntnissen zugaben, daß sie die Lehre von der zweiten Wiederkunft Christi glaubten. Dann begannen sie mit Kapitel 7 und fuhr in Übereinstimmung mit Bruder Miller fort, bis schließlich ein Widerstand in Hinblick auf das kleine Horn im vierten Königreich

aufkam. Der Leser der Schrift, der diesen Einwand erhob, sagte, er wolle etwas darüber nachdenken, und fragte, ob dieses Treffen nicht am nächsten Tag fortgesetzt werden könnte. So wurde darüber abgestimmt und das Treffen vertagt.

Am nächsten Morgen wurde dieses Treffen fortgesetzt. Der Leser der Schrift gab dann seinen Kommentar und versuchte zu beweisen, daß Antiochus Epiphanes, einer der Könige, der das Königreich von Syrien regiert hatte, das kleine Horn des vierten Königreiches sei. Die Aussage von Bruder Miller, daß das nicht sein konnte, sondern daß das kleine Horn Rom sei, konnte ihn nicht befriedigen. Hier endete das Treffen ohne weitere Bemühungen von ihrer Seite. Seit diesem Zeitpunkt wurde der Gegenstand des kleinen Horns in Daniel 7 und 8 ausführlich kritisiert, und es wurde festgestellt, daß Rom diese Macht ist.

Ältester Andrews sagt dazu:

„Von vielen Begründungen zu der obigen Aussage wollen wir eine herausziehen. Diese Macht sollte gegen den Fürsten aller Fürsten aufstehen (Vers 25). Der Fürst aller Fürsten ist Jesus Christus (Offenbarung 1,5; 17,14; 19,16). Aber Antiochus starb 164 Jahre, bevor unser Herr geboren wurde. Aus diesem Grund ist es klar, daß eine andere Macht in dieser Prophetie gemeint ist. Um die Anwendung dieser Prophezeiungen auf die römische Macht abzuwenden, sowohl von der heidnischen als auch von der päpstlichen, haben die Papi- sten sie von Rom auf Antiochus Epiphanes hin übertragen, einem syrischen König, der dem Befehl Roms nicht widerstehen konnte. Diese Anwendung wurde von den Papisten gemacht, um ihre Gemeinde davor zu bewahren, daß sie als Erfüllung dieser Prophezeiungen gesehen wird. Und darin folgten ja die meisten derer, die den Adventglauben ablehnten.“

Ein weiterer Beweis, daß Rom die Macht war und daß unser Herr und Heiland der Fürst war, gegen den diese Macht aufstand, kann aus Apostelgeschichte 3,15; 5,31 und Kapitel 4,26-27 gesehen werden.

Die zweite Konferenz über das zweite Kommen Christi wurde in Lowell, Massachusetts, vom 15. bis 17. Juni 1841 gehalten. Bei diesem Treffen war Josiah Litch aus Boston, Massachusetts, anwesend. Bruder Litch stellte mir 1838 seine Darlegung des neunten Kapitels der Offenbarung vor und sagte den Fall des Osmanischen Reiches am Ende dieser prophetischen Zeit voraus, nämlich „einer Stunde

und einem Tag und einem Monat und einem Jahr“. Das wäre am 11. August 1840, wenn der sechste Engel zu posaunen aufhören würde und das zweite Wehe vorbei sei. Nachdem offizielle Meldungen über die Revolution gekommen waren, die gerade im Osmanischen Reich zu Ende gegangen war, kam er zu diesem Treffen, um seine Vorhersage darzulegen, die Zehntausende mit großer Spannung erwarteten. Die Offensichtlichkeit der offiziellen Darlegungen, verbunden mit den Prophezeiungen seiner Darlegungen, bewiesen, daß das Osmanische Reich am 11. August 1840 tatsächlich beendet war.

„Und das zweite Wehe ist dahin, siehe, das dritte Wehe kommt schnell.“ Dies wiederum erweckte weiterhin das Volk Gottes und gab einen mächtigen Anstoß für die Adventbewegung.

Kapitel 23

Verkündigung der Wiederkunft Christi

Das letzte Kapitel schloß mit dem Bericht über die Konferenz in Lowell Massachusetts. Der Fall des Osmanischen Reiches kann in den Darstellungen von Josiah Litch, Band II, Seite 181 bis 200 nachgelesen werden. Auf den Seiten 189 und 190 kann das verlässliche Zeugnis eines Augenzeugen gefunden werden, der die Tatsachen beweist, ohne irgendeine Kenntnis von der Prophetie zu haben. Hier ist dieses Zitat:

Die folgende Darlegung ist von Herrn Goodell, einem Missionar in Konstantinopel, im „Missionary Herald“ im April 1841, Seite 160 veröffentlicht worden:

„Die Macht des Islam ist für immer gebrochen. Diese Tatsache können sie nicht einmal vor sich selber verbergen. Sie werden jetzt nur noch geduldet. Und obwohl es eine mächtige Bemühung durch christliche Regierungen gibt, sie aufrechtzuerhalten, so sinken sie doch bei jedem Schritt mit schrecklicher Geschwindigkeit tiefer und tiefer. Obwohl es ein großes Bemühen von Institutionen der zivilisierten und christlichen Länder gibt, auf diesen abgehauenen Stamm zu bauen, so verrottet doch die Wurzel sehr schnell durch ihr eigenes Gift. Wie wunderbar ist es doch: Wenn die Christenheit zusammenarbeitet, um den Fortschritt der mohammedanischen Macht zu unterbinden, dann wächst sie trotz des großen Widerstands. Und jetzt, wo all die großen Kräfte im christlichen Europa, die sich völlig fähig fühlen, alle Streitereien in Ordnung zu bringen und die Probleme der ganzen Welt zu arrangieren, sich für den Schutz und die Verteidigung des Islam zusammensetzen, genau da bricht er trotz all ihrer Bemühungen zusammen.“

Diese erstaunlichen Tatsachen beweisen, daß die Prophezeiung über das Posaunen des sechsten Engels für die 391 Jahre und 15 Tage am 11. August 1840 beendet war und daß zur selben Zeit das zweite Wehe vorbei war und das dritte Wehe bald kommen würde.

Wohl bemerkt, diese kurze Zeitspanne wird „schnell“ genannt:

Diese Zeitspanne reicht von der Zeit des zweiten Wehes des sechsten Engels bis zum Beginn des dritten Wehes und der Posaune des siebten Engels. Der Zeitraum, der „schnell“ genannt wird, bezeichnet die Zeit, um jeder Nation, jeder Zunge und Sprache durch die Verkündigung der Engelsbotschaften in Offenbarung 14,6-7 mitzuteilen, daß Jesus wiederkommt. Das stimmt mit dem Zeugnis unseres Heilands aus Matthäus 24, Vers 3 und 14 überein.

Kein Wunder, daß diejenigen, die mit äußerster Spannung auf den Untergang des Osmanischen Reiches warteten, mit solcher Klarheit sahen, daß die Zeit für ein Volk gekommen war, das die Botschaft — von diesem Zeitpunkt an bis zum Ende der prophetischen Perioden aus Daniel's Gesicht — verkündigen sollte. Und daß die Zeit gekommen war, diese Botschaft jeder Nation zu verkündigen, wurde deutlicher durch den Ruf zur zweiten Adventkonferenz, die in Boston abgehalten wurde. Sie fand in der Zeit statt, als das Osmanische Reich seine Oberherrschaft verlor, jedoch viele Wochen bevor diese Nachrichten die Vereinigten Staaten erreicht hatten. Am Ende dieser Konferenz über das zweite Kommen Christi, die wenige Wochen nach dem Aufruf im Oktober 1840 abgehalten wurde, wurde ein Bericht der Ergebnisse in die Welt verschickt; außerdem ging von da an das Werk voran, bis die Botschaft im Herbst 1844 ihr Ende fand.

Jetzt wurde Widerstand von verschiedenen Seiten deutlich, obwohl die Sache ständig wuchs. Im Oktober 1841 fand die dritte Konferenz in Portland, Maine, statt, die weitere Impulse in dieses Gebiet des Landes brachte. Weitere Konferenzen wurden an anderen Plätzen abgehalten, im Winter ganz besonders in New York City, Connecticut, New Hampshire und Vermont. Im Frühjahr hielten die Ältesten Himes und Fitch eine Konferenz in Providence, Rhode Island. Zum ersten Mal lernte ich hier Bruder Fitch kennen. Seine klare Darlegung der Prophetien über das zweite Kommen Christi wurde mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. In Verbindung mit dem Ältesten Himes sprachen diese Predigten die Herzen der Leute tief an, und viele sagten, daß sie einen starken Glauben an das nahe Kommen des Herrn hätten.

Es war wirklich wunderbar zu sehen, wie schnell bekenntliche Christen die Darlegungen aus der Bibel und aus der Geschichte annehmen konnten und wie sie all dem Lachen, Spotten und „Woher könnt ihr das wissen?“ und „Niemand weiß darüber genaueres“ einfach

nicht glaubten. Einige meiner Brüder in der „Washington-Street-Christlichen-Kirche“ wurden in ihrem Adventglauben auch schwach, was sie manchmal am Ende unserer Treffen zu mir sagten. „Bruder Bates, wir wünschen uns, daß du uns nicht soviel über das zweite Kommen Christi sagen würdest.“ „Warum?“ antwortete ich. „Glaubt ihr nicht, daß es immer noch genauso wahr ist wie damals, als Bruder Miller es hier im letzten Jahr gepredigt hat und ihr es geglaubt habt?“ „Gut, wir glauben, daß Christus kommt, aber es weiß doch niemand, wann. Bruder Miller hat gesagt, daß es ungefähr 1843 sein würde. Aber das glauben wir nicht. Wir wünschen, daß du uns aufbaust und mit uns betest, aber wir möchten nicht, daß du soviel über das zweite Kommen Christi und die Zeit darlegst.“

Zu dieser Zeit wählte unsere Gemeinde einen Pastor. Das war eine Quelle tiefster Versuchung für jene, die starkes Interesse an der Adventbewegung hatten. Viele von uns baten, aus der Gemeinschaft auszutreten, und sie wurden auch ausgeschlossen. Ich hatte über diese Frage mehrere Wochen lang eine tiefe Versuchung und hoffte, daß sich die Dinge bessern würden. Ich betete ernsthaft zum Herrn, um Licht in dieser Sache zu bekommen, und was mir gezeigt wurde, war dies, daß ich mich ruhig zurückziehen und frei sein sollte. Das tat ich, und ich teilte den Miteigentümern des Versammlungshauses mit, daß ich bereit war, meinen Anteil, den ich am Versammlungshaus hatte, ihnen zur Verfügung zu stellen. Sie lehnten mein Angebot ab. Das gab mir die Freiheit, meinen Anteil öffentlich zu verkaufen, was ich mit einem großen Opfer tat. Jetzt war ich frei von den Verantwortungen, die sich in 12 Jahren aufgebaut hatten, und der Sorge, eine freie Gemeinde aufzubauen, die nur die Bibel für ihre Regeln, für ihren Glauben und ihre Handlung nahm.

Vier von uns, Glieder der Kirche, hatten sich vereinigt und das Versammlungshaus mit Kosten von über 9000 Dollar gebaut. Drei Viertel davon gehörten uns zu dem Zeitpunkt, als ich mich zurückzog. Einige meiner besten Freunde, die sich auch in der Mäßigkeitsbewegung und in der Abschaffung der Sklaverei engagiert hatten, fragten mich jetzt, warum ich ihre Versammlung nicht mehr wie früher besuchte. Sie sagten, daß mein Glaube an das Kommen des Heilands mich um so mehr antreiben sollte, diese wachsenden Übel einzudämmen. Meine Antwort war die, daß ich dadurch, daß ich die Lehre vom zweiten Kommen Christi angenommen hatte, genug gefunden hatte, meine ganze Zeit einzusetzen, um für dieses Ereignis bereit zu werden. Außerdem wollte ich anderen helfen, das gleiche zu tun, und alle, die diese Lehre annahmen, würden selbstverständ-

lich die Mäßigkeitsgrundsätze und die Abschaffung der Sklaverei unterstützen. Diejenigen aber, die die Lehre des zweiten Kommens Christi ablehnen, wären keine wirklich wirksamen Arbeiter in der moralischen Reform. Weiterhin könnt ich keine Pflicht darin sehen, ein so großes Werk außer acht zu lassen, um nur einhändig zu arbeiten, so wie wir es getan hatten, wenn so viel mehr durchgeführt werden müßte, um uns für das Kommen Christi vorzubereiten.

Im Mai 1842 wurde in Boston, Massachusetts, eine Generalkonferenz abgehalten. Zu Beginn dieses Treffens legten Charles Fitch und Apollos Hale die bildlichen Prophetien von Daniel und Johannes dar, die sie auf einer großen Leinwand aufgemalt hatten, auf der die prophetischen Zahlen standen, um die Erfüllung zu zeigen. Bruder Fitch sagte, indem er alles von dieser Karte her erklärte, daß er denke, daß es viel einfacher sei, es einer großen Versammlung vorzustellen, wenn er es auf solch einer Karte darstelle. So war mehr Licht auf unserem Weg. Diese Brüder hatten das getan, was schon beim Propheten Habakuk in seiner Vision vor 2468 Jahren gesagt worden war: „Schreibe die Vision auf und mache sie deutlich auf Tafeln, daß jeder, der vorbeigeht, sie lesen kann. Denn die Vision ist für eine festgelegte Zeit.“ (Habakuk 2,2.)

Nach einiger Diskussion über diesen Gegenstand wurde einmütig darüber abgestimmt, daß 300 ähnliche Darstellungen fertiggestellt werden sollten. Sie wurden „Die 43 Karten“ genannt. Dies war eine überaus wichtige Konferenz. Jetzt wurde eine weitere Konferenz vereinbart, die im Juni in East Kingston, N. H., stattfinden sollte, wo sich eine riesige Menge versammelte, um die gute Nachricht von dem baldigen Kommen unseres geliebten Heilandes zu hören. Ich hatte nicht die Freude, an diesem Treffen teilnehmen zu können, aber ich hörte überaus beeindruckende Berichte darüber, was dort geschehen war. Die Treffen und die Konferenzen nahmen in den mittleren und nördlichen Staaten und in Kanada immer mehr zu. Die Prediger verbreiteten die Botschaft „Die Stunde seines Gerichts ist gekommen!“

Im August 1842 wurde eine zweite Wiederkunfts-konferenz in Littleton, Massachusetts, gehalten. Dies war die erste Zeltversammlung, die ich jemals besucht hatte. Es war überaus beeindruckend, eine solche Menge von Zelten zu sehen, außen um den Stand des Predigers herum, unter hohen schattenspendenden Bäumen. Zu Beginn des Treffens hörten wir, daß darin Familien aus verschiedenen Städten aus der Nachbarschaft dieser Versammlung wohnten und aus Lowell, einer Stadt, wo Interessierte an den Adventglauben waren.

Alle Prophezeiungen, die mit dem zweiten Kommen unseres geliebten Heilandes verbunden waren, waren das Thema der Prediger und des Volkes. Alle, außer dem gemeinen Volk, das immer wieder kam, um das Treffen zu stören, waren äußerst beeindruckt. Allerdings hörten diese Störungen auf, nachdem es die Natur unseres Treffens kennengelernt hatte, und Friede, Harmonie und Liebe waren während der gesamten Konferenz vorhanden.

Im folgenden September fand ein weiteres Treffen im südlichen Teil von Massachusetts statt, in einer Stadt namens Taunton, in einem herrlichen Hain von hohen Pinien, nahe bei der Zugverbindung zwischen Boston und New Bedford in Massachusetts und Providence in Rhode Island. Ein tiefes Interesse herrschte auf diesem Treffen, und es öffnete den Weg für Zehntausende, daß sie teilnehmen und die Verkündigung von dem kommenden Heiland hören konnten. Die Wagen, die von diesen Städten zweimal am Tag kamen und gingen, brachten in großen Gruppen Menschen zu diesem Versammlungsort. Eine große Anzahl von Predigern war anwesend. Ältester Litch leitete diese Treffen, die ungefähr eine Woche lang dauerten. Während einer morgendlichen Gebetsversammlung wurden alle diejenigen eingeladen, nach vorne zu kommen, die gerne wollten, daß für sie gebetet würde. Es wurde gesagt, daß ungefähr 30 Prediger nach vorne kamen, um sich vor dem Herrn zu beugen und Gott um Gnade baten und um eine Vorbereitung auf das Kommen Christi. Die Darlegung der Botschaft war so klar und mit solcher Macht vom Heiligen Geist begleitet, daß es eine Sünde schien, irgendwie zu zweifeln.

Während dieses Treffens kam Ältester Millard von einer Reise aus Palästina heim und hielt bei unserem Versammlungsort an. Ältester Litch stellte ihm vor der Versammlung einige Fragen über seine Missionsreise. Er fragte ihn, was er über die Lehre vom zweiten Kommen Christi gelernt hatte, während er in dem Land war. Er antwortete, daß es dort auch bekannt sei und daß man darüber rede. Diese Nachricht war verläßlich und erfreute uns. Wir hatten geglaubt, daß die Botschaft des fliegenden Engels über das ganze Land und über das Meer zu jeder Nation, jeder Sprache, jedem Volk durchdringen würde, aber das war eine Nachricht von einer ganz anderen Seite. Am Sonntag schätzte man, daß 10 000 Leute an dem Versammlungsort waren. Die klare heilige Darlegung des zweiten Kommens Christi, die inbrünstigen Gebete, das beeindruckende Singen der neuen Adventlieder, begleitet von dem Heiligen Geist des lebendigen Gottes, brachte eine so tiefe Durchdringung durch die gesamte Versammlung, daß viele vor Freude laut riefen.

Während ein Ausschuß von Leuten durch die Versammlung ging, um Spenden für die Ausgaben dieses Treffens zu sammeln, nahmen einige der Schwestern ihre Ohrringe oder Fingerringe oder andere Schmuckstücke und gaben sie den Brüdern. Viele andere folgten ihrem Beispiel. Alles wurde zur weiteren Verbreitung gegeben. Sehr bald wurde von diesem Treffen eine Nachricht verbreitet, daß bei der Konferenz in Taunton die Sammlung fast drei Mehlfässer voll Schmuckstücke gebracht hätte. Der Ausschuß, der sich wohl dachte, daß bald eine falsche Nachricht darüber weiterverbreitet würde, schickte einen der ihren sofort nach New Bedford, um den Schmuck zu verkaufen. Er tat es und bekam 7 Dollar. Wir überlegten und empfanden, daß es ungefähr sechsmal weniger war, als was wir hätten bekommen sollen. Dieses wurde getan, damit den vielen falschen Nachrichten über die zweite Adventbewegung die Tatsachen entgegengehalten werden konnten. Dieses Treffen war sehr wichtig, und es öffnete den Weg für Hunderte von weiteren Treffen in verschiedenen Städten und Dörfern in der Region dieses Landes.

Ungefähr vier Wochen später begann eine weitere Konferenz etwa drei Meilen von Salem in Massachusetts entfernt. Diese war noch größer als jede andere, die ich besucht hatte. Ältester Himes leitete dieses Treffen und stellte sein großes Zelt auf, in dem ungefähr 7000 Leute Platz hatten. Wenn man zu diesem Treffen von Salem aus kam, dann waren die Hauptstraßen und die Querstraßen alle völlig überfüllt von Gruppen von Wagen voller Leute neben all den Fußgängern. Alle drängten durch den dicken Staub bis zum Versammlungsort. Hier, auf dieser Weide, die von einem Zaun aus großen Steinen umgeben war, wo immer wieder Büsche dazwischen wuchsen, waren die vielen Zelte für dieses Treffen aufgestellt. Das riesige Zelt war über allem wie ein Leuchtturm. Es zeigte dem Seemann den Weg für den lang ersehnten Hafen. Es lud die drängende Menge ein, herinzukommen und den Botschaften Gottes über das zweite Kommen Christi zu lauschen.

Die Predigt ging wieder über die großen Themen des zweiten Kommen. Prediger und Volk hörten mit äußerster Aufmerksamkeit zu und wollten wissen, ob sich diese Dinge tatsächlich so verhielten und was sie tun mußten, um vorbereitet zu sein. Die Prediger, die anwesend waren, waren die Ältesten Himes, Litch, Fitch, Hale, Plumer, Cole und viele andere. Die Leute waren so begierig zuzuhören, daß diejenigen, die nicht in das große Zelt kommen konnten, sich unter den großen Bäumen versammelten und weiteren ausgewählten Pre-

digern zuhörten, die ihnen von den „43 Karten“, die sie an den Bäumen befestigt hatten, die Botschaft darlegten.

Als die Predigten beendet waren, wurden noch Gebetsversammlungen und Gebetsgruppen in den Zelten für die Unbekehrten durchgeführt. Die Abende wurden ganz besonders für dieses Werk benutzt. Ängstliche Seelen, die, indem sie der Wahrheit zuhörten, völlig überzeugt waren, suchten und fanden in diesen Gebetskreisen Ruhe. Manchmal hörte man einen Siegesruf nach einem vereinigten ernstem Gebet. Dann kamen viele zu diesem Zelt und wollten wissen, wer sich denn bekehrt habe, und sie wollten alle hören, was Jesus für sie getan hatte und wie sie sich auf sein Kommen freuten. Diejenigen, die sich wünschten, daß das Werk Gottes voranging, konnten sich mit den Gruppen von Männern, Frauen und den ausgewählten Predigern freuen. Sie wurden dann getauft, und wenn sie auf ihrem Weg zurückkamen und sich freuten, trafen sie andere, die jetzt genauso zur Taufe gingen.

Bruder Miller und andere hielten weitere Konferenzen in anderen Staaten ab, und er hatte so viel Arbeit, daß es ihm nicht möglich war, an irgendeinem dieser Treffen in Massachusetts, von denen ich berichtet habe, teilzunehmen. Ältester Cole sagte, während er über das zweite Kommen Christi sprach: „Letzten Abend predigte ich in einem Versammlungshaus in Merideth N.H. vor einem überfüllten Haus. Die Zuhörer waren so vom zweiten Kommen Christi beeindruckt, daß sie auf ihren Knien verweilten, nachdem ich das Treffen abgeschlossen hatte. So mußte ich über ihre Köpfe steigen, um aus dem Versammlungshaus hinauszukommen, damit ich pünktlich zu dieser Versammlung hier kommen konnte. Als ich aus dem Haus war, lagen auch die Leute im Hof auf ihren Knien, und ich ging an ihnen vorüber, weil ich gehen mußte.“

Zu dem Zeitpunkt, als der Zug von Wagen von Newburyport N.H. nach Boston kam, war Bruder Litch in seiner Predigt so weit, daß er die Prophezeiungen aus Nahum darlegte, wo steht: „An dem Tag seiner Vorbereitung werden die Pferdewagen auf den Straßen sein, sie werden wie die Fackeln sein, sie werden wie die Blitze sein“, und Bruder Litch rief aus: „Hören Sie sie nicht?“

Ja, wir hörten sie, denn sie kamen von der Salem-Station. Die richtige Zeit und die Art und Weise, um den Zuhörern die Erfüllung dieser Prophezeiung darzustellen oder um uns zu zeigen, daß wir uns ganz klar auf den Tag vorbereiteten, machte einen tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung.

Am Sonntag schätzte man, daß ungefähr 15000 Leute bei dieser Versammlung waren. Jetzt verließ Bruder Fitch uns und reiste nach Westen, um die guten Nachrichten des kommenden Heilandes dort zu verbreiten. Zwei weitere Brüder verließen auch den Ort, um das zweite Kommen Christi in Neu-England darzulegen. Dieses Treffen brachte einen großen Aufschwung für die gesamte Bewegung, der weitreichend und andauernd blieb. Als die Versammlung zu Ende war, gingen eine Menge Leute zur Salem-Station, um ihren Weg nach Boston oder in andere Ortschaften zu finden. Ein Unfall, der sich mit dem Zug von Newburyport ereignete, hielt uns im Bahnhof von Salem ungefähr zwei Stunden fest. Hier begann die ganze Gruppe Adventlieder zu singen, und sie wurden so tief davon ergriffen, daß die Leute aus der Stadt in Mengen kamen und atemlos zuhörten, bis schließlich der Zug kam und sich die ganze Szene veränderte. Ältester Hawley, der Prediger einer Kongregationalisten-Kirche, der auch seinen Glauben an die Adventdarlegung bekundete, wurde eingeladen, am Sonntag über diesen Gegenstand in der Stadt Salem zu predigen. Einige Wochen später erzählte er, daß das Interesse in der Stadt sehr groß war. So wie er es darlegte, schätzte er, daß ungefähr 7000 Zuhörer anwesend waren.

Jetzt gab es mehr und mehr Zeitschriften über das zweite Kommen Christi, und auch in den täglichen Zeitungen konnte man lesen, mit welcher Geschwindigkeit diese herrliche Lehre in Amerika und Kanada verkündigt wurde. Das Volk in den verschiedenen Staaten, Ländern, Städten und Dörfern wurde aufgerüttelt, um die gute Nachricht zu hören. Ältester Pinney aus New York sagte: „Im Jahr 1842 wurden Veröffentlichungen über das zweite Kommen Christi zu jeder Missionsstation in Europa, Asien, Afrika, Amerika und auf beiden Seiten der Rocky Mountains verschickt.“

Seit dem ersten Kommen unseres Heilandes und der Zeit von Pfingsten hat kein anderes Werk Gottes die Nationen der Erde jemals in einer so mächtigen und so schnellen Art und Weise erreicht. Diese Bewegung war so mächtig und durchdringend, daß es wirklich die Prophezeiung des fliegenden Engels erfüllte, der mitten durch den Himmel flog und ein ewiges Evangelium für die hatte, die auf Erden wohnen, für jede Nation, für jeden Stamm, für jede Sprache und für jedes Volk, und mit einer lauten Stimme sagte: „Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre, denn die Stunde seines Gerichtes ist gekommen.“

Kapitel 24

Widerstand und Zeichen am Himmel

Als die Konferenzen über die zweite Ankunft Christi, die Gebetsversammlungen und die gesellschaftlichen Veranstaltungen in verschiedenen Gegenden des Landes immer mehr wurden, wurde auch der Widerstand immer größer. Die Präsidenten und Professoren theologischer Schulen, Gelehrte und Ungelehrte, Prediger und Laien, religiöse und politische Zeitschriften und mit Vorurteilen belastete einzelne arbeiteten mit Anstrengung durch faire und unfaire Mittel, um die sogenannte „Miller-Doktrin“ zu widerlegen. Viele griffen seinen Charakter an und verleumdeten ihn auf übelste Weise. Aus den folgenden Auszügen seiner Entschuldigung und Verteidigung wird deutlich, daß sie weder sein allgemeines Ansehen unter den Menschen noch das Werk kannten, das er tat. Er beschreibt seine Bekehrung im Jahr 1816 und sagt:

„Ich war gezwungen zuzugeben, daß die Schrift eine Offenbarung Gottes sein mußte. Sie wurde mir zur Freude, und in Jesus fand ich einen Freund. Dann weihte ich mich selbst dem Gebet und dem Studium des Wortes. . . . Ich begann mit dem ersten Buch Mose und las Vers für Vers. Ich ging nicht schneller voran, als die Bedeutung der verschiedenen Abschnitte sich vor mir entfaltete, daß sie mir keine Probleme machte und ich keine Geheimnisse oder Widersprüche hinnehmen mußte. Ich machte es mir zur Gewohnheit, immer, wenn ich etwas unverständlich fand, es mit Parallelstellen zu vergleichen. Mit der Hilfe von Cruden prüfte ich alle Texte der Schrift nach, wo dieselben Worte benutzt wurden, die in der schwierigen Stelle auch waren. Dann ließ ich jedes Wort sein eigenes Gewicht in dem Thema haben, um das es in diesem Text ging. Wenn meine Gedanken mit jeder Parallelstelle der Bibel harmonisierten, hörten sie auf, eine Schwierigkeit zu sein. Auf diese Weise fuhr ich in der ersten Zeit von ungefähr zwei Jahren mit meinem Studium der Bibel fort, und ich war völlig überzeugt, daß sie ihr eigener Ausleger war.

So wurde ich im Jahr 1818 nach Abschluß meiner zweijährigen Studienzeit der Schrift, zu der heiligen Schlußfolgerung geführt, daß in ungefähr 25 Jahren von dieser Zeit an alles vorbei wäre. Mit dieser feierlichen Überzeugung, daß solche wichtigen Ereignisse in der Schrift vorausgesagt wären, um in einer kurzen Zeit erfüllt zu werden, kam die Frage mit großer Kraft über mich, welche Pflicht ich denn hätte, der Welt die Gedanken darzustellen, die mir so offensichtlich geworden waren. Wenn das Ende tatsächlich so nahe war, dann war es wichtig, daß die Welt es wüßte. . . . Verschiedene Schwierigkeiten und Widerstände stiegen immer wieder vor mir auf. . . . Auf diese Weise beschäftigte ich mich fünf Jahre von dem Jahr 1818 bis zum Jahr 1823.“

„Ich fuhr fort, die Schrift zu studieren, und war immer mehr überzeugt, daß ich, was diese Sache angeht, eine persönliche Pflicht hätte. Als ich an meiner Arbeit war, kam immer wieder dieser Ruf in meine Ohren: ‚Geh und sage der Welt ihre Gefahr!‘ Folgender Text war beständig vor mir: Hesekiel 23,8.9.

Ich tat alles, um die Überzeugung wegzudrängen, daß ich etwas tun müßte; ich dachte, daß ich meine Pflicht vor Gott dann tun würde, wenn ich allen frei darüber erzählen würde und daß Gott die notwendigen Instrumente hervorrufen würde, um sein Werk durchzuführen. Ich betete, daß ein Prediger die Wahrheit erkennen und sich für die Verbreitung einsetzen möge. Aber immer wieder wurde ich beeindruckt: ‚Geh und erzähle es der Welt; ihr Blut will ich von deiner Hand fordern.‘ . . . Ich versuchte mich dem Herrn gegenüber zu entschuldigen, daß ich nicht gehen und der Welt erzählen wollte. Ich sagte dem Herrn, daß ich nicht gewohnt war, öffentlich zu sprechen, daß ich nicht die nötigen Fähigkeiten hätte, um die Aufmerksamkeit einer Versammlung zu fesseln, daß ich völlig unfähig wäre und daß ich mich fürchtete, vor die Welt zu treten, daß sie mir nicht glauben und auch meine Stimme nicht hören würden, daß ich schlecht sprechen könnte und daß ich eine schwere Zunge hätte. Aber ich konnte keine Erleichterung finden. Auf diese Weise kämpfte ich neun Jahre lang und studierte weiter in der Schrift . . . Als ich dann 50 Jahre alt war, schien es für mich unmöglich zu sein, die Hindernisse zu überwinden, die auf meinem Weg lagen, um die Sache erfolgreich öffentlich darzustellen.

An einem Samstag nach dem Frühstück im Sommer 1833 saß ich an meinem Schreibtisch, um über eine Frage nachzudenken, und als ich dann aufstand, um an die Arbeit hinauszugehen, kam es mit noch

größerer Kraft über mich als jemals zuvor: ‚Geh und erzähle es der Welt.‘ Dieser Eindruck war so plötzlich und so stark und kam mit solcher Gewalt über mich, daß ich mich in meinen Stuhl zurücksetzte und sagte: ‚Ich kann nicht, Herr! Warum nicht?‘ schien die Antwort zu sein. Und alle meine Entschuldigungen kamen hoch, mein Mangel an Fähigkeiten und so weiter; aber meine Verzweiflung wurde so groß, daß ich einen heiligen Bund mit Gott schloß, daß ich, wenn er den Weg öffnen würde, gehen und meine Pflicht der Welt gegenüber tun würde. ‚Was meinst du denn mit den Weg öffnen?‘ schien ich gefragt zu werden. Ich sagte: ‚Wenn ich eine Einladung bekomme, um öffentlich an irgendeinem Platz zu sprechen, dann werde ich gehen, und ich werde ihnen erzählen, was ich in der Bibel über das Kommen des Herrn gefunden habe.‘ Sofort war meine ganze Last verschwunden, und ich freute mich, daß ich vermutlich auf diese Weise nie gerufen würde; denn noch niemals hatte ich solch eine Einladung bekommen: meine Kämpfe kannte niemand, und so hatte ich wenig Hoffnung, daß ich irgendwohin eingeladen würde.

Ungefähr eine halbe Stunde später, nachdem ich den Raum verlassen hatte, kam ein Sohn von Herrn Guilford aus Dresden herein, der ungefähr 16 Meilen von hier entfernt wohnte, und sagte, daß sein Vater nach mir geschickt habe und wünsche, daß ich zu ihm käme. Ich dachte, er wollte mich wegen irgendeines Geschäftes sehen, und fragte, was er denn wolle. Er antwortete, daß es in ihrer Kirche am nächsten Tag keine Predigt geben würde und daß sein Vater wünsche, daß ich kommen und dem Volk über den Gegenstand des Kommens Christi erzählen solle. Sofort wurde ich wütend über mich selber, daß ich den Bund geschlossen hatte; ich schimpfte sofort gegen den Herrn und war entschlossen, nicht zu gehen. Ich verließ den Jungen, ohne ihm eine Antwort zu geben, und zog mich mit größtem inneren Kampf in ein nahegelegenes Wäldchen zurück. Dort kämpfte ich mit dem Herrn ein oder zwei Stunden lang, um mich von dem Bund zu befreien, den ich gemacht hatte. Aber ich konnte keine Befreiung finden. Immer wieder drückte es mein Gewissen. ‚Machst du einen Bund mit Gott und brichst ihn so bald?‘ Die Sündhaftigkeit eines solchen Verhaltens überwältigte mich.

Schließlich gab ich nach und versprach dem Herrn, wenn er mich aufrechterhalten würde, dann würde ich gehen. Ich vertraute darauf, daß er mir die Kraft und die Fähigkeit gäbe, alles das auszuführen, was er von mir forderte. Ich ging zu meinem Haus zurück und sah, daß der Junge immer noch wartete. Er blieb bis zum Abendessen, und ich begleitete ihn nach Dresden.

Am nächsten Tag, soweit ich mich erinnern kann, war es der erste Sonntag im August im Jahre 1833, gab ich meine erste öffentliche Darlegung über das zweite Kommen Christi. Das Haus war gut gefüllt mit einer aufmerksamen Zuhörerschaft. Sobald ich begann, verschwand all meine Zaghaftigkeit und Verlegenheit, und ich fühlte mich nur mit der Größe des Gegenstandes beeindruckt, den ich nach Gottes Vorsehung hier darstellen sollte. Am Ende dieses Gottesdienstes wurde ich gebeten, zu bleiben und weitere Darlegungen während der Woche zu geben. Ich war einverstanden. Immer mehr Menschen kamen auch von den Nachbarstädten, und es begann eine Erweckung. Es wurde erzählt, daß sich in dreizehn Familien außer zwei Personen alle bekehrten. Am kommenden Montag ging ich nach Hause und fand einen Brief vom Ältesten Fuller aus Poltney, Vermont, vor, in dem er mich bat, über den gleichen Gegenstand einen Vortrag zu halten.

Drängende Bitten von verschiedenen Predigern und führenden Gliedern von Kirchen kamen jetzt beständig während meiner ganzen Zeit des öffentlichen Wirkens zu mir, und mehr als die Hälfte von ihnen konnte ich gar nicht erfüllen. Jetzt gingen so viele drängende Bitten ein, Plätze zu besuchen, die ich nicht erfüllen konnte, daß ich mich im Jahre 1834 entschloß, meine Gedanken in Schriftform zu veröffentlichen. Daraus ergab sich ein kleines Traktat von 64 Seiten. Die erste Unterstützung, die ich für meine Ausgaben bekam, waren zwei halbe Dollar, die ich in Kanada im Jahre 1835 bekam. Die nächste Unterstützung bekam ich im Jahr 1837, als meine Fahrtkosten nach Lansingburgh bezahlt wurden. Seither bekam ich niemals genug Geld, um meine Ausgaben bezahlen zu können. Ich würde das hier nicht anführen, wären da nicht all die vagen Geschichten, die über mich verbreitet werden.

Seit Beginn dieser Veröffentlichung (The Signs of the Times, 1840) wurde ich mit Einladungen für ganz verschiedene Orte überflutet. Ich kam diesen nach, soweit es meine Gesundheit und meine Zeit zuließen. Ich arbeitete überaus eifrig: in Neuengland, in den mittleren Staaten, in Ohio, in Michigan, in Maryland, in Columbia, in Ost-Kanada und im Westen. Ich habe ungefähr 4000 Vorträge in über 500 verschiedenen Städten gehalten.

Ich denke, daß ungefähr 200 Prediger meine Ansichten übernahmen und in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten und Kanada darlegten und daß es ungefähr 500 Menschen gab, die öffentliche Vorträge hielten. An ungefähr 1000 Orten entstanden Advent-

versammlungen mit schätzungsweise 50 000 Gläubigen. Wenn ich an die verschiedenen Orte meiner Arbeit denke, erinnere ich mich an ungefähr 6000 Beispiele der Bekehrung von der tiefen Dunkelheit zu Gottes herrlichem Licht, als Ergebnis meiner persönlichen Arbeit. Ich denke, daß die Anzahl allerdings viel größer ist. Ich kann mich an ungefähr 700 Menschen erinnern, die vor dem Besuch der Vorträge völlig ungläubig waren. Aber auch diese Anzahl mag doppelt so groß gewesen sein. Große Ergebnisse kamen auch aus der Arbeit meiner Brüder, die ich gerne hier erwähnen würde, wenn ich genug Gelegenheit hätte.“

Aus diesen Darlegungen wird deutlich, wie tief Herr Miller nach seinen ersten zwei Studienjahren von der Bedeutung und der Notwendigkeit beeindruckt war, das zweite Kommen Christi darzulegen. Des weiteren wird deutlich, wie er noch 14 weitere Jahre die Bibel unter derselben Überzeugung studiert hatte, daß er es der Welt darlegen mußte. Außerdem wird die besondere und klare Art und Weise veranschaulicht, wie er schließlich berufen wurde, um sie zu verkündigen. Und mit den endgültigen Ergebnissen seiner Arbeit ist schließlich bewiesen, daß er auf eine ganz besondere Art und Weise bewegt wurde, seine Pflicht zu tun, um diese wichtige Lehre in der Welt zu verkündigen; wie wir gesehen haben, auch genau zur richtigen Zeit.

Im Jahr 1843 geschahen bemerkenswerte Zeichen und Wunder am Himmel. Es wurde gesagt, daß die Adventisten das glücklichste Volk seien, denn ihre Lehre würde von Zeichen des Himmels unterstützt. Ich möchte hier eines erzählen, das von Millionen von Zeugen gesehen wurde und von dem ich denke, daß es übernatürlich war. Es war ein herrlicher Lichtstrahl, der plötzlich auf dem Weg der untergehenden Sonne erschien, eine kleine Entfernung nur vom Horizont. Dies geschah kurz nach Einbruch der Dunkelheit und konnte drei Wochen lang im Monat März jeden Abend deutlich gesehen werden. Während ich zu dieser Zeit eine Abendversammlung in Rhode Island besuchte, führte dieses große und beeindruckende Licht zu einer großen Aufregung.

Viele versuchten, während der Erscheinung dieses Zeichens am Himmel ihre Gefühle zu beruhigen, indem sie sagten, es sei ein Komet. Aber sie hatten keinen Beweis. Ich möchte hier einige Zitate von verschiedenen Autoren anführen, die aus einer Schrift gesammelt sind, die „Moderne Zeichen am Himmel“ von Henry Jones genannt wird.

Der „New York Herald“:

„Das fremdartige Zeichen am Himmel, das Geheimnis, das über diesem seltsamen unbekanntem Besucher unseres gewöhnlicher Weise ruhigen Sonnensystems hängt, führte zu einer großen Aufregung.“

„Hydrographical Office“, Washington:

„Das fremdartige Licht.‘ Bald nachdem wir uns zurückgezogen hatten, berichtete der Wächter, daß ein Komet im Westen erscheine. Das Phänomen war geheimnisvoll und schön. Ein Streifen Licht strömte von dem Weg der Sonne weg in eine schräge Richtung nach Süden und Osten. Es war ungefähr 1 Grad 30 Minuten (90 Meilen) breit und 30 Grad (800 Meilen) lang.“

Henry Jones macht folgende Aussage über dieses Phänomen:

„Sehr geehrte Herausgeber: Am Abend des fünften, sechsten, siebten und neunten oder mit Beginn des letzten Sonntag abend erlebten die Einwohner dieser Stadt ein Phänomen, das noch niemals vorher gesehen oder von dem noch niemals gehört worden ist. Es dauerte jeweils eine Stunde und erschien meistens zwischen sieben und acht Uhr am Abend. Im Westen konnte man an jedem Abend bei klarem Himmel einen weißen Lichtstreifen sehen, gleichartig in Farbe wie das gewöhnliche Licht im Norden. Er schien ungefähr doppelt so breit zu sein wie die Sonne, und er stieg von da auf, wo die Sonne unterging.“

Weiter sagte er:

„Herr Storrs berichtet, daß in Norfolk der sogenannte große Komet eine rote Farbe hatte und daß er unter den Einwohnern große Aufregung hervorgerufen habe.“

Abschließend berichtet Henry Jones:

„Weitere Nachrichten über diesen Kometen habe ich vor mir, von denen ich jetzt nicht berichten möchte. Sie alle bezeugen die wichtigen Tatsachen, daß die gleiche Erscheinung zur selben Zeit für drei Wochen über dem gesamten östlichen Kontinent gesehen wurde. Es wurde als etwas Seltsames angesehen.“

Was die natürliche Ursache dieser Wunder angeht, möchte ich keinen anderen Versuch zur Erklärung darlegen, als daß Gott selbst die Quelle dafür ist. Er hat es in seiner Allmacht getan, um uns sein Wort der Verheißung zu erfüllen, um die aufzurichten, die niedergedrückt sind, und um die leidenden Heiligen zu unterstützen, daß er sehr bald kommen will, um sie zu befreien.“

Wenn der Leser weitere Tatsachen über das seltsame Licht von 1843 erfahren möchte oder über andere Zeichen, die genauso beeindruckend waren, wird er sehr gesegnet sein, wenn er die Schrift liest, die ich in diesem Kapitel erwähnt habe.

Kapitel 25

Verkündigung in den „Sklavenstaaten“

Herr Miller hatte immer gesagt, daß der Herr um das Jahr 1843 kommen würde. Jetzt wurde er gedrängt, diesen Zeitpunkt genauer zu beschreiben. Er sagte, daß der Herr zwischen dem 21. März 1843 und dem 21. März 1844 kommen würde. Bevor dieses denkwürdige Jahr endete, wurden Konferenzen von Bruder Miller, Himes und anderen in den Städten New York, Philadelphia, Baltimore und Washington abgehalten, um die letzten Warnungen zu geben und wenn möglich den gesamten Hof von Cäsar aufzuwecken. Es war eine Zeit innerster Bewegung für all die, die die Lehre der zweiten Wiederkunft liebten.

Zu dieser Zeit verkaufte ich mein Anwesen, zahlte alle meine Schulden, so daß ich sagen konnte, daß ich „niemandem etwas schuldig war“. Einige Zeit hatte ich darauf gewartet und danach getrachtet, nach Süden in die Staaten zu ziehen, wo die Sklaverei üblich war. Es war mir klar, daß die Sklavenhalter im Süden die Lehre der zweiten Wiederkunft ablehnten und vor wenigen Monaten die Brüder Storrs und Brown aus den Städten Norfolk und Virginia ausgewiesen hatten. Es wurde mir gesagt, wenn ich nach Süden zöge, würden mich die Sklavenhalter umbringen, weil ich die Sklaverei abschaffen wollte. Ich sah wohl, daß da eine Gefahr bestand, aber ich fühlte eine Pflicht und einen Wunsch, ihnen zu helfen und meine eigene Seele zu entlasten. Das befähigte mich, alle diese Hindernisse zu überwinden.

Bruder Gurney, der jetzt in Memphis lebt, sagte, er würde mich bis nach Philadelphia begleiten. Das Dampfschiff, das wir von Massachusetts aus nahmen, hatte einige Schwierigkeiten, durch die Eisschollen hindurchzudringen, die während des letzten Abschnitts unserer Reise von dem Long Island Sound bis zur Stadt New York aufkamen. In Philadelphia besuchten wir einige der überfüllten Treffen von Bruder Miller und auch anderen. Es war wunderbar zu sehen, wie sich eine große Menge von Menschen versammelte, um Predigten über das zweite Kommen Christi zu hören. Bruder Gurney entschloß sich, mich zum Ziel zu begleiten. Wir erreichten Annapolis in

Maryland, indem wir über Washington fahren und die Chesapeake Bay überqueren. In einer Schenke fanden wir Leute, die sich für ihr Bürgertreffen versammelt hatten. Die Verantwortlichen der zwei Versammlungshäuser waren auch da. Sie waren nicht bereit, ihre Türen für uns zu öffnen und sich so der Gefahr auszusetzen, daß die Lehre des zweiten Kommens Christi auch unter den Sklaven verkündet würde. Wir baten den Besitzer der Schenke, sein Haus zur Verfügung zu stellen. Er sagte, wir könnten es haben, sobald die Bürgerversammlung beendet sei.

Dann trafen wir eine Abmachung, daß die Predigt über das zweite Kommen Christi am folgenden Nachmittag in der Schenke zu einer bestimmten Stunde stattfinden sollte. Der Besitzer dieser Taverne sagte: „Heißen Sie Joseph Bates?“ Ich antwortete: „Ja.“ Er sagte, daß er sich erinnerte, daß ich seines Vaters Haus besucht habe, als er noch ein kleiner Junge war. Er sagte mir, daß seine Mutter und seine Familie im Nebenraum sitzen und sich freuen würden, wenn sie mich sehen könnten. Seine Mutter sagte, daß sie mich erkannt habe, als ich in das Haus gekommen sei.

Bald drang die Nachricht von unserem Treffen über die ganze Insel. Alle Menschen kamen, um uns zuzuhören, und waren sehr daran interessiert, über das Kommen unseres Herrn zu hören. Unsere Treffen gingen voran, soweit ich mich erinnere, fünf Nachmittage hintereinander. Der Schlamm auf den Straßen war wegen eines Unwetters so tief, daß wir keine Abendversammlung hatten. Diese Schenke war ein „Mäßigkeitshaus“ und konnte uns viel besser beherbergen als irgendein anderer Platz in der nächsten Umgebung.

Zu Beginn unserer letzten Nachmittagsveranstaltung war ein Bruder sehr bewegt. Er rief Bruder G. und mich zur Seite und sagte uns, daß sich in einem Rumgeschäft, ungefähr zwei Meilen entfernt, eine Gruppe darauf vorbereitete, uns gefangenzunehmen. Wir sagten ihm, daß wir uns nicht sehr darum kümmern würden und drängten ihn, mit uns in die Versammlung zu gehen und ihnen die Sache einfach zu überlassen. Die Zuhörer schienen so ernsthaft zu sein, daß ich versuchte, die Botschaft so klar wie irgend möglich darzulegen. Dabei vergaß ich völlig, daß mich jemand aus diesem Treffen herausziehen wollte. Aber bevor die Zeit da war, daß ich mich wieder hinsetzen konnte, stand ein Mann auf, der das erste Mal in dieser Versammlung saß und von dem ich wußte, daß er ein Klassenlehrer der Methodistenkirche war und einer derer, die uns das Versammlungshaus verweigert hatten. Er begann heftig gegen die Lehre der Ad-

ventbotschaft zu reden. Er sagte, daß er das Ganze in zehn Minuten niedertreten könnte. Ich blieb stehen und antwortete: „Wir werden Ihnen zuhören.“ In wenigen Momenten hatte er sich in seinen Argumenten verrannt. Es entstand eine solche Bewegung in der Versammlung, daß dieser Mann nicht mehr wußte, wo er nach seinen Freunden schauen sollte.

Dann sagte ich zu ihm: „Sie müssen nicht denken, daß wir 600 Meilen durch Eis und Schnee auf unsere eigenen Kosten gekommen sind, um Ihnen den Mitternachtsruf zu geben, ohne uns vorher zu überlegen, was das Ganze kostet. Wenn der Herr nicht mehr für uns tun will, dann können wir genausogut am Boden der Chesapeake Bay liegen wie irgendwo anders, wenn der Herr kommt. Aber wenn er noch ein weiteres Werk für uns zu tun hat, dann können Sie uns gar nichts anhaben!“

Da stand ein Doktor Harper auf und sagte: „Kent, Sie wissen es doch besser! Dieser Mann hat uns die Wahrheit dargelegt, er hat es aus der Bibel vorgelesen, und ich glaube es!“ Wenige Minuten später ergriff Herr Kent meine Hand und schüttelte sie und sagte: „Bates, kommen Sie uns besuchen!“ Ich dankte ihm, sagte ihm aber, daß ich so dringende Arbeit hätte, daß ich nicht dächte, daß ich Zeit genug hätte. Aber ich würde kommen, wenn ich könnte. Doch wir hatten keine Zeit, die zu besuchen, die tief interessiert waren und die sich danach sehnten, mit uns Gebetsgemeinschaften zu haben. Am Ende der Versammlung sagten wir, daß wir alle Mittel hätten und auch alle Ausgaben für diese Versammlung zahlen würden, außer wenn jemand gerne mit uns teilen würde. Sie entschieden sich, daß sie die Kosten tragen würden, und sie wollten nicht, daß wir auch nur einen Cent bezahlten.

Nachdem wir Kent Island verlassen hatten, fuhren wir an der Ostseite der Chesapeake Bay entlang, an der Ostküste von Maryland, nach Centerville, einer Stadt, ungefähr 30 Meilen entfernt, wo wir Treffen vereinbart hatten. Wir entschieden uns, den Fußweg zu benutzen, damit wir besser Gelegenheit hätten, mit den Sklaven und anderen Menschen zu sprechen und ihnen auch einige der Broschüren zu geben. Als wir Centerville erreichten, fragten wir nach einem Herr Harper. Als wir in seinem Laden ankamen, zeigten wir unseren Vorstellungsbrief und wurden dem Richter Hopper vorgestellt, der gerade schrieb. Eine Anzahl von Männern und Jungen kamen in den Laden und waren voller Erwartung. Schließlich fragte uns einer über unsere Ansichten. Bald kamen wir

auf den Punkt zu sprechen, daß Christus nicht so bald wiederkommen könnte, weil das Evangelium noch nicht aller Welt kundgetan wäre. Ich antwortete, daß es bereits aller Kreatur gepredigt worden sei. Als er es nicht glauben wollte, fragte ich nach einer Bibel und las folgenden Vers vor: „Wenn ihr nun bleibt im Glauben, gekrönt und fest und nicht weicht von der Hoffnung des Evangeliums, das ihr gehört habt und das gepredigt ist allen Geschöpfen unter dem Himmel.“ (Kolosser 1,23.)

Darauf sagte ein Mann: „Wo werdet ihr predigen?“ Der Richter Hopper sagte: „Im neuen Gemeindehaus.“ „Gut“, sagte dieser, „ich werde kommen und zuhören.“ Herr Harper lud uns und den Richter zum Tee ein und um den Abend bei ihm zu bleiben. Der Richter hatte viele Fragen über unseren Glauben, und um 10 Uhr abends bestand er darauf, daß wir mit ihm nach Hause gingen, um die Nacht bei ihm zu sein. Bevor wir sein Haus erreichten, das ungefähr eine Meile außerhalb der Stadt lag, sagte er: „Herr Bates, ich sehe, daß Sie gegen die Sklaverei sind und daß Sie hierher gekommen sind, um die Sklaverei abzuschaffen.“ Daraufhin sagte ich: „Ja, Richter, ich bin gegen die Sklaverei, und ich bin gekommen, um Ihre Sklaven und auch Sie zu erreichen. Wir haben keine Absicht, Ihre Sklaven von Ihnen wegzunehmen. Denn wenn Sie uns alle gäben, die Sie haben (ich wußte sehr wohl, daß er eine Menge hatte), dann wüßten wir gar nicht, was wir mit ihnen tun sollten. Wir lehren, daß Christus kommt, und wir wollen, daß sie alle gerettet werden.“

Er schien mit unserer Antwort zufrieden zu sein, und wenige Zeit später stellte er uns seiner Familie vor. Der Richter und Herr Harper waren die Haupteigentümer des neuen Versammlungshauses, das gerade für eine neue Gruppe errichtet worden war, die aus der Methodistenkirche entstanden war. Diese zwei Freunde sagten, daß uns ihr Haus zur Verfügung stünde. Am nächsten Vormittag begannen wir dort mit einer großen Versammlung. Der Richter Hopper lud uns ein, daß wir sein Haus während der Versammlungen als unser Zuhause betrachten sollten.

Unsere Treffen in Centerville in Maryland dauerten ungefähr drei Tage und stießen auf großes Interesse bei den Einwohnern. Viele kamen mit tiefem Interesse, um das erste Mal über das Kommen unseres Herrn zu hören. Der Richter Hopper war äußerst aufmerksam und sagte, daß er fast überzeugt wäre, daß unsere Position richtig sei. Wir hörten auch, daß einer seiner Sklaven tief überzeugt worden wäre und während einer Versammlung seine Bekehrung erlebt habe.

Dann fragte er mich, wohin wir gehen würden. Wir sagten, daß wir gerne nach Nordosten zum nächsten Landsitz ziehen wollten. Er gab uns einen Brief, um uns seinem Freund vorzustellen, einem Richter, der sich um das Gerichtshaus kümmerte, während er abwesend war. Er schrieb ihm, daß er uns dieses Haus öffnen solle, damit wir dort die Versammlungen halten könnten. Wir vereinbarten Termine für fünf Treffen und schickten diese dem Richter, damit er sie veröffentlichen konnte, da er der Herausgeber eines öffentlichen Blattes war.

Der Name dieser Stadt war Chester. Ich denke, daß sie etwa 25 Meilen entfernt lag. Einer unserer interessierten Zuhörer schickte uns seine private Kutsche, um uns den Weg zu erleichtern. Kurz bevor wir das Dorf erreichten, kam uns ein Mann zu Fuß in großer Eile entgegen, hielt uns an und fragte, ob wir die zwei Milleriten seien, die an diesem Platz predigen wollten. Wir antworteten ihm, daß das so wäre. „Gut“, sagte er, „ich bin 13 Meilen an diesem Morgen gereist, um Sie zu treffen.“ Da er uns anstarrte, sagte ich: „Wie sehen wir denn aus?“ Darauf sagte er: „Sie sehen aus wie irgendein anderer Mann.“ Seine Neugierde war befriedigt, wir zogen weiter und sahen ihn nicht mehr. Als wir uns in dem Gasthaus zum Abendessen setzten, nahm der Gastwirt die Ortsnachrichten und gab sie Bruder Gurney in die Hand, damit er die Notiz über das Treffen der Milleriten lesen könnte; er nahm an, daß wir die erwarteten Fremden seien. Diese Nachricht in den Ortsnachrichten schloß mit der Hoffnung ab, daß „die alten Frauen sich nicht fürchten sollten, wenn diese Menschen über das Ende der Welt predigten.“

Nach dem Abendessen suchten wir den Richter in seinem Büro auf, wo wir mehrere Stunden blieben, um seine skeptischen Ansichten über den zweiten Advent zu hören und ihm unzählige Fragen zu beantworten. Er kam sehr pünktlich zu allen unseren Treffen, und er wurde so tief von der Wahrheit überzeugt, daß er sich ganz besonders auf das Kommen des Herrn vorbereiten wollte, mehr als die alte Frau, um die er sich angeblich kümmerte. Das Volk kam, um zuzuhören, und es hörte aufmerksam zu, ganz besonders die Sklaven, die hinter der weißen Versammlung stehen und warten mußten, bis alle Weißen hinausgegangen waren. Das gab eine gute Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen. So fragten wir sie, ob sie denn gehört hätten, was gesagt worden sei. „Ja, Massa, jedes Wort.“ „Glaubt ihr?“ „Ja, Massa, wir glauben es alles.“ „Wollt ihr etwas zu lesen?“ „Ja, Massa.“ „Könnt ihr lesen?“ „Nein, Massa; aber die junge Missus oder der Sohn von dem Massa wird es uns vorlesen.“

Auf diese Weise verteilten wir eine ganze Anzahl unserer Hefte, die wir vom Ältesten Himes in Philadelphia erhalten hatten. Sie schienen sich sehr über die Adventlieder zu freuen. Sie hörten Bruder Gurney, wie er das Lied sang „Ich bin ein Pilgrim, ich bin ein Fremder“. Einer der farbigen Männer kam in unsere Wohnung und bat noch um gedruckte Kopien. Bruder G. hatte nur noch eine. Darauf sagte er: „Ich werde Ihnen einen viertel Dollar dafür geben.“ Wahrscheinlich war das alles Geld, das dieser arme Junge hatte. Er streifte auf eine Weise umher, als ob er keine Ablehnung bekommen könnte. Bruder G. schrieb es dann für ihn ab, und er freute sich außerordentlich.

Es gab dort drei Versammlungshäuser von verschiedenen Kirchen, wo die Menschen Gottesdienst hielten. Aus Rücksicht ihnen gegenüber gaben wir die Nachricht, daß wir nur ein Treffen am Sonntag abhalten würden und daß wir bei Kerzenlicht beginnen wollten. Am nächsten Morgen, als ich einen Brief aufgab, sagte mir der Postbeamte, daß die Prediger an diesem Ort so wütend wären, daß die Leute zu unserem Treffen gehen würden, daß sie darüber redeten, uns ins Gefängnis zu werfen, bevor der Abend anbrach. Darauf sagte ich ihm: „Bitte geben Sie ihnen unsere besten Wünsche und sagen Sie ihnen, daß wir auch für alles bereit seien; das Gefängnis ist so nahe bei unserem Versammlungsort, daß es ihnen leichtfallen wird, uns dorthin zu bringen!“ Wir hörten nichts mehr von ihnen. Wir hatten nicht so viel Angst davor, ins Gefängnis geworfen zu werden, als vielmehr davor, daß diese Prediger und Pastoren das Volk beeinflussen würden, um es von der Adventbotschaft fernzuhalten. Aber der Herr antwortete auf unsere Gebete, und es gelang ihnen nicht, die Tür, die sich für uns geöffnet hatte, zu schließen. Unsere Treffen gingen ohne Unterbrechung weiter.

Das letzte Treffen war überaus beeindruckend. Der Herr half uns wunderbar. Das Thema waren die Posaunen von Offenbarung 9 in Verbindung mit den Darstellungen von Bruder Litch und dem 6. Engel, der aufhörte zu posaunen, sowie dem zweiten Wehe, das im August 1840 mit dem Fall des türkischen Reiches beendet war. Wir legten dar, daß das dritte Wehe schnell kommen würde und große Stimmen am Himmel gehört würden, die sagten: „Die Königreiche dieser Welt sind unseres Herrn und unseres Christus.“

Als wir dieses Treffen beendeten, blieben die weißen Besucher fest und ruhig an ihren Plätzen. Die armen Sklaven standen hinten und warteten, daß ihre Herren sich bewegen sollten. Da saß der Richter, der die alte Frau so gewarnt hatte, daß sie durch die Predigt von dem Ende der Welt Angst bekommen würde. Er und ein oder zwei ande-

re hatten von der Darlegung Notizen gemacht. Wir sangen die Adventlieder und ermahnten sie, sich auf das Kommen des Herrn vorzubereiten, und dann verabschiedeten wir sie. Sie blieben sitzen, ohne sich zu bewegen. Bruder G. ermahnte sie ganz treu, aber immer noch blieben sie still, und es schien so, als ob sie nicht das geringste Verlangen hätten, den Platz zu verlassen. Wir waren völlig beeindruckt, daß Gott mit seinem Heiligen Geist an ihnen wirkte. Wir sangen noch ein Lied, und dann entließen wir sie. Langsam und ruhig zogen sie sich zurück.

Wir warteten darauf, daß wir etwas mit den farbigen Menschen sprechen konnten. Wiederum sagten sie, daß sie alles verstanden hätten, und sie schienen sehr ergriffen zu sein. Als wir aus dem Haus kamen, standen die Leute in Gruppen fast still zusammen. Wir gingen an ihnen vorbei und sagten ihnen auf Wiedersehen. Zwei Richter und der Leiter der Schule kümmerten sich um uns und gingen mit uns bis zum Hotel. Beide waren überaus mächtig überzeugt und offensichtlich gedemütigt. Der Lehrer hatte mehrere Male mit uns diskutiert, um zu beweisen, daß alles eine Verblendung sei. Aber jetzt begann er zu bekennen. Der Richter schien uns selber Fragen stellen zu wollen und war so bedacht darauf, dieses Thema zu verstehen, daß er uns vor dem Hotel in eine Unterhaltung hineinzog, bis wir durch die Kälte draußen gezwungen waren, hineinzugehen, um am Feuer zu sitzen. Wir ermahnten ihn, alle seine Sünden zu bekennen und sein Herz dem Herrn zu geben. Der Leiter der Schule sagte: „Brüder, ich möchte, daß ihr mit mir in mein Zimmer geht, wo wir ein gutes Feuer haben. Ich möchte noch weiter über dieses Werk mit euch sprechen.“ Dazu bekannte er uns, wie mißtrauisch er gewesen war und was für einen Widerstand er hatte. Er war zu unserem Treffen gekommen und hatte auch Notizen gemacht, um unsere Lehre zu widerlegen. „Aber“, sagte er, „ich glaube jetzt alles. Ich glaube mit euch, daß Christus kommt.“ Wir beteten zusammen bis nach Mitternacht. Am nächsten Morgen wurde uns mitgeteilt, daß einige der Einwohner so mächtig beeindruckt worden seien, daß sie die ganze Nacht nicht ins Bett gegangen seien. Zwei Männer waren im Hotel geblieben und hatten gesagt, daß sie 30 Meilen auf dem Pferd gekommen seien, um die Treffen zu besuchen. Während wir hier waren, öffnete sich der Weg für eine Reihe von Treffen, ungefähr 13 Meilen nördlich an einem Platz, der „Die Drei Ecken“ genannt wurde. Es wurde gesagt, daß wir besser nicht dorthin gehen sollten, denn der Besitzer der Gaststätte dort wäre ein Universalist, und er würde uns sehr entgegenstehen.

Kapitel 26

Erste Enttäuschung und Verzögerungszeit

Als wir an dem Platz ankamen, der „Die Drei Ecken“ genannt wird, dachten wir, daß wir dort sicher sehr wenig Zuhörer haben werden, so wie der Platz aussah. Eine Schule, eine Wirtschaft und ein Versammlungshaus der Methodisten in einiger Entfernung mit einigen wenigen Häusern war alles, was wir sehen konnten. Unsere Veranstaltungen sollten an diesem Abend beginnen. Die Verantwortlichen der Methodistenkirche weigerten sich, ihr Haus zur Verfügung zu stellen. Schließlich bekamen wir die Schule für die Abendveranstaltung und ließen uns in der „Universalisten-Wirtschaft“ nieder, die von einem Herrn Dunbar geführt wurde. Ein methodistischer Prediger kam vorbei und sagte zu uns: „Ich habe letzten Sonntag eine Versammlung in der Schule abgehalten, und da waren gerade 18 Zuhörer anwesend. Ich denke, daß eure Lehre ein paar Leute mehr hinzubringen wird.“ Man kann sich unsere Überraschung vorstellen, als zum Beginn des Treffens das Haus so völlig überfüllt war, daß sich die Versammelten zusammendrängen, auf die Stuhllehnen setzen und sich gegenseitig auf den Kopf schauen mußten. Schließlich fanden wir auch einen Platz, wo wir die „43 Karten“ aufhängen konnten. Bruder Gurney begann eines der Lieblingslieder der Adventisten zu singen. Das brachte völlige Ruhe in die Versammlung, und die Besucher verfolgten mit großem Interesse unsere Darlegungen. Wir dachten, daß wir 4 Treffen oder auch noch mehr abhalten wollten und daß wir am nächsten Nachmittag weitermachen wollten, aber es wurde uns kein Platz dafür bereitgestellt. Wir warteten einige Momente, und dann sagte unser Gastgeber: „Meine Herren, Sie können Ihr Treffen bei mir zu Hause abhalten.“ Ich zögerte und überlegte, ob es wirklich gut wäre, eine Adventversammlung dort abzuhalten, wo Alkohol verkauft wird und wo man über die Maßen Alkohol trinkt. Da niemand anderes etwas sagte, traf ich die Abmachung, daß wir am nächsten Nachmittag in der Taverne von Herr Dunbar unser Treffen abhalten würden! Es war etwa 2 Uhr. Als wir in seiner Taverne ankamen, da kam auch Herr Dunbar herein. Ihm folgte eine Anzahl Frauen, und er sagte: „Meine Herren, diese Frauen kommen, um

mehr von Ihren neuen Liedern zu hören. Sie freuen sich über den Gesang und wünschen auch, Ihre Lehre kennenzulernen.“

Nach dem Frühstück am nächsten Morgen begann unser Gastgeber, uns auf sehr freundliche Weise darzulegen, wie die christlichen Ansichten sich doch widersprechen würden und wie schön die Lehre des Universalismus sei. Damit wir nicht lange herumstreiten müßten, sagten wir, daß wir nichts mit dieser Lehre der Universalisten zu tun hätten. Wir wären hierhergekommen, um das Kommen Christi zu verkündigen, und wir wollten, daß er und seine Nachbarn dafür bereit seien. Da hörte unsere Unterhaltung auf, und er ging hinaus. Nach einer Weile kam er wieder herein und sagte: „Gut, Gentlemen, die Methodistenkirche können Sie benutzen, um dort Ihre Darlegung zu geben. Die Verantwortlichen dort wollten Ihnen eigentlich den Gebrauch des Hauses verweigern. Jetzt ist es für die Versammlung an diesem Nachmittag vorbereitet. Ich hatte nie geglaubt, daß diese Menschen es zulassen würden, daß Sie Ihr Treffen in meinem Haus durchführen würden.“

Bald nachdem unsere Versammlung am Nachmittag begonnen hatte, kam ein gut gekleideter, klug aussehender Mann herein und setzte sich mitten in das Zentrum dieses Hauses, während ich eine Passage aus der Offenbarung darlegte. Er schaute mich ernst an und schüttelte seinen Kopf. Ich sagte den Zuhörern: „Da ist ein Mann, der seinen Kopf schüttelt. Er glaubt es nicht!“ Bevor ich meine Darlegung beendet hatte und einen weiteren Abschnitt aus der gleichen Stelle darlegte, tat er das gleiche nochmals. Ich sagte: „Dieser Herr schüttelt wiederum seinen Kopf, er glaubt nicht.“ Sein Angesicht änderte sich, und er wurde verwirrt. Als Bruder Gurney und ich selbst nach Beendigung des Treffens von der Kanzel herunterkamen, drängte er sich durch die Menge, nahm meine Hand und sagte: „Ich möchte, daß Sie heute abend mit mir nach Hause kommen.“ Ich dankte ihm und sagte: „Ich würde es gerne tun, aber ich habe hier einen Freund.“ Darauf sagte er: „Ich möchte, daß er mitkommt, und ich möchte, daß Sie Ihre Schaubilder mitbringen.“ Ein anderer Mann drängte uns, daß wir mit ihm zum Abendessen nach Hause fahren sollten, etwa 2 Meilen entfernt. Darauf sagte der Herr: „Ich werde auch kommen“, und er tat es.

Am Abend war unsere Versammlung größer und äußerst aufmerksam. Nach der Versammlung nahm uns unser neuer Freund mit seiner Frau in seine Kutsche. Kurz nachdem wir abgefahren waren, fragte er seine Frau, ob sie sich an den Traum erinnerte, den er ihr erzählt hätte.

Sie sagte: „Ja.“ „Gut“, sagte er daraufhin, „das sind die 2 Engel, die ich gesehen hatte.“ Dann begann er, uns seinen Traum zu erzählen. Im Folgenden beschreibe ich, soweit ich mich erinnern kann, diesen Traum:

Kurz bevor wir in diesen Ort gekommen waren, hatte dieser Mann geträumt, daß er mit 2 Engeln zusammen gewesen wäre, die ihm die gute Nachricht erklärt hätten, und er konnte sich genau erinnern, wie sie aussahen. „Daraufhin“, sagte unser Freund, „als Sie das 2. Mal darüber sprachen, daß ich meinen Kopf geschüttelt hätte, schaute ich noch einmal hin. Ich dachte, ich hätte Sie schon einmal gesehen. Jetzt erinnerte ich mich an den Traum, und ich wußte durch Ihre fahlen Gesichter, daß Sie die 2 Personen waren, und ganz besonders durch Sie, wegen Ihres Muttermals an Ihrer rechten Wange, das ich in meinem Traum gesehen habe.“

Er stieg aus, öffnete das Tor, und ich dachte, daß wir jetzt bestimmt bei seinem Haus angekommen wären. Nach einer Weile hörte ich, daß es von der Eingangspforte noch 3 Meilen bis zu seinem Haus wären. Seine Plantage war riesig groß, und er hatte viele Sklaven. Er war ein Mann, der die Freizeit liebte, und er hatte von einem Schreiber einige Bemerkungen über das Buch Offenbarung bekommen. Das war der Grund, warum er seinen Kopf geschüttelt hatte, als ich die Darstellung gab, weil sie seinen Ansichten widersprach. Er und seine Frau unterhielten sich mit uns einen großen Teil der Nacht und bis es Zeit für das nächste Nachmittagstreffen war. Sie stellten Fragen über das zweite Kommen Christi, über die Karten und so weiter. Als die Kutsche von Herrn Hurt bereit war, entschuldigte er sich, daß er es uns nicht gestattet hatte, mit den Sklaven zu sprechen. Ich fühlte mich erleichtert, da ich lieber in einer gemischten Versammlung zu ihnen gesprochen hätte. Aber als wir in der Kutsche saßen, sagte er zum Kutscher, der die Zügel hielt: „Sam, sage allen, sie sollen heute abend in den Versammlungsraum kommen.“ „Ja, Massa.“ „Vergiß es nicht, alle!“ „Nein, Massa.“ Das freute uns: wir wollten, daß sie gemeinsam mit ihren Herren zuhören konnten.

Der Leiter der Schule und Herr Dunbar, der Gastgeber, waren die führenden Universalisten in dieser Gegend. Beide hatten jetzt Interesse an dieser neuen Lehre. Der Leiter der Schule schloß die Schule, damit er an dem Nachmittagstreffen teilnehmen konnte, und er kam mit drei großen Büchern unter seinem Arm und erwartete, so dachte ich mir, uns mit einigen seiner Darlegungen durcheinanderzubringen. Aber nur einmal wies er auf seine Bücher hin und konnte damit auch nichts belegen. Dann sagte er nichts mehr. Ich war zufrieden, daß er

und Herr Dunbar von der Wahrheit tief beeindruckt waren. Als wir am Abend heimgingen, sagte ich, als ich bei ihm vorbeiging: „Was denken Sie jetzt über diese neue Lehre?“ „Ich gebe auf“, antwortete er.

Am Abend war die Empore mit farbigen Menschen völlig überfüllt. Ohne Zweifel waren die meisten von ihnen die Sklaven von Herrn Hurt. Sie hörten ganz aufmerksam zu. Alles, was irgendwie nach Befreiung von ewiger Knechtschaft aussah, bedeutete eine gute Nachricht. Die ganze Versammlung schien gerne zuzuhören. Am Ende der Versammlung sagten wir, daß wir nach Elktown weiterfahren mußten, das 25 Meilen weiter nördlich lag, weil wir uns dort am nächsten Abend mit anderen Menschen treffen mußten. Wir würden uns wünschen, daß jemand von ihnen uns dorthin fahren könnte. Herr Hurt wollte uns gerne in seiner privaten Kutsche fahren und lud uns ein, die Nacht über bei ihm zu bleiben. Während wir nach dem Treffen auf die Kutsche warteten, kam Herr Dunbar privat zu uns und fragte uns, ob diese Lehre auch im Norden gepredigt würde und auch in England und ob das genauso wäre, wie Herr Miller es darstellen würde. Wir antworteten ihm, daß das der Fall sei, nur daß Herr Miller es noch deutlicher darlegte, mit wesentlich mehr Licht und größerer Fähigkeit, als wir sie hatten. Er ging hinaus und schien tief beeindruckt zu sein.

Jetzt kam Herr Hurt, und wir fuhren mit ihm ab. Er schien sehr aufgewühlt zu sein, während er uns seine Erfahrung und die seiner Frau erzählte und wie er sich geweigert hatte, ein Klassenlehrer in der methodistischen Kirche zu sein und wie er es bereute, daß er nicht getauft worden sei. Am nächsten Morgen hielten wir auf unserem Weg kurz bei dem Gasthaus an, und als wir bezahlen wollten, saßen Herr Dunbar und ein weiterer Mitarbeiter mit ihren Bibeln vor sich in der Bar und hörten zu, wie Herr Hurt ihnen seinen Traum über uns und seinen Glauben an die Adventlehre erzählte. Herr Dunbar und sein Mitarbeiter sagten, daß sie die Wahrheit so klar wie niemals zuvor sehen würden, und sie drängten uns, da zu bleiben und weitere Treffen abzuhalten. „Außerdem,“ sagten sie, „sind Sie eingeladen worden, die Botschaft auch in einer Stadt, die 12 Meilen östlich von hier liegt, darzulegen.“ Wir antworteten, daß wir bereits eine Abmachung in Elktown getroffen hätten und daß sie an diesem Abend beginnen sollte. Dann drängten sie uns, zurückzukehren. Aber da wir noch weitere Abmachungen weiter im Norden hatten, konnten wir ihrer Bitte nicht nachkommen.

Von diesem Ort fuhr uns Herr Hurt in seiner Kutsche nach Elktown, 25 Meilen entfernt. Er stellte uns und die Botschaft unterwegs

seinen Freunden vor. In Elktown selber setzte er sich ein, den Weg für unser Treffen vorzubereiten. Als er sich von uns trennte, sagte er nach einem Gebet: „Ich möchte alles, was ich habe, geben, wenn ich mich so in diesem Werk wiederfinden würde, wie Sie es tun.“ Niemals mehr hörten wir von ihm.

Wir hatten fünf Treffen in einem Gerichtshaus in Elktown. Einige bekannten zu glauben, und sie wollten noch viel mehr hören, wenn wir länger dableiben würden. Von Elktown nahmen wir die Kutsche nach Philadelphia und dann nach New York City. Dort trafen wir Herrn Miller, der gerade von Washington D. C. gekommen war, wo er einige Vorträge gehalten hatte. Von New York fuhren wir auf einem Dampfschiff Richtung Osten nach Fall River in Massachusetts. Am Abend, nachdem wir Hurl Gate passiert hatten, hängten wir die Karte im Zentrum des Aufenthaltsraumes der Passagiere auf. Dann begannen wir die Lieder über die Wiederkunft Christi zu singen, eine große Menge Leute kam zusammen, und sie fragten uns sofort, was denn diese Bilder auf unserer Karte bedeuten würden. Wir antworteten, daß wir es ihnen allen gerne erklären würden, wenn sie sich ruhig hinsetzten. Nach einer Weile wollten sie gerne zuhören und taten dies ganz aufmerksam, bis wir von einem starken Sturm unterbrochen wurden, der von Osten her aufkam und uns zwang, einen Hafen aufzusuchen. Da dieser Sturm sehr heftig war, mußte das Schiff einen anderen Weg nehmen, und die Passagiere landeten in Connecticut und fuhren in der Kutsche Richtung Boston weiter. Über die Wiederkunft Christi wurde auch in den Kutschen weitergesprochen, und sie wurde so lange behandelt, bis die Passagiere sich in Boston voneinander trennten.

Bevor die Zeit zu Ende war, besuchten wir einige der Inseln, die zu Massachusetts und Rhode Island gehören, nämlich Nantucket, Marta's Vineyard und Block Island. Von den zehn- bis zwölftausend Einwohnern dieser Inseln bekannten sich viele zum Glauben und schlossen sich der Adventbewegung an.

Im Frühjahr des Jahres 1844, als sich die langerwartete Zeit näherte, die William Miller und die anderen gepredigt hatten, nämlich die Zeit, in der die prophetischen Perioden von Daniel endeten und der Herr bald wiederkommen sollte, wurde das Werk immer aufregender und anstrengender. Wahrscheinlich hatte es seit der Sintflut in den Tagen Noahs niemals etwas gegeben, das man mit dieser Bewegung vergleichen könnte.

Der wichtigste Punkt, um den es jetzt ging, war die Frage, wann in der Geschichte der Erde die 2300 Jahre denn begonnen hatten. Schließlich stellte man fest, daß 457 Jahre vor Christi Geburt der einzige verlässliche Zeitpunkt sein konnte. So ergab sich die Summe aus diesen 457 Jahren vor Christus und 1843 vollen Jahren nach Christus, die alle zusammen genau 2300 vollständige Jahre ausmachen.

Das Zeugnis der Schrift zeigte auch klar, daß jedes Jahr mit einem Neumond im Frühjahr begann, genau 14 Tage vor dem jährlichen Passahfest (2. Mose 12,1—6; 13,3—4). Aus diesem Grund wurde der 17. April 1844 (römische Zeitrechnung) als das Ende des biblischen Jahres 1843 (biblische Zeitrechnung) angesehen.

Das Verstreichen dieser Zeit war die erste Enttäuschung für die Adventbewegung. Diejenigen, die die Last der Botschaft empfanden, kamen in eine tiefe Seelenangst und einen tiefen Seelenkampf. Sie wurden von denen umgeben, die sich freuten, daß die Berechnungen versagt hatten. In dieser schweren Zeit wurde die Schrift äußerst sorgfältig studiert, um festzustellen, warum die Enttäuschung gekommen war. In einer Prophezeiung aus Habakuk konnten einige Punkte gesehen werden, die sich auf die Vision bezogen, die vorher niemals wirklich erforscht worden waren. (Habakuk 2,2,3: „Die Weissagung wird ja noch erfüllt werden zu ihrer Zeit und wird endlich frei an den Tag kommen und nicht trügen. Wenn sie sich auch hinzieht, so harre ihrer; sie wird gewiß kommen und nicht ausbleiben.“)

Zu dieser Zeit wurde ungefähr von 50 000 Gläubigen ausgegangen, die sich dieser Bewegung in den Vereinigten Staaten und in Kanada angeschlossen hatten. Diese Menschen hatten niemals verstanden, daß es eine Verzögerungszeit oder eine Warteperiode in dieser Weissagung gab. Diese und auch andere Schriften mit der gleichen Bedeutung ermutigten die Versuchten, an ihrem Glauben festzuhalten. Oft wurden sie von ihren Widersachern mit Bemerkungen angegriffen: „Was machen Sie denn jetzt, Ihre Zeit ist vorbei? Erinnern Sie sich nicht, daß Sie einen Zeitpunkt für die Wiederkunft Christi festgesetzt haben, die nach 2300 Tagen, so wie es in Daniel steht, stattfinden sollte? Die Zeit ist vorbei, er ist nicht gekommen; warum bekennen Sie nicht Ihren Fehler und geben das alles auf?“ Dann kamen Antworten wie folgende: „Der Herr hat gesagt: Wartet darauf!“ „Worauf denn warten?“ Antwort: „Auf die Vision!“ „Wie lange denn?“ Antwort: „Das hat er nicht gesagt; aber er sagt: ‚Wartet darauf, es wird bestimmt kommen.‘ Ihr sagt, wir sollen aufgeben? Wir wagen es nicht!“ „Warum nicht?“ „Weil der Befehl des Herrn für sein vertrauendes und enttäushtes Volk jetzt lautet: Wartet!“

Kapitel 27

Der Mitternachtsruf, die Enttäuschung und die dritte Engelsbotschaft

Das erste, was die Adventgläubigen nach der Enttäuschung taten, war, daß sie die Vision in Daniel über die 2300 Abende und Morgen nochmals überprüften. Aber sie konnten keinen Irrtum in ihrer Berechnung erkennen. Es war so deutlich und klar, daß es jeden Tag der 457 Jahre vor Christus und genauso jeden Tag bis zum Jahre 1843 brauchte, um die 2300 Jahre der Vision zu erfüllen. Auf diese Tatsache hin war ja die Adventbewegung entstanden. Es war auch klar, daß dieses Jahr dem jüdischen heiligen Jahr entsprechen und auch damit abschließen mußte.

In dieser entscheidenden Krise wurde der „Advent-Schild“ veröffentlicht. Dort stand die ganze vergangene Bewegung beschrieben, besonders die prophetischen Perioden. Es wurde gezeigt, daß wir diesen völlig richtig gefolgt waren. Wir zitieren jetzt aus dem ersten Band Nr. 1, Seite 87:

„Wir glauben, daß die Verkündigung, die stattgefunden hatte, der Ruf des Engels ist, der ausgerufen hatte: ‚Die Stunde des Gerichts ist gekommen.‘ (Offenbarung 14,6.7.) Das ist der Ruf, der alle Nationen erreichen muß. Es ist die Verkündigung des ewigen Evangeliums. In der einen oder anderen Weise ist dieser Ruf über die ganze Erde gegangen, wo immer menschliche Wesen sind, und wir haben Gelegenheit gehabt, davon zu hören.

Joseph Wolff verkündigte das baldige Kommen Christi zwischen den Jahren 1821 und 1845 in Palästina, Ägypten, Mesopotamien, Persien, Georgien und über das ganze Osmanische Reich, in Griechenland, Arabien, Turkistan, Hindustan, in Holland, Schottland und Irland, in Konstantinopel, Jerusalem, St. Helena und in New York, und zwar allen Bekenntnissen.“

Von diesen historischen Tatsachen her wird der unvoreingenommene Leser sehen, mit welcher wunderbarer Geschwindigkeit sich die herrliche Botschaft des zweiten Kommens unseres Herrn über den ganzen bewohnten Erdball ausgebreitet hatte, bis es dann so plötzlich mit denen aufhörte, die sie verkündigt hatten, wie das Tageslicht mit der untergehenden Sonne verschwindet. Diejenigen, die in diesem heiligen Werk mitgearbeitet hatten, waren die ehrlichsten und aufrichtigsten aus den Kirchen. So steht im „Advent-Schild“ auf Seite 92:

„Keine religiöse oder moralische Bewegung hatte wohl jemals solch einen schnellen Fortschritt wie der Adventismus. Die Verkündiger waren überaus demütige, fromme und hingebungsvolle Glieder verschiedener Kirchen. Niemals hat eine Gruppe von Menschen treuer und eifriger für die Sache Gottes gewirkt oder mit heiligeren Motiven. Ihr Bericht steht im Himmel geschrieben.“

Während dieser Verzögerungszeit beteten und suchten die Glieder nach Licht in den Prophezeiungen. Es wurde deutlich, daß der Herr das Gleichnis der zehn Jungfrauen gegeben hatte, um die Adventbewegung zu verdeutlichen. Als Antwort auf die Frage: „Was soll denn das Zeichen deines Kommens sein und das Zeichen des Endes der Welt?“ (Matthäus 24,3), stellte der Herr einige der wichtigsten Ereignisse dar, die die christliche Kirche zwischen der Zeit seiner ersten Ankunft hier auf Erden und seines Wiederkommens erleben würde. Das waren zum Beispiel die Zerstörung Jerusalems im Jahr 70 nach Christus, gefolgt von der großen Verfolgung der christlichen Kirche für mehr als 1600 Jahre unter dem heidnischen und päpstlichen Rom. Dann kam das Verdunkeln der Sonne im Jahr 1780 und das Fallen der Sterne im Jahr 1833. Darauf folgte die Verkündigung des zweiten Kommens Christi, und die Darstellung schloß mit der Beschreibung zweier Gruppen von Adventisten. „Dann wird das Königreich des Himmels sein wie zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen und hinausgingen, um dem Bräutigam zu begegnen.“ (Siehe Matthäus 25,1–13.) Die Worte „Königreich des Himmels“ weisen ohne Zweifel auf den gleichen Teil der lebendigen Gemeinde hin, die auch in Matthäus 24,45–51 beschrieben wird, wo es ebenfalls um die Verkündigung seines zweiten Kommens geht. Und bis zum Vers 13 des 25. Kapitels wird jeder einzelne wichtige Schritt ihrer Geschichte beschrieben und mit der Geschichte der zehn Jungfrauen in dem Gleichnis verglichen, nämlich „die Verzögerung der Vision“, „die Verzögerung des Bräutigams“, „der Mitternachtsruf: ‚Siehe der Bräutigam kommt!‘“ usw.

Kurz nachdem die Vision sich verzögerte, wurde die zweite Engelsbotschaft verkündigt. Siehe Offenbarung 14,6. Während so die Zeit mit dieser Botschaft in den Sommer 1844 hineinreichte, wurde ein klarer Endzeitpunkt für das Ende der Vision angegeben. Aber die führenden Träger stellten sich dem entgegen. Eine Konferenz wurde am 12. August in Exeter, N. H., abgehalten. Als ich dorthin fuhr, drängten sich mir mehrere Male folgende Gedanken auf: „Dort wird neues Licht gegeben werden! Es wird neue Kraft in das Werk gebracht werden!“ Als ich dort ankam, ging ich herum unter den vielen Zelten und fragte, ob neues Licht gekommen wäre. Ich wurde gebeten, zu dem Exeter-Zelt zu gehen, und es wurde mir gesagt, daß dort neues Licht wäre. Sehr bald saß ich unter ihnen und hörte dem zu, was sie „den Mitternachtsruf“ nannten. Das war neues Licht, ganz bestimmt. Das war die nächste Bewegung in der Adventgeschichte. Und darin konnte die Adventgeschichte ganz sicher mit den zehn Jungfrauen im Gleichnis verglichen werden (Vers 6). Es wirkte wie ein Sauerteig während der ganzen Konferenz. Als dieses Treffen zu Ende war, hallten die Granitberge von New Hampshire von dem Mitternachtsruf wider: „Siehe, der Bräutigam kommt; gehet aus, ihm entgegen!“ Als die vollbesetzten Wagen, Kutschen und Züge in die verschiedenen Staaten, Städte und Dörfer von Neuengland wegfuhr, hörte man den Ruf immer noch: „Siehe, der Bräutigam kommt!“ Christus, unser geliebter Herr, kommt am 10. Tag des siebten Monats! Seid bereit! Seid bereit!

Nachdem ich fünf Tage weg war, fuhr ich wieder nach Hause nach Fairhaven, um pünktlich zu einem abendlichen Treffen zu kommen. Meine Brüder konnten unseren Bericht über das neue Licht kaum glauben. Sie dachten, daß sie so, wie sie waren, in Ordnung seien, und der Mitternachtsruf war für sie in Verbindung mit der Adventgeschichte eine seltsame Lehre. Am Sonntag morgen besuchte ich das Adventtreffen in New Bedford einige Meilen entfernt. Bruder Hutchinson aus Kanada predigte. Er war ziemlich durcheinander, setzte sich hin und sagte: „Ich kann nicht predigen!“ Ältester Macomber, der mit mir zusammen von der Konferenz gekommen war, war mit ihm beim Pult. Er erhob sich sehr aufgeregt und sagte: „Oh! Ich wünschte, ich könnte euch erzählen, was ich gesehen und gehört habe, aber ich kann es nicht.“ Er setzte sich wieder hin. Dann stand ich von meinem Sitz auf, trat vor die Versammlung und sagte: „Ich kann es!“ Ich kann mich an keine Gelegenheit während meiner ganzen religiösen Erfahrung erinnern, zu der ich mit einer solchen Freiheit gepredigt habe, mit einem solchen Wortfluß! Die Worte kamen

wie fließendes Wasser aus mir heraus. Als ich mich dann niedersetzte, kam eine Schwester durch die Halle zu mir und sagte: „Bruder Bates, ich möchte, daß du genau das gleiche heute nachmittag noch einmal predigst.“ Bruder Hutchinson war nun von seinem ganzen Stammeln erleichtert und sagte: „Wenn das wahr ist, was Bruder Bates uns dargelegt hat, dann wundere ich mich nicht, daß er denkt, daß meine Predigt völlig trocken sei.“ Als das Treffen am nächsten Abend zu Ende war, da hörte das Stammeln auf, und der Ruf ertönte: „Siehe, der Bräutigam kommt; gehet ihm entgegen!“ Schnell wurde alles vorbereitet, um Treffen zu veranstalten und die gute Nachricht überall zu verbreiten.

Am 22. August gab Bruder Snow einen Artikel heraus, den er „Der Mitternachtsruf“ nannte. Dort legte er alle Punkte und Symbole dar und zeigte, wie die genaue Zeit, nämlich das Ende der 2300 Tage, am 10. Tag des siebten Monats 1844 erfüllt sein würde. Daraufhin drückten einige Älteste der führenden Adventprediger, wie der Älteste Himes, ihre Einwürfe gegen den Ursprung des Mitternachtsrufes aus. Aber bevor das Treffen abschloß, gingen sie an ihre Arbeitsplätze zurück, und wenige Tage später wurden in der Zeitschrift „Advent-Herald“ ihre Bekenntnisse veröffentlicht, daß all ihre Einwürfe weggenommen seien. Ihr Glaube in den „Mitternachtsruf“ war jetzt fest und unwandelbar.

Wir können hier nicht sämtliche Argumente darlegen, durch die der „Mitternachtsruf“ aufrechterhalten wurde. Aber er war so überzeugend und mächtig, daß aller Widerstand weggewischt wurde. Mit ungeheurer Schnelligkeit drang dieser Ruf durch das Land, und die armen entmutigten Seelen, die schliefen und schlummerten, „während der Bräutigam verzog“, wachten von ihrer Müdigkeit und Entmutigung auf, „standen auf, schmückten ihre Lampen und gingen dem Bräutigam entgegen“. Alle Herzen waren in diesem Werk vereint, und alle schienen äußerst ernst machen zu wollen, um sich wirklich auf das Kommen des Heilandes vorzubereiten. Sie glaubten, daß es ganz nahe bevorstehe. Tausende eilten hin und her und verkündigten die Botschaft. Sie verteilten Bücher und Schriften, die die Botschaft enthielten.

Aber eine weitere traurige Enttäuschung wartete auf diese Menschen. Kurz bevor dieser Tag eintraf, gingen alle diese umherreisenden Brüder in ihre Heime. Die Schriften waren ausgeteilt worden, und alle harrten in innigster Erwartung auf das Kommen ihres Herrn und Heilandes. Doch der Tag verstrich, und weitere 24 Stun-

den folgten, aber es kam keine Befreiung. Ihre Hoffnung sank, und der Mut starb mit ihr dahin, denn sie waren so vertrauensvoll gewesen, daß ihre Berechnungen richtig waren, daß sie keine Ermutigung darin finden konnten, nochmals zu überprüfen, welche Zeit es sein sollte, denn es gab nichts, was diese Tage über den 10. Tag des siebten Monats im Jahre 1844 hinaus rechnen ließe. Es gibt auch bis heute nichts, das man irgendwie weiter rechnen könnte, obwohl es viele versucht und immer wieder einen Zeitpunkt für das Kommen Christi festgelegt haben.

Die Auswirkung dieser Enttäuschung können nur diejenigen richtig verstehen, die sie selbst erfahren haben. Die Adventgläubigen wurden tief geprüft, was ganz verschiedene Ergebnisse hatte. Einige wandten sich ab und gaben alles auf, während eine große Mehrheit weiter damit fortfuhr zu predigen und sagte, daß die Zeit noch nicht beendet sei. Wieder andere glaubten, daß die Tage wohl zu Ende seien und daß ihnen ihre Pflicht bald klargemacht würde. Alle außer dieser letzten Klasse verwarfen tatsächlich ihre ehemalige Erfahrung, und als Folge davon gerieten sie in eine völlige Finsternis über das wahre Werk des Adventvolkes.

Diejenigen, die glaubten, daß die Zeit richtig sei und daß sie jetzt auch vergangen sei, richteten ihre Aufmerksamkeit darauf, ihre Position nochmals zu überprüfen. Bald wurde es klar, daß der Fehler nicht in der Zeit lag, sondern darin, daß sie am Ende dieser Zeitspanne auf ein falsches Ereignis gewartet hatten. Die Prophezeiung hatte ja gesagt: „Bis 2300 Abende und Morgen vergangen sind, dann soll das Heiligtum wieder gereinigt werden.“ Wir hatten immer gelehrt, daß das Heiligtum die Erde sei und daß das Reinigen des Heiligtums deshalb die Reinigung mit Feuer bei der zweiten Wiederkunft Christi sei. Darin lag unser Fehler. Denn nach einer sorgfältigen Prüfung waren wir unfähig, irgend etwas in der Bibel zu erkennen, das solch eine Meinung aufrechterhielt. Das Licht schien auf das Wort Gottes wie niemals zuvor, und durch seine Hilfe gab es eine sehr klare, wohldefinierte Stellung über das Heiligtum und das Reinigen des Heiligtums. Dadurch wurden wir fähig, das Verstreichen der Zeit zu erklären und auch die Enttäuschung, die folgte. Diejenigen, die feststanden, wurden sehr ermutigt, an der Botschaft Gottes festzuhalten. In dieser Darstellung ist es nicht möglich, all das genau zu erklären, aber wir weisen unsere Leser auf folgende Schrift hin: „Das Heiligtum und die 2300 Tage“, die in Battle Creek in Michigan veröffentlicht wurde.

Außerdem wurden wir durch das Licht gestärkt, das wir über die drei Engelsbotschaften in Offenbarung 14,6–12 empfangen. Wir glaubten völlig, daß wir die erste dieser drei Botschaften gegeben hatten: „Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre, denn die Stunde seines Gerichtes ist gekommen“ und daß die Verkündigung einer bestimmten Zeit, diese mächtige Bewegung, die die Welt ergriffen und ein so großes Interesse hervorgerufen hatte, eine völlige Erfüllung dieser Botschaft war. Nachdem diese Zeit vorbei war, wurden unsere Augen geöffnet, daß noch zwei weitere Botschaften folgen mußten, bevor Christus kommen konnte: Die zweite Engelsbotschaft, die den Fall Babylons ankündigte und die dritte, die eine äußerst ernste Warnung gegen den falschen Gottesdienst enthielt und die Gebote Gottes und den Glauben Jesu vorstellte.

In engster Verbindung mit der ersten Engelsbotschaft wurden wir überzeugt, daß der Fall Babylons den moralischen Abfall in den Kirchen darstellte, die das Licht des Himmels abgelehnt und die Verkündigung der Ankunft Jesu aus ihren Kirchen, Gottesdiensten und ihren Herzen verbannt hatten. Denn sie hatten diese Ankunft nicht lieb und wünschten nicht, daß sie wahr sei.

Nachdem die ersten zwei der Engelsbotschaften gegeben worden waren, richtete sich die Aufmerksamkeit auf die dritte Engelsbotschaft, und die Natur und die Forderungen dieser Botschaft wurden studiert. So wie schon erwähnt, enthält sie eine ernsthafte Warnung gegen die Anbetung des Tieres und des Bildes des Tieres. Sie ermahnt, die Gebote Gottes zu halten und den Glauben Jesu zu bewahren. Unter dem Ausdruck „Gebote Gottes“ verstehen wir das Moralgesetz der zehn Gebote, das von allen Kirchen in den vergangenen Jahrhunderten als bindend für die Menschheit angesehen worden war. Dieses Gesetz enthält die moralischen Gebote, die unsere Pflicht Gott und unseren Mitmenschen gegenüber regeln. Weil das kurz, bevor Christus kommen sollte, die besondere Botschaft war und weil sie mit einer solch ernststen Warnung verbunden war, zeigt dies deutlich, daß darin, wie die Kirchen mit den Geboten Gottes umgehen, ein großer Irrtum liegen muß.

Eine sorgfältige Überprüfung, wie die Kirchen mit den Geboten umgehen, zeigt, daß sie das vierte Gebot nicht halten. Dieses Gebot befiehlt, den siebten Tag der Woche als Sabbat zu heiligen, während fast die gesamte Welt den ersten Tag heiligt. Aus diesem Grund ist hier eine Reform notwendig. Bevor Christus kommt, muß sein Volk alle Gebote Gottes halten und so für die Verwandlung bereit sein.

Eine Erforschung der Ansprüche des Sabbats zeigen folgende Tatsachen:

1. Am Anfang heiligte Gott den siebten Tag und keinen anderen als den heiligen Sabbat, weil er an diesem Tag geruht hatte.
2. Nachdem er ihn geheiligt hatte, befahl er den Menschen, an den Sabbat zu denken und ihn heilig zu halten.
3. Es gibt nirgendwo einen Bericht, daß er die Heiligkeit von diesem Tag weggenommen oder daß er den Segen von dem siebten auf den ersten Tag der Woche gelegt hat.
4. Es gibt auch keinen Hinweis in der Bibel, daß der Mensch irgendwo von seiner Verpflichtung befreit worden sei, diesen Tag heilig zu halten, an dem Gott ruhte.
5. Unser Heiland anerkannte die Ansprüche des Sabbats durch sein Beispiel und durch seine Lehren und sagte, daß er „für den Menschen gemacht sei“.
6. Die Jünger und Apostel anerkannten diesen Tag, sie hielten ihre Treffen, predigten an diesem Tag, nannten ihn „den Sabbat“ und erkannten, daß es der Tag des christlichen Gottesdienstes sei.
7. Im neuen Testament wird einheitlich vom siebten Tag als dem „Sabbat“ gesprochen, während der erste Tag nirgendwo mit diesem Titel geehrt wird.
8. Der Ausdruck „erster Tag der Woche“ kommt achtmal im neuen Testament vor, und niemals wird in Verbindung damit angeführt, ihn heilig oder als Ruhetag zu halten.
9. Wenn wir die Schrift zur Seite tun, haben wir verlässliche Geschichtshinweise, daß die frühen Kirchen den siebten Tag als den Sabbat heiligten, bis durch den Abfall der erste Tag der Woche geachtet wurde, in Übereinstimmung mit der Heidenwelt, die den Sonntag zur Ehre ihres Hauptgottes, der Sonne, heilig hielt.
10. Das erste deutliche Gesetz, das jemals von einer gesetzgebenden Macht gegeben wurde, um den Sonntag zu heiligen, war

der Befehl Konstantins, eines heidnischen Herrschers, der vorgab, Christ geworden zu sein. Dieser Befehl wurde in dem bekannten Sonntagsgesetz im Jahr 321 nach Christus gegeben.

11. Die römisch-katholische Kirche nahm diese Sonntagsheiligung an und zwang ihre Nachfolger ebenfalls dazu, indem sie vorgab, daß sie die Autorität des Himmels habe, bis schließlich nahezu alle Menschen diesen Tag heiligten. Und die Protestanten, die die Irrtümer der römischen Kirche ablehnten, hatten sich nicht völlig von ihren unbiblischen Lehren befreit, wie sich deutlich bei der allgemeinen Beachtung des Sonntags zeigt.

Wenn wir die oben dargestellten Tatsachen beachten, dann zeigt die 3. Engelsbotschaft die Wichtigkeit einer ernsthaften, scharfsinnigen Aufmerksamkeit aller Bibelgläubigen und ganz besonders derer, die vorgeben, daß sie sich vorbereiten, den Herrn bei seinem Kommen zu treffen. Als diese Tatsache denen vor Augen gestellt wurde, die die ersten zwei Botschaften gegeben hatten, die Gott bisher nachgefolgt waren und auch seine Hand bisher in dem Werk sehen konnten, die auch in der Enttäuschung eine Erfüllung der Prophetie erkennen konnten, nahmen diese die Wahrheit an und begannen freudig, den Sabbat des Herrn zu heiligen. Obwohl zunächst das Licht darüber nicht ein Zehntel so klar war, wie es zur Zeit ist, waren doch die Kinder Gottes bereit, es anzunehmen und darin zu wandeln.

Von der Zeit an ging das Werk beständig voran. Vergleichsweise verborgen wuchs das Werk heran, wurde von vielen abgelehnt, die die erste und zweite Engelsbotschaft angenommen hatten, und nur von wenigen Predigern dargestellt, die in Mangel und Armut kämpften und die dem Widerstand vieler und den Vorurteilen aller entgegenstehen mußten. Aber beständig ging das Werk unter dem Segen Gottes vorwärts, bis es jetzt auf einer festen Grundlage steht, eine feste Kette von Argumenten darstellt und eine klare Wahrheitsfront bildet. Jeder, dem diese Botschaft dargestellt wird, ist aufgefordert, sorgfältig darüber nachzudenken.

Es ist nun 23 Jahre her, seitdem wir begannen, den Sabbat des Herrn zu beachten. Seit diesem Zeitpunkt haben wir uns bemüht, diese Botschaft anderen zu predigen, sowohl in privater als auch in öffentlicher Arbeit, sowohl am Herd zu Hause als auch von der Kan-

zel. Wir haben diese und andere Wahrheiten in Neuengland, vielen westlichen Staaten und Kanada verkündet, und wir sind gesegnet worden, indem wir Hunderte von Menschen sehen konnten, die von den Traditionen der Menschen weggingen und sich den Boten Gottes völlig zuwandten.

Durch die unermüdlichen Bemühungen von unserem lieben Bruder, dem Ältesten James White, und seiner Frau, die in diesem Werk Pioniere waren, gibt es nun in Battle Creek ein gut ausgerüstetes Büro, das von der „Siebenten-Tags-Adventisten-Verkündigungsgemeinschaft“ geführt wird. Dies ist eine Organisation, die die Verbreitung der Botschaft durchführen soll. Dort gibt es zwei Druckmaschinen, und sie geben die Zeitschriften „The Advent Review and Sabbath Herald“, den „The Youth’s Instructor“ und auch den „Gesundheitsreformer“ heraus. Zusätzlich werden viele Bücher und Traktate gedruckt.

Zum Abschluß dieses Buches möchte ich Gott gegenüber meine Dankbarkeit ausdrücken, daß ich in diesem großen Werk einen demütigen Teil mitarbeiten durfte. Nachdem mein vergangenes Leben überaus ereignisreich war, ist es mein ernstes Verlangen, den Rest meiner Tage Gott zu dienen, das Werk voranzubringen, damit ich einen Platz in seinem Reich habe, das bald kommt, und damit sich auch der Leser und der Schreiber in diesem neuen Reich treffen werden; dafür bete ich.